Christine Wimbauer, Mona Motakef

Prekäre Arbeit, prekäre Liebe

Über Anerkennung und unsichere Lebensverhältnisse



Prekäre Arbeit, prekäre Liebe



Christine Wimbauer, Dr. phil., ist Professorin für Soziologie der Arbeit und Geschlechterverhältnisse an der Humboldt-Universität zu Berlin.

Mona Motakef, Dr. phil., ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrbereich Soziologie der Arbeit und Geschlechterverhältnisse an der Humboldt-Universität zu Berlin.

Christine Wimbauer, Mona Motakef

Prekäre Arbeit, prekäre Liebe

Über Anerkennung und unsichere Lebensverhältnisse

Campus Verlag
Frankfurt/New York

Die Drucklegung des Buches erfolgte mit freundlicher Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) im Rahmen der Förderung des diesem Buch zugrunde liegenden Forschungsprojekts Wi2142/5-1.

Großzügig gefördert wurde die Veröffentlichung zudem aus dem Open-Access-Publikationsfonds der Humboldt-Universität zu Berlin.

ISBN 978-3-593-51240-2 Print
ISBN 978-3-593-44441-3 E-Book (PDF)
ISBN 978-3-593-44440-6 E-Book (EPUB)

DOI 10.12907/978-3-593-44441-3



Umschlaggestaltung: Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main
Satz: publish4you, Engelskirchen
Gesetzt aus der Garamond
Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe GmbH, Bad Langensalza
Printed in Germany

www.campus.de

Inhalt

Vorwort

Die Idee zu diesem Buch entstand vor einem guten Jahrzehnt am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB), wo wir von 2008 bis 2010 Anerkennung und Ungleichheiten in Doppelkarriere-Paaren erforschten. Dabei wurde uns offenbar, wie unabdingbar es ist, den Blick nicht nur auf hoch Qualifizierte, sondern auch auf prekär Beschäftigte zu richten: Wie werden prekäre Beschäftigungsverhältnisse unter Anerkennungsgesichtspunkten erfahren? Wie beeinflussen prekäre Beschäftigungen das Leben und die sozialen Beziehungen der Menschen? Und was bedeuten sie für die Geschlechterverhältnisse? Mit diesen Forschungsfragen im Kopf begann für uns zunächst eine Reise: Den Antrag für das Projekt »Ungleiche Anerkennung? ›Arbeit‹ und ›Liebe‹ im Lebenszusammenhang prekär Beschäftigter« (Wi2142/5–1)[1] schrieben wir am Institut für Soziologie der Universität Duisburg-Essen, und nach einer zweiten Runde erhielten wir glücklich die Bewilligung von der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Zum Projektstart am 1. Mai 2014 waren wir mittlerweile am Institut für Soziologie der Eberhard Karls Universität Tübingen. Ein knappes Jahr später wechselten wir an das Institut für Sozialwissenschaften der Humboldt-Universität zu Berlin. Die Laufzeit des Projektes endete dort formal im September 2017, »unser« – vorläufiges – Projektende erreichten wir mit der Fertigstellung des vorliegenden Buches.

An welchem Ort auch immer – zum Entstehen dieses Buches haben viele beigetragen. Ihnen allen gilt unser Dank, auch wenn wir nicht alle namentlich erwähnen können. An erster Stelle möchten wir uns bei den Befragten bedanken für die Einblicke, die sie uns in ihr Leben gewährten, für ihr Vertrauen und ihre Zeit. Über Erfahrungen der Nichtanerkennung, über biographische Unsicherheiten und über Liebe zu sprechen und womöglich auch eigenes Leid oder Scheitern zu thematisieren, ist keine Selbst-

1 Zum Projekt siehe auch https://www.projekte.hu-berlin.de/de/ua (letzter Zugriff am 23.10.2019).

verständlichkeit. Besonderer Dank gilt auch dem Projektteam: Mit hoher Flexibilität hat Ellen Ronnsiek als Doktorandin mit uns die Interviews erhoben und wirkte bei der Auswertung mit. Große Unterstützung bei der Literaturrecherche und Auswertungsarbeit erfuhren wir von den studentischen Mitarbeiter*innen Iliana Klauss, Antonia Platten und Maira Schobert (Tübingen) sowie von Franziska Baum, Lilian Hümmler und Julia Bringmann (Berlin). Studierende unserer Lehrforschungsprojekte in Tübingen und Berlin setzten sich höchst kreativ und engagiert mit unserem Material auseinander. Daraus sind beeindruckende Abschlussarbeiten entstanden, etwa von Franziska Baum (2018) und Julia Bringmann (2016). Antonia Platten, Maira Schobert und weitere Tübinger Studierende legten eine herausragende Projektarbeit vor (Aculai/Gräff/Platten et al. 2015), für die sie Paarinterviews durchführten, die auch in diesem Buch Verwendung finden (siehe Kapitel 3.3.1).

Für spannende Diskussionen, kritische Nachfragen und hilfreiche Anmerkungen bedanken wir uns beim »Team Gender«, also bei allen Teilnehmer*innen des Colloquiums des Lehrbereichs Soziologie der Arbeit und Geschlechterverhältnisse an der Humboldt-Universität zu Berlin. An einzelnen Kapiteln übten ausgewählte Expert*innen konstruktive Kritik. Dafür bedanken wir uns bei Franziska Baum, Julia Bringmann, Lilian Hümmler, Leoni Linek, Nora Lege, Karin Lohr, Doreen Kruppa, Loui Schlecht, Lena Schürmann, Franziska von Stetten sowie Sarah Speck, Riccarda Höft und Brigitte Rudolph. Franziska von Stetten, Loui Schlecht und ganz besonders Renate Zeiske unterstützten uns zudem mit großer Sorgfalt beim mehrmaligen Lektorat.

Wir danken weiter der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG). Aufgrund der expliziten Familienfreundlichkeit der DFG konnte das Projekt nach einer Elternzeitnahme kostenneutral verlängert werden. Wir bedanken uns zudem für die gesamte Projektförderung, die unbürokratische Beratung bei organisatorischen Fragen etwa bezüglich Projektumzügen und für den Publikationskostenzuschuss. Bedanken möchten wir uns auch für die großzügige finanzielle Unterstützung durch einen Publikationsfonds der Humboldt-Universität zu Berlin, der uns eine Publikation im Open-Access ermöglichte. Sie wäre ohne die äußerst engagierte Unterstützung von Kristy Schank und besonders von Christian Winterhalter nicht zustande gekommen. Bei Isabell Trommer vom Campus-Verlag bedanken wir uns für die freundliche, zuverlässige und kompetente Betreuung der Veröffentlichung. Auch den endgültigen Buchtitel verdanken wir ihr. Dank gebührt schließ-

lich Oscar Knorn u.a. für verschiedentliche Vermittlungen sowie ihm, Jörn Mammen, Kian und Enno für ihr kritisches Hinterfragen und Dasein.

Wie also deutlich geworden sein dürfte, ist dieses Buch nicht »in Einsamkeit und Freiheit« monadischer Schreibarbeit entstanden. *Conditio sine qua non* waren aber vor allem unsere gemeinsamen Diskussionen der vergangenen Jahre. Bei allem gemeinsamen Denken möchten und müssen wir allerdings auch anmerken, dass Christine Wimbauer Kapitel 4, 7 und 13 und Mona Motakef Kapitel 6, 8 und 10 alleine verfasst haben, während Kapitel 2 überwiegend von Mona Motakef und Kapitel 12 überwiegend von Christine Wimbauer aufgeschrieben wurden – wenngleich wir alles gemeinsam ausgewertet, gedacht und diskutiert haben. Kapitel 6, 8 und 10 sind auch Bestandteile von Mona Motakefs geplanter kumulierter Habilitation an der Humboldt-Universität zu Berlin. Wir weisen darauf hin, dass wir theoretische Überlegungen und ausgewählte empirische Befunde bereits an anderer Stelle veröffentlichten.

Es sei ihnen ein Anliegen, dass die Welt da draußen erfährt, sieht und versteht, mit welchen Missständen und Kämpfen sie in ihrem Alltag konfrontiert sind. Diese und ähnliche Worte fielen häufig in den Vorgesprächen, die wir mit unseren Interviewpartner*innen führten. Auch wenn es nicht in unserer Macht liegt, dieses Anliegen umfänglich zu realisieren, so hoffen wir doch, dass wir mit diesem Buch (zumal als Open Access breit zugänglich) einen Beitrag dazu leisten, die Kämpfe um Anerkennung prekär Beschäftigter und von Menschen in prekären Lebenslagen sichtbar zu machen.

Berlin und Bremen, im November 2019



1. Einleitung

»Das hat ganz viele Gründe, dass ich in den letzten Jahren […] ein gewisses Nomadenleben geführt habe.«

Veronika Vetter

»Meine wirtschaftliche Misere fing erst an, als ich mit dem Studium fertig war. Da kam so diese Hartz IV Abhängigkeit, da gab's die Arbeitslosigkeit, da gab's jetzt auch wirklich […] so 'ne absolut prekäre Situation auch schon seit 'nem längeren Zeitraum.«

Ulrike Urban

»Man sieht, wie man langsam abstirbt.«

Theo Tettler

»Was prekär geworden ist, ist eher die Beziehungssituation.«

Walter Wenke

In den letzten Jahrzehnten hat sich die Arbeitswelt massiv verändert. Mit den Hartz-Reformen seit 2002 nahm ein sozialpolitischer Paradigmenwechsel Einzug, bei dem unsichere Beschäftigungsverhältnisse ausgeweitet und die Arbeitsmarktpolitik an den Leitmaximen der Eigenverantwortung und Aktivierung ausgerichtet wurden (Lessenich 2008). Ob in Teilzeit beschäftigt, im Minijob, in Leiharbeit, als Soloselbständige oder im Ein-Euro-Job mit Arbeitslosengeld II-Bezug – viele Menschen können von ihrer Erwerbsarbeit nicht oder nur kaum leben.[2] Von dem Beschäftigungsboom, den die deutsche Wirtschaft regelmäßig verkündet, bekommen sie wenig mit.

Von 1991 bis 2015 hat sich der Anteil sogenannter atypischer Beschäftigung an der Gesamtbeschäftigung fast verdoppelt. Heute sind etwa 38 Prozent aller Beschäftigungsverhältnisse atypisch (Seifert 2017). Wenn man nicht nur vom Beschäftigungsverhältnis ausgeht, sondern auch von der Haushaltslage, leben in Deutschland etwa 12 Prozent der Erwerbsbevölkerung in einer verfestigten prekären Lage (Allmendinger/Jahn/Promberger et al. 2018). Für

2 2017 gab es in Deutschland etwa 45,9 Millionen Erwerbspersonen. Von diesen sind etwa 44,2 Millionen erwerbstätig und 1,7 Millionen erwerbslos (Statistisches Bundesamt/WZB 2018: 150). Im Leistungsbezug befinden sich aber deutlich mehr: Im August 2019 lebten 5.854.166 Menschen in Bedarfsgemeinschaften (davon 5.630.206 Leistungsberechtigte) nach dem Rechtskreis SGB II (Grundsicherung für Arbeitssuchende, ALG II) (Bundesagentur für Arbeit 2019: Tabelle 7.2) und 753.000 Menschen erhielten Arbeitslosengeld I nach dem Rechtskreis SGB III (ebd.: 5) (siehe Kapitel 2).

den Ungleichheitssoziologen Robert Castel (2000) hat sich in der französischen Arbeitsgesellschaft eine Zone der Prekarität und Verwundbarkeit etabliert, in der sich Phasen der prekären Beschäftigung und Arbeitslosigkeit abwechseln. Die Ausweitung unsicherer Beschäftigungsverhältnisse stellt für ihn die Soziale Frage der Gegenwart dar.

Die (anonymisierten) Zitate zu Beginn dieses Kapitels stammen von Menschen, die sich in dieser Zone der Prekarität und Verwundbarkeit befinden, wenn man Castels Zonenmodell auf die deutsche Arbeitsgesellschaft überträgt. Veronika Vetter bringt mit ihrem »Nomadenleben« eine diskontinuierliche Berufsbiographie zum Ausdruck, womit sich gleichermaßen Freiheiten wie Einschränkungen eines nicht-sesshaften Lebens andeuten. Walter Wenke markiert seine »Beziehungssituation« als prekär, Ulrike Urban benennt ihre »wirtschaftliche Misere« und Abhängigkeit von Sozialleistungen und Theo Tettler spricht seine angesichts belastender Arbeitsbedingungen desolat gewordene gesundheitliche Situation an.

Mit dem vorliegenden Buch möchten wir einen Beitrag für die seit der Jahrtausendwende entstandene Prekarisierungsforschung (Castel/Dörre 2009; Völker/Amacker 2015) leisten. Dieser besteht erstens darin, dass wir nicht nur die Erwerbssphäre fokussieren, sondern Prekarität im gesamten Lebenszusammenhang verorten. Wir bezweifeln nicht, dass Erwerbsarbeit sehr wichtig ist. Wir gehen aber davon aus, dass man die Prekarität von beispielsweise Veronika Vetter oder Theo Tettler erst versteht, wenn man neben Erwerbsarbeit etwa auch berücksichtigt, wie sie ihre soziale Einbindung wahrnehmen und wie es ihnen gesundheitlich geht.

Unser Beitrag besteht zweitens darin, eine genuin anerkennungstheoretische Perspektive auf Prekarität zu entwickeln. Wir interessieren uns dafür, wofür Menschen in der Zone der Prekarität und Verwundbarkeit Anerkennung suchen und (nicht) finden und welche Erfahrungen der Anerkennung, der Nichtanerkennung, Abwertung und Missachtung sie machen.

Drittens entfalten wir eine geschlechtersoziologische Perspektive auf Anerkennung und Prekarität im Lebenszusammenhang. Bevor wir begründen, warum diese drei Perspektiven wichtig sind, erläutern wir knapp, was wir unter Prekarisierung und Prekarität verstehen.

Mit Prekarisierung und Prekarität werden in den Sozialwissenschaften unsichere Arbeits- und Lebenslagen beschrieben.[3] Historisch und global be-

3 In der Öffentlichkeit ist die Sichtbarkeit von prekären Lebenslagen gestiegen, was als Erfolg von Protestbewegungen verstanden werden kann, die sich auch häufig konzeptio-

trachtet, stellen diese alles andere als ein neues Phänomen dar, womit Prekarität zum Normallfall und nicht zur Ausnahme wird (Butler 2010; Neilson/Rossiter 2008; Tsing 2017).

Prekarisierung kann als Prozess des Brüchigwerdens beschrieben werden (Dörre/Castel 2009): Brüchig werden können einstige Sicherheiten, etwa wenn Sozialleistungen eingeschränkt und Beschäftigungsverhältnisse unsicher werden. Aber auch Normen und Normalitäten können brüchig werden, etwa wenn Männer wegen ihrer Arbeitslosigkeit nicht mehr die Ernährer ihrer Familie sind (Motakef 2015; Motakef/Teschlade/Wimbauer 2018a).

Der Prekaritätsbegriff wird unterschiedlich verwendet. Wie wir in Kapitel 2 ausführen, werden damit in der Arbeits- und Industriesoziologie häufig Verunsicherungen in der Erwerbssphäre, also die Ausweitung prekärer Beschäftigungsverhältnisse, beschrieben. Demgegenüber werden in anthropologischen und philosophischen Ansätzen maximal weite Konzepte von Prekarität vorgelegt. Für Judith Butler (2010) sind wir alle prekär, da wir in unserem Überleben als körperlich-leibliche Wesen immer schon auf andere verwiesen sind. Vor diesem Hintergrund spricht sie von Prekärsein. Politische Regulierungen schützen wiederum bestimmte Gruppen und andere nicht, was für sie in dem Begriff der Prekarität zum Ausdruck kommt. Ähnlich argumentiert Anna Lowenhaupt Tsing (2017), wenn auch mit anderem Akzent: Angesicht der menschengemachten Umweltzerstörung ist Prekarität keine Ausnahme für bestimmte Gruppen, sondern die Bedingung, unter der wir gegenwärtig auf dieser Welt leben. Wir teilen diese Vorstellung eines grundlegenden menschlichen Prekärseins, auch wenn bisweilen kritisiert wird, dass diese Annahme ein »Problem der Grenzziehung« (Marchart 2013: 13) evoziere und Prekarität womöglich Gefahr laufe, zu einem *catch-all* Begriff zu werden.

Wir fassen Prekarität weit, aber nicht als *catch-all*-Begriff: Zentral scheint uns die Mehrdimensionalität prekärer Arbeits- und Lebensverhältnisse, die wir mit dem Konzept Prekarität im Lebenszusammenhang erforschen (Klenner/Menke/Pfahl 2012; Amacker 2014; Motakef/Wimbauer 2019a). Die Mehrdimensionalität prekärer Lebensverhältnisse deutete sich bereits in den vorgestellten Interviewzitaten an, in denen sich Bezüge zu Einkommen, Nahbeziehungen und Gesundheit finden. Die Perspektive auf Prekarität im Lebenszusammenhang ist in der Geschlechtersoziologie entstanden.

nell und begrifflich auf Prekarität und Prekarisierung beziehen (Armano/Bove/Murgia 2017; Marchart 2013; Neilson/Rossiter 2008).

Autor*innen wie Christina Klenner et al. (2012) forderten, die Prekarisierungsforschung sollte nicht hinter Erkenntnisse der frühen feministischen Arbeitsforschung zurückfallen und Arbeit nicht auf Erwerbsarbeit begrenzen, sondern auch Hausarbeit und Sorgetätigkeiten (*Care*) einbeziehen. Mit Prekarität im Lebenszusammenhang werden neben den Dimensionen Erwerbsarbeit, Einkommen und Sorge auch Gesundheit, soziale Teilhabe und Wohnen berücksichtigt. Mit diesen Konzepten zeigten Klenner et al. (2012) und Amacker (2014), wie multiple Belastungen im Lebenszusammenhang von Frauen kumulieren können, die Familienernährerinnen sind, da sie häufig weiterhin die Hauptverantwortung für Kinder und Hausarbeit in ihren Familien tragen.

In diesem Buch möchten wir aber noch einen Schritt weiter gehen und das Konzept um die Kategorie der Anerkennung erweitern. Warum also Anerkennung?

Die Auseinandersetzung mit Anerkennung steht in einer langen philosophischen Tradition. Nach einer zentralen anerkennungstheoretischen Annahme sind Menschen keine monadischen und rational entscheidenden Individuen, sondern werden erst durch intersubjektive Anerkennung konstituiert. Von Anerkennung auszugehen heißt für uns, eine relationale Perspektive einzunehmen, die nicht Einzelne, sondern Individuen-in-Beziehungen (Wimbauer 2003, 2012; Wimbauer/Motakef 2017a,b), also Subjekte in ihren vielfältigen Bezügen, ins Zentrum stellt. In der Prekarisierungsforschung hat Anerkennung aber bisher kaum Beachtung gefunden. Eine Ausnahme stellen die erwähnten Überlegungen von Butler dar, die für uns eine wichtige Referenz sind. Aber auch viele empirische Studien finden in ihren Ergebnissen eine hohe Bedeutung von Anerkennung, wenn auch eher zufällig und noch nicht systematisch.

Das vorliegende Buch ist von Axel Honneths (1992, 2003a, 2011) Anerkennungstheorie inspiriert. Mit Liebe, Recht und Leistung unterscheidet er drei Formen intersubjektiver Anerkennung und betont, dass in modernen Gesellschaften Anerkennung für Leistung in der Erwerbssphäre eine Zentralstellung erhält. Für Honneth führen erst alle drei Anerkennungsformen gemeinsam dazu, dass Subjekte »zu einer positiven Einstellung gegenüber sich selbst gelangen können« (Honneth 1992: 271). Honneth beschäftigt sich zwar nicht explizit und empirisch mit prekärer Beschäftigung und Prekarität. Wenn man aber von seinen Überlegungen ausgeht, liegt die Frage nahe, ob eine prekäre Beschäftigung mit Anerkennungsdefiziten einhergeht und falls ja, welche Wechselverhältnisse sich mit anderen Anerkennungssphären zeigen: Falls aus einer prekären Beschäftigung Anerkennungsdefizite resultieren, können die-

se zum Beispiel durch Anerkennung in einer romantischen Paarbeziehung in den Hintergrund treten und sozusagen durch Liebe abgeschwächt werden? Können Anerkennungsdefizite aus der Erwerbssphäre weiter verstärkt werden, wenn auch in der Liebessphäre keine Anerkennung gezollt wird, etwa weil in der Paarbeziehung Anerkennung verhindert wird oder weil es keine*n Partner*in gibt? Können Freundschaften oder alternative Sinnquellen Anerkennungsdefizite in der Erwerbssphäre abmildern? Oder kumulieren verschiedene Anerkennungsdefizite? Hierbei unterscheiden wir Menschen, die in einer Liebes- bzw. Paarbeziehung leben und Menschen ohne Paarbeziehung. Anders als Honneth gehen wir nicht nur von drei Anerkennungssphären aus, sondern von acht Dimensionen von Prekarität im Lebenszusammenhang, in denen Anerkennung und Nichtanerkennung auf vielfältige Weise empirisch relevant werden können (vgl. Motakef/Wimbauer 2019a).

Eine weitere wichtige Inspirationsquelle und anerkennungstheoretische Referenz bilden die Überlegungen von Butler (2010). Butler weist, ähnlich wie Honneth, auf Normen der Anerkennung hin, sie spricht weit gefasst von Rahmen der Anerkennbarkeit. Sie geht davon aus, dass sich Subjekte Normen unterwerfen, um gesellschaftlich Sichtbarkeit zu erlangen. Diesen Rahmen der Anerkennbarkeit sind bestimmte Annahmen unter anderem über Geschlecht und Sexualität implizit. Wir schließen auch an Butlers Überlegungen an und fragen nach den Normen der Anerkennbarkeit, die prekäre Arbeits- und Lebensverhältnisse regulieren.

Geschlechtersoziologisch auf Prekarisierung und Prekarität zu schauen, bedeutet zunächst, die Perspektive nicht auf das Brüchigwerden männlicher Normalarbeit zu verengen, sondern von der Prekarisierung der gesamten fordistischen Trias aus Erwerbsarbeit, Wohlfahrtsstaat und Familie (Aulenbacher 2009) auszugehen. Damit gerät auch die Erosion des männlichen Ernährermodells in den Fokus. Dem männlichen Ernährermodell lag eine genuin geschlechterungleiche und heteronormative Anerkennungsordnung zugrunde. Es beruht auf einer Arbeitsteilung zwischen den (Ehe-)Partner*innen, nach der Männern die mit viel Anerkennung verbundene Erwerbssphäre und Frauen die wenig anerkannte Reproduktionssphäre zugewiesen wurde (Wimbauer 2012). Diese geschlechterungleiche Arbeitsteilung wurde sozialpolitisch mit der bis 2017 nur Heterosexuellen vorbehaltenen Ehe abgesichert.

In Westdeutschland waren Frauen entweder nicht oder nur geringfügig, also dazuverdienend, beschäftigt. In der DDR galt dagegen die Förderung von Frauenerwerbstätigkeit als staatspolitisches Ziel, auch wenn viele

Geschlechterungleichheiten fortbestanden, etwa ungleiche Löhne. Seit den 1970er Jahren erodiert in Westdeutschland das männliche Ernährermodell. Frauen wurden häufiger erwerbstätig, allerdings überwiegend in atypischen Beschäftigungsformen wie Teilzeit. Die Ausweitung von unsicheren Beschäftigungsverhältnissen, die in der arbeitssoziologischen Prekarisierungsforschung skandalisiert wird, betraf historisch gesehen also sehr häufig Frauen (Aulenbacher 2009).

Vor diesem Hintergrund fragen wir, ob sich mit dem Brüchigwerden des männlichen Ernährermodells Geschlechterungleichheiten verändert haben. Dazu nehmen wir eine Perspektive auf Paararrangements ein und analysieren, wie Paare in ihrem gemeinsamen Leben Ungleichheiten reproduzieren oder ob diese an Bedeutung verlieren. Was bedeutet es für Paare, wenn Männer nicht mehr Familienernährer sein können? Entstehen für Männer neue Räume, etwa für die Ausbildung einer stärkeren Sorgeorientierung für Kinder? Welche Geschlechterleitbilder und -konzepte lassen sich bei den Befragten auffinden, die nicht in einer romantischen Paarbeziehung leben?

Mit dieser Studie möchten wir das Erkenntnispotential der Prekarisierungs- und der Anerkennungsforschung erweitern: Ausgehend von der grundlegenden menschlichen Verletzbarkeit stehen im Mittelpunkt unserer relationalen Perspektive die vergeschlechtlichten Individuen-in-Beziehungen und deren Einbindung in vielfältige soziale Kontexte, insbesondere in Paar- und Nahbeziehungen. Mit unserem Ansatz können die Entstehung, Stabilisierung und Veränderung prekärer Lebenslagen in ihrer Komplexität und in ihrer Ambivalenz nachgezeichnet und erst so verstehend erklärt werden. Wie noch deutlich wird, unterscheiden wir hierbei acht Dimensionen von Prekarität im Lebenszusammenhang (vgl. Motakef/Wimbauer 2019a). Im Zentrum unseres Interesses stehen die subjektiven Deutungen der prekär beschäftigten Individuen-in-Beziehungen. Hiervon ausgehend nehmen wir wesentlich auch die Nicht-/Einbindung in Paar- und Nahbeziehungen, Sorgeverhältnisse, Selbstsorge und die Bedeutung alternativer Anerkennungs- und Sinnquellen für die Nicht-/Bewältigung prekärer Lebenslagen in den Blick.

Unabdingbar sind hierbei die Kategorie intersubjektiver Anerkennung sowie deren Ambivalenzen und potentielle Ideologien zu berücksichtigen, ist doch intersubjektive Anerkennung sozialkonstitutiv und eine zentrale Kategorie sozialer Ungleichheit (Wimbauer 2012). Nicht zuletzt richten wir den Blick immer auch auf vergeschlechtlichte Ungleichheiten. Der Lektüre des Buches vorausgreifend und sie zusammenfassend: Wir möchten mit der vorliegenden Studie das Erkenntnispotential der Prekarisierungsforschung er-

weitern, die Anerkennungsforschung zu neuen Blickwinkeln anregen und die Anerkennungstheorien zu konzeptuellen Erweiterungen inspirieren – um Sorge für Andere (*Care*), Selbstsorge und Selbstanerkennung, und vielleicht auch noch um das eine oder andere mehr.

In diesem Buch möchten wir Prekarisierungsphänomenen gerecht werden. Dabei ist uns eine präzise und nicht-diskriminierende Sprache wichtig. Allerdings existieren in diesen Forschungsfeldern Kategorien und Konzepte, die entweder verzerrend (etwa atypische Beschäftigung, Normalarbeit), defizitorientiert (etwa partnerlos) oder beides zugleich sind (etwa arbeitslos). Wir legen daher knapp dar, an welche Begriffe wir aus welchen Gründen anknüpfen und an welche nicht.

Arbeitslose – Erwerbslose. In unserer Studie sprechen wir von *prekär Beschäftigten*. Wie schon Castel (2000) beschrieb, wechseln sich aber auch bei fast allen unseren Befragten Phasen der prekären Beschäftigung mit Phasen der Arbeitslosigkeit ab. Als arbeitslos gilt in der Arbeitsmarktstatistik des Statistischen Bundesamtes eine Person, die sich bei der Bundesagentur für Arbeit als arbeitslos registriert und diesen Status auch sozialrechtlich erhalten hat. Den Status arbeitslos kann man behalten, auch wenn man bis zu 15 Stunden pro Woche erwerbstätig ist. Auch wenn es paradox klingt, heißt arbeitslos also nicht, dass eine Person nicht arbeitet – von der unentgeltlichen Arbeit in der Sorge und im Haushalt ganz abgesehen. Im Anschluss an das *Labour-Force*-Konzept der *International Labour Organization* (ILO) wird weiter von Erwerbslosen gesprochen. Als erwerbslos gilt, wer nicht erwerbstätig ist und sich (vom jeweiligen Befragungszeitraum aus betrachtet vier Wochen vorher) um Beschäftigung bemüht, unabhängig davon, ob diese Person sich bei der Agentur für Arbeit gemeldet hat oder nicht. Wir führen in dem vorliegenden Buch beide Verwendungen und folgen in der Darstellung des Forschungstandes den in den jeweiligen Studien ausgewiesenen Bezeichnungen.

Menschen in Paarbeziehungen – Menschen ohne Paarbeziehungen. Wir unterscheiden, wenn wir Nahbeziehungen ins Zentrum stellen, Menschen, die in einer (romantischen) Paarbeziehung leben und Menschen ohne eine solche. Da wir einen paarnormativitätskritischen Ansatz verfolgen, knüpfen wir nicht an den in den Sozialwissenschaften verbreiteten Begriff der Partnerlosigkeit an. Aus unserer Sicht markiert der Begriff der Partnerlosigkeit ein Defizit und erhebt dieses zur Grundlage der Definition. Auch der Begriff Single erscheint ungeeignet, da er die Wohnform und den Beziehungsstatus vermischt und vernachlässigt, dass Singles in der Regel sehr wohl soziale Beziehungen haben.

Wir interessieren uns also für Menschen ohne Paarbeziehung, die wir aber genauso als Individuen-in-Beziehungen betrachten wie Menschen in einer Paarbeziehung. Ob das Nichtvorhandensein einer Paarbeziehung überhaupt als Anerkennungsdefizit erlebt wird oder nicht, oder ob andere Nahbeziehungen zur romantischen Paarbeziehung alternative Quellen von Anerkennung darstellen können oder nicht, stellt sich uns als empirische Frage.

Frauen – Männer. Im vorliegenden Buch interessieren wir uns für Geschlechternormen, womit wir auch eine kritische Perspektive auf die Geschlechterbinarität einnehmen. Da in der Erwerbssphäre, in der Sozialpolitik und in Familien aber weiterhin große Geschlechterungleichheiten bestehen, wird viel von Frauen und Männern die Rede sein, womit auch wir die Geschlechterbinarität reproduzieren. Wie wir in Kapitel 3 ausführen, liegt unserer Studie aber kein essentialistisches Verständnis von Geschlecht, sondern ein sozialkonstruktivistischer Ansatz zugrunde, womit wir Geschlecht als eine Herstellungsleistung verstehen. Geschlecht ist hiernach etwas, was Menschen in ihrem Tun und ihren Interaktionen hervorbringen und nicht etwas, was sie haben oder sind. Diese Herstellungsleistungen von Geschlecht verstehen wir aber nicht als beliebig veränderbar, sondern sie sind eingebunden in gesellschaftliche und strukturelle Kontexte. Geschlecht stellt damit nicht nur eine Prozesskategorie, sondern auch eine zentrale Strukturkategorie dar, die in allen Lebensbereichen ungleichheitsrelevant wirkt.

Wir bemühen uns um eine geschlechtergerechte Sprache. Aus diesem Grund wählen wir, wenn das Geschlecht keine Rolle spielt, eine geschlechterneutrale Sprache und markieren sonst mit einem sogenannten Gendersternchen beide Geschlechter sowie nicht-binär lebende Menschen. Wenn wir andere Studien referieren, ändern wir deren vergeschlechtlichte Markierungen aber nicht.

Das vorliegende Buch versammelt die Ergebnisse des DFG-Projekts »Ungleiche Anerkennung. ›Arbeit‹ und ›Liebe‹ im Lebenszusammenhang prekär Beschäftigter« (Wi2142/5–1).[4] Christine Wimbauer leitete das Projekt, Mona Motakef und Ellen Ronnsiek waren Projektmitarbeiter*innen. Das Projekt wurde finanziert von Mai 2014 bis September 2017 und war zunächst an der Eberhard Karls Universität Tübingen und dann am Institut für Sozialwissenschaften der Humboldt-Universität zu Berlin angesiedelt. Wir führten narrative Einzel- und Paarinterviews mit insgesamt 24 Personen (acht Paare

4 Siehe auch https://www.projekte.hu-berlin.de/de/ua (letzter Zugriff am 13.3.2019).

und acht Menschen ohne Paarbeziehung), die sich nach Castel (2000) in der Zone der Prekarität und Verwundbarkeit befinden.

In dem vorliegenden Buch präsentieren wir die Ergebnisse dieser Studie. Konzeptionelle Überlegungen zu Prekarisierung und Geschlecht (Motakef 2015; Motakef/Wimbauer 2019b), zu Prekarität im Lebenszusammenhang (Wimbauer/Motakef 2019), methodische Ausführungen zum Paarinterview (Wimbauer/Motakef 2017a,b) sowie ausgewählte empirische Ergebnisse (Motakef 2019a,b; Motakef/Bringmann/Wimbauer 2018b; Motakef/Wimbauer 2019a; Wimbauer/Motakef 2018, 2019) liegen bereits vor (siehe auch die Erklärung zu bereits vorliegenden Publikationen).

In insgesamt dreizehn Kapiteln zeigen wir, wofür prekär beschäftigte Menschen Anerkennung suchen und (nicht) finden, welche Wechselwirkungen sich dabei im Lebenszusammenhang zeigen und welche Geschlechterungleichheiten deutlich werden.

Kapitel 2 stellt den Forschungsstand, die theoretischen und begrifflichen Grundlagen ins Zentrum. Unter Rückgriff auf die arbeits- und geschlechtersoziologische Prekarisierungsforschung sowie auf Honneths und Butlers Theorien entwickeln wir unsere um Anerkennung erweiterte Perspektive auf Prekarität im Lebenszusammenhang und formulieren die Forschungsfragen. Kapitel 3 widmet sich den method/olog/ischen Grundlagen unserer Studie und wir stellen hier auch die Fälle vor, von denen dieses Buch erzählt. In Kapitel 4 geht es um die Bedeutung von Erwerbsarbeit für die Befragten: Wofür wünschen und erhalten sie erwerbsseitig Anerkennung, wofür nicht? In den folgenden Kapiteln greifen wir immer wieder auf diese grundlegenden Befunde zurück. Kapitel 5 bietet einen Überblick über die drei Konstellationen Abmilderung von Anerkennungsdefiziten, Ambivalenzen der Anerkennung sowie Kumulation von Anerkennungsdefiziten. Anerkennung in romantischen Paarbeziehungen ist Thema von Kapitel 6. Paarbeziehungen können eine Ressource sein, um erwerbsseitige Anerkennungsdefizite abzumildern, aber sie können Prekarität auch weiter verschärfen. Kapitel 7 fragt nach den Anerkennungsverhältnissen bei den Befragten ohne Paarbeziehung. Anhand der in Kapitel 5 skizzierten Konstellationen berichten wir, wie es gelingen kann, erwerbsseitige Anerkennungsdefizite abzufedern. Wir zeigen aber auch Ambivalenzen und die Kumulation multipler Ausschlüsse und Anerkennungsdefizite. Was bedeutet es für Männlichkeit, wenn Männer prekär beschäftigt sind? Kaschieren sie es, keine Ernährer mehr zu sein, oder ist es eine Alternative, mehr Sorge für Kinder zu leisten? Dies untersuchen wir in Kapitel 8. In Kapitel 9 stellen wir Erfahrungen mit dem Sozial-

staat ins Zentrum. Wir berichten von »Kämpfen um Anerkennung« im Leistungsbezug (»Hartz IV«) und führen Kritik an der fehlenden Wertschätzung für Familienarbeit und für Alleinerziehende aus. Vereinbarkeitskonflikte sowie Anerkennungsdefizite in der Sorge (*Care*) für Kinder und Angehörige sind Thema von Kapitel 10. Zudem stellen wir dar, wie die Sorge für sich selbst eingeschränkt oder verhindert werden kann. Welche Wünsche, Visionen und Ängste haben die Befragten, wenn sie an ihre Zukunft denken? Die von uns rekonstruierten Antworten präsentieren wir in Kapitel 11. In Kapitel 12 fassen wir die empirischen Ergebnisse zusammen und stellen unsere daraus kondensierte Forschungsheuristik vor. Schließlich präsentieren wir in Kapitel 13 ein Fazit und einen Ausblick, in dem wir das Potential unserer Perspektive für die Prekarisierungs- und Anerkennungsforschung resümieren. Zuletzt stellen wir auch Überlegungen an, welche gesellschaftspolitischen Handlungsbedarfe wir sehen, die wir als Politiken der Ent_Prekarisierung bezeichnen. Das Buch schließt mit der Frage nach Alternativen zur und möglichen Auswegen aus der gesellschaftlichen Erwerbsarbeitszentrierung.

2. Prekäre Erwerbsarbeit – prekäre Lebenszusammenhänge – prekäre Anerkennung

Ausgangspunkt dieses Kapitels ist die Prekarisierung von Erwerbsarbeit. Mit einer prekären Beschäftigung geht in der Regel ein niedriges Einkommen einher, mit dem die materielle Existenz nur schwer oder nicht gesichert werden kann. Die hohe Bedeutung von Erwerbsarbeit liegt aber nicht nur in ihrer ökonomischen Funktion der materiellen Existenzsicherung, sondern auch in ihren sozialen Funktionen. So besitzt Erwerbsarbeit eine Integrationsfunktion und kann Sinn, soziale Teilhabe, Zugehörigkeit, Anerkennung und Struktur vermitteln. Eindrucksvoll zeigen dies Studien, die das Fehlen von Erwerbsarbeit ins Zentrum stellen. Das wohl prominenteste Beispiel ist die erstmals 1933 von einem Team um Marie Jahoda und Paul Lazarsfeld veröffentlichte Studie »Die Arbeitslosen von Marienthal« (Jahoda/Lazarsfeld/Zeisel 1975 [1933]). Am Beispiel einer österreichischen Gemeinde, in der es durch die Schließung einer Textilfabrik zu einer hohen Arbeitslosigkeit kam, zeichnen die Forscher*innen nach, wie die Arbeitslosigkeit die Marienthaler*innen nicht zu Revolten bewegt, sondern zu einer »müden Gemeinschaft« (Jahoda et al. 1975 [1933]: 55) gemacht hat. In ihrer Soziographie rekonstruierten Jahoda et al. mittels biographischer Interviews und ethnographischer Beobachtungen Umgangsformen mit Arbeitslosigkeit und unterschieden vier Typen: den Typus des Ungebrochenen, den Resignierten, den Verzweifelten und den Apathischen. Die meisten Marienthaler*innen erschienen ihnen resigniert und apathisch. Die viele freie Zeit erweise sich als »tragisches Geschenk« (Jahoda et al. 1975 [1933]: 83): Viele Arbeitslose hätten ihre Tagesstruktur verloren und an Lebensführungskompetenz eingebüßt. Neben der Beschaffung von Brennholz falle ihnen kaum etwas ein, was sie in ihre Zeitverwendungsbögen eintragen könnten.

In der Rezeption der Studie wurde bisher wenig beachtet, dass der Verlust der Zeitstruktur ausschließlich für die arbeitslosen Männer zutraf. Der Tag der erwerbslosen Frauen hatte durch Haushaltsführung und Sorgearbeit weiter eine feste Struktur. Wir kommen hierauf bei der doppelten Ver-

gesellschaftung von Frauen (Becker-Schmidt/Knapp/Schmidt 1984) zurück (Kapitel 2.2.2).

Auch wenn der Wegfall der Fabrikarbeit für die Frauen eine zeitliche Entlastung darstellte, wünschten sich doch alle die Fabrikarbeit zurück. Dies liege nicht nur am fehlenden Einkommen: »Die Fabrik hat ihren Lebensraum erweitert und ihnen soziale Kontaktmöglichkeiten gegeben, die sie jetzt entbehren« (Jahoda et al. 1975 [1933]: 92). Als zentrales Ergebnis der Studie gilt, dass der Verlust von Beschäftigung eine weitreichende psychosoziale Gefährdung bedeuten kann, die weit über die materielle Existenzsicherung hinaus geht. In einer späteren Arbeit führt Jahoda (1983) ihre Überlegungen zu den Funktionen von Erwerbsarbeit weiter. Neben der Einkommensfunktion, die sie als manifeste Funktion bezeichnet, benennt sie fünf weitere »latente Funktionen« (ebd.): 1. eine feste Zeitstruktur, 2. soziale Kontakte, die über die engere Familie hinausgehen, 3. das Verfolgen und die Teilnahme an kollektiven Zielen (und damit eine gewisse Selbsttranszendierung), 4. die Vermittlung von Status und Identität sowie 5. eine regelmäßige Beschäftigung und regelmäßige Aktivitäten. Wir übernehmen von Jahoda (1983), dass Erwerbsarbeit neben der materiell-ökonomischen Existenzsicherung vielfältige soziale Funktionen erfüllt.[5]

Die Marienthalstudie gilt als Klassiker der Sozialforschung und als bahnbrechend. Jahoda et al. (1975 [1933]) kombinierten auf innovative Weise standardisierte und nicht-standardisierte Verfahren und stellten schon früh die zersetzende Kraft sowie die psychosozialen Folgen von Arbeitslosigkeit heraus. Zudem haben sie nicht einzelne arbeitslose Personen befragt, sondern ganze Familien in den Blick genommen und in ihrer Soziographie eine Sensibilität für die unterschiedlichen Lebenszusammenhänge von Frauen und Männer entfaltet.

Allerdings entzündete sich an ihrer Deutung, dass Arbeitslosigkeit die Handlungsfähigkeit schwäche und zu Resignation und Apathie führe, eine Kontroverse, die bis heute die Sozialforschung beschäftigt und auch in der Prekarisierungsforschung weitergeführt wird. So lautet ein Kritikpunkt, dass Apathie und Resignation zwar wichtige Bewältigungsformen von arbeitslosen Menschen seien, diese sich darin aber nicht erschöpften (Dörre/Scherschel/Booth et al. 2013; Marquardsen 2012). Aus unserer Sicht wird den Verfasser*innen eine solch einseitige Annahme nur von Apathie und Re-

5 An die begriffliche Unterscheidung von manifesten und latenten Funktionen knüpfen wir nicht an, da es uns als unpassend erscheint, etwa eine feste Zeitstruktur als latent zu bezeichnen.

signation jedoch zu Unrecht unterstellt. Wie auch immer, die qualitative Arbeitslosenforschung, die sich seit den 1970er Jahren etablierte, zeigt heterogene Bewältigungsformen (Kronauer/Vogel/Gerlach 1993). Wir führen diese, wenn auch am Beispiel prekär Beschäftigter, in Kapitel 2.1.3 aus.

Einen weiteren Kritikpunkt formulierte Stephan Cole (2007): Die Marienthalstudie habe Erwerbsarbeit mythologisiert, da sie diese zur Bedingung menschlicher Handlungsfähigkeit erkläre. Arbeitslosigkeit gehe in der Studie, so Cole, geradezu zwangsläufig mit Apathie und Resignation und einem Leiden an fehlender Erwerbsarbeit einher. Damit sei aber ausgeschlossen, dass Menschen auch außerhalb von Erwerbsarbeit zu Gestalter*innen ihres Lebens werden können. Er fragt daher: Litten die Marienthaler*innen tatsächlich am Fehlen von Erwerbsarbeit oder nicht vielmehr an ihrer Armut (Cole 2007)? Haben Jahoda et al. (1975 [1933]) also ihre These zu weit getrieben? Oder aber unterschätzt womöglich Cole (2007) das zersetzende Potential von Arbeitslosigkeit unter den gegebenen gesellschaftlichen Bedingungen?

Die Frage nach dem Verhältnis von prekärer Erwerbsarbeit, Arbeitslosigkeit und Handlungsfähigkeit ist ein Dreh- und Angelpunkt der seit der Jahrtausendwende entfachten Prekarisierungsdebatte. Eine zentrale Forderung darin lautet, dass die Forschung prekär Beschäftigte nicht als passive Opfer ihrer Verhältnisse festschreiben, sondern sich die Aufmerksamkeit vielmehr auf die Bemühungen der Menschen richten sollte, Handlungsfähigkeit zu bewahren (Bescherer 2013). Dabei – so fügen wir hinzu – ist auch zu eruieren, welche alternativen Anerkennungsquellen sie womöglich generieren können.

Im Folgenden stellen wir in Kapitel 2.1 die arbeitssoziologische Prekarisierungsforschung vor und in 2.2 deren geschlechtersoziologische Kritiken. Wir präsentieren Studien, die Prekarität im Lebenszusammenhang verorten und skizzieren Forschungen zu Sorge (*Care*), zu Hetero- und Paarnormativität sowie zu Paarbeziehungen und Männlichkeiten. Danach wenden wir uns der für uns zentralen Kategorie der Anerkennung zu, die bisher in der Prekarisierungsforschung kaum berücksichtigt wurde: In Kapitel 2.3 legen wir anerkennungstheoretische Überlegungen von Honneth und Butler dar und präsentieren in Kapitel 2.4 Studien, die Hinweise zu Anerkennung mit Blick auf (prekäre) Lebenszusammenhänge bieten. Hieraus entwickeln wir in Kapitel 2.5 unsere Forschungskonzepte und Forschungsfragen.

2.1 Prekarisierung von Erwerbsarbeit

2.1.1 Wandel der Erwerbssphäre

Spätestens seit der Jahrtausendwende findet in den Sozialwissenschaften eine Auseinandersetzung über das Ausmaß und die Folgen von Entsicherungsprozessen in der Erwerbssphäre statt, die als Prekarisierung bezeichnet werden.[6] Diese Entsicherungsprozesse sind Teil eines umfassenden Strukturwandels der Erwerbssphäre. Mit dem sektoralen Wandel und der wachsenden ökonomischen Globalisierung bricht männlich geprägte Industriearbeit ein, während Dienstleistungs- und Wissensarbeit, sogenannte immaterielle Arbeit, im globalen Norden an Bedeutung gewinnen (Lazzarato 1998). Die Erwerbsbeteiligung von Frauen steigt, allerdings üben Frauen in Deutschland häufig Beschäftigung in Teilzeit aus (Sachverständigenkommission 2011).[7] Seit den 1990er Jahren zeichnen sich kapitalmarktorientierte Rationalisierungsprozesse und Umstrukturierungen ab. Im Produktionsregime des über Aktienmärkte gesteuerten Finanzmarktkapitalismus ist Profitmaximierung zum obersten Unternehmensziel geworden (Deutschmann 2009; Dörre 2009; Windolf 2005). Der steigende Konkurrenzdruck wird häufig nicht mehr von den Unternehmen abgefedert, sondern direkt an die Beschäftigten weitergegeben.

6 Siehe etwa Baron/Hill (2018); Brinkmann/Dörre/Röbenack et al. (2006); Castel (2000); Castel/Dörre (2009); Della Porta/Hänninen/Siisiäinen et al. (2015); Dörre (2006); Gazareth/Juhasz/Magnin (2007); Grimm/Hirseland/Vogel (2013); Gutiérrez Rodríguez (2014); Manske/Pühl (2010); Motakef (2015); Otto (2019); Schultheis/Schulz (2005); Schultheis/Vogel/Gemperle (2010); Vogel (2009); Völker/Amacker (2015); Vosko (2010); Vosko/McDonald/Campbell (2009a). An den in der Prekarisierungsforschung umstrittenen Begriff des Prekariats knüpfen wir nicht an. Danny Otto legte jüngst in einer »soziologischen Spurensuche« (Otto 2019: 16) eine beeindruckende Analyse darüber vor, wie dieser Begriff als »Deutung sozialer Ungleichheit konstruiert« (ebd.) und »inwiefern […] dieser Kollektivbegriff im wissenschaftlichen Spezialdiskurs Deutungsmacht« erlangte.

7 Von 1991 bis 2010 stieg die Zahl der weiblichen Beschäftigten zwar um 16 Prozent, das von ihnen geleistete Arbeitsvolumen allerdings nur um 4 Prozent (Wanger 2011: 1). Das Volumen der von Frauen geleisteten Erwerbsarbeitsstunden hat sich somit nur geringfügig erhöht und verteilt sich lediglich auf mehr weibliche Schultern (Sachverständigenkommission 2011: 91). Dies liegt v. a. an der hohen Teilzeitquote von Frauen. Von 2006 bis 2016 erhöhte sich die Erwerbsquote von Frauen weiter von 68,4 auf 73,4 Prozent und die Erwerbstätigenquote von 61,4 auf 70,6 Prozent (Bundesagentur für Arbeit 2018: 5). Doch auch 2016 arbeitete fast die Hälfte aller erwerbstätigen Frauen (47 Prozent) in Teilzeit (Statistisches Bundesamt/WZB 2018: 157).

Diese Prozesse befördern auch den sich in Deutschland abzeichnenden Rückgang des männlichen Normalarbeitsverhältnisses (NAV). Das NAV umfasst eine kontinuierliche und zeitlich unbefristete Vollzeitbeschäftigung bei einem*r Arbeitgeber*in, die arbeits- und sozialrechtlich abgesichert ist und aus der ein Lohn erzielt wird, der die Existenz einer Familie absichert (Mückenberger 1985). Dieser Typus von Arbeitsverhältnis hatte von der Nachkriegszeit bis nach 1970 seine größte normative Orientierungsfunktion und fand auch in dieser Zeit seine größte Verbreitung, auch wenn nie alle (männlichen) Beschäftigten derart angestellt waren. Das NAV gilt als männlich, weil es in das männliche (und heteronormative) Ernährermodell eingebettet war, nach dem Männer einer entlohnten Beschäftigung nachgehen und (Ehe-)Frauen für Sorge und Haushalt verantwortlich sind. Der Anteil der im NAV Beschäftigten an den Erwerbstätigen lag 1991 noch bei 82,6 Prozent. Bis 2006 sank er auf 65,4 Prozent und stieg bis 2016 wieder leicht auf 69,2 Prozent an (eigene Prozentberechnung auf Basis von Statistisches Bundesamt/WZB 2018: 159).

Seit der Jahrtausendwende vollzieht sich zudem ein sozialpolitischer Wandel, der sich vom männlichen Ernährermodell abwendet und das Leitbild des *Adult Worker Model* (Lewis 2002) fördert. Auch das neue arbeitsmarktpolitische Aktivierungsparadigma orientiert sich an diesem Leitbild: Mit der Einführung der Gesetze für moderne Dienstleistungen am Arbeitsmarkt seit 2002 sollen möglichst alle Erwerbsfähigen eine Beschäftigung aufnehmen, so auch Mütter kleiner Kinder. Das Aktivierungsparadigma folgt dem Grundgedanken, dass staatliche Unterstützungsleistung zu Passivität führe. Während die Arbeitsmarktpolitik früher auf Prävention und Statussicherung setzte, zielt sie seitdem verstärkt auf Eigeninitiative und Eigenverantwortung; ihre Maxime lautet Fördern und Fordern (Dörre et al. 2013; Lessenich 2008). Um dieses Ziel zu erreichen, wurde der Arbeitsmarkt flexibilisiert: Beschäftigungsverhältnisse in Teilzeit wurden ausgeweitet, Mini-, Midi- und Ein-Euro-Jobs eingeführt, Leiharbeit etabliert und ausgebaut (Keller/Seifert 2013) sowie einiges andere mehr. Die sogenannten Hartz-Gesetze verstärkten also den Trend der Flexibilisierung von Beschäftigung.

Tatsächlich ist es durch die Arbeitsmarktreformen gelungen, die Arbeitslosigkeit zu reduzieren: Sie ist von 11,8 Prozent im Jahr 2005 (Statistisches Bundesamt o. J.) auf 5,1 Prozent im August 2019 gesunken (Bundesagentur für Arbeit 2019: 15). Wenn man allerdings nicht nur von der offiziellen Arbeitslosigkeitszahl ausgeht, sondern alle erwerbsfähigen Leistungsbeziehenden berücksichtigt, erhält man für August 2019 nach Angaben der Bun-

desagentur für Arbeit (2019: 22) einen Anteil von 7,1 Prozent. Seit 2005 ist zudem die Stille Reserve gestiegen (Fuchs/Weber 2010), also die Gruppe an Beschäftigungslosen, die sich gar nicht erst als arbeitslos meldet (Fuchs/Gehrke/Hummel et al. 2018). Es wird angenommen, dass sie sich entmutigt fühlen, überhaupt noch Beschäftigung zu finden und Stigmatisierungen entgehen wollen, die viele mit dem Leistungsbezug assoziieren. Wenn man also die Hilfequote und die Stille Reserve mit berücksichtigt, erscheint der Rückgang der Arbeitslosigkeit als geringer und nicht nur als Folge erhöhter Erwerbstätigkeit.

Zudem gehe es bei der (Re-)Integration in Erwerbsarbeit nicht um gute Arbeit und um sichernde Beschäftigungsverhältnisse, sondern darum, überhaupt in Beschäftigung zu gelangen – frei übersetzt: jede Arbeit sei besser als keine. Treffend bringen es Dörre et al. (2013: 33) auf den Punkt: Im arbeitsmarktpolitischen Aktivierungsregime zeichne sich der Übergang von einer »fordistischen Voll*beschäftigungs*- zu einer prekären Voll*erwerbs*gesellschaft« ab.

Wir nehmen sowohl den Formwandel von Erwerbsarbeit durch den Ausbau prekärer Beschäftigungsverhältnisse als auch den Leistungsbezug nochmals auf. Zuvor aber beschäftigten wir uns mit dem Wandel der Sinngehalte von Erwerbsarbeit, der sich ebenfalls vollzieht. Bereits Anfang der 1990er Jahre beobachtete Martin Baethge (1991), dass Angestellte in Dienstleistungsberufen nicht nur ein instrumentelles Arbeitsverständnis haben, sie also nicht nur arbeiten wollen, um ihren Status und die materielle Existenz von sich und ihren Familien zu sichern, sondern auch Ansprüche auf Entfaltung und Selbstverwirklichung stellen. Mit dem Begriff der »doppelten Subjektivierung« konstatieren Frank Kleemann, Ingo Matuschek und G. Günter Voß (2003), dass nicht nur die Beschäftigten ihre Subjektivität stärker in den Arbeitsprozess einbringen möchten, wie Baethge beobachtete, sondern auch die Arbeitsorganisationen einen veränderten und verstärkten Zugriff auf die Subjektivität der Beschäftigten ausüben (Lohr/Nickel 2005). Subjektivität sei vom »Störfaktor zur Ressource« (Moldaschl/Sauer 2000: 216) geworden.

Eng mit der doppelten Subjektvierung von Arbeit verknüpft wird eine Entgrenzung von Arbeit und Leben diskutiert (Gottschall/Voß 2003; Kratzer/Sauer 2007; Mayer-Ahuja/Wolf 2005). Diese kann sich räumlich sowie zeitlich zeigen, etwa wenn Erwerbsarbeit auch zuhause und unterwegs stattfindet und wenn die Grenzen zwischen Arbeit und Nichtarbeit aufweichen (Virno 2005). Sie kann auf Ebene der Sozialorganisation erfolgen, wenn betriebliche Entscheidungen in die Verantwortlichkeit und Organisation der

Beschäftigten fallen, weiter auf Ebene der Arbeitsinhalte, der Qualifikation sowie von Sinn und Motivation, wenn Fähigkeiten gefordert werden, die außerhalb von Arbeit und Betrieb erworben wurden und sinnhafte Identifikationen mit Erwerbsarbeit an Bedeutung gewinnen (Voß 1998).

Veränderungen der Sinngehalte werden auch unter dem Stichwort der Vermarktlichung beschrieben: Die kapitalistische Verwertungslogik und das Konkurrenzprinzip führen zu einer Ökonomisierung ganzer Lebensbereiche, die vormals außerhalb ökonomischer Imperative standen. Das Leistungsprinzip und der Markterfolg gewinnen an Bedeutung, wobei der kompetitive Markterfolg zum nahezu ausschließlichen Kriterium von Leistung geworden sei (Neckel/Dröge/Somm 2005; Neckel/Wagner 2013a). War für den Fordismus noch der verberuflichte Arbeitnehmer typisch, so wurde dieser vom Idealtypus des Arbeitskraftunternehmers abgelöst (Voß/Pongratz 1998; Jurczyk/Voß 2000). Statt betrieblicher Kontrolle sei für diesen Typus die marktbezogene Selbststeuerung kennzeichnend. Keinen Idealtypus, sondern eine »Realfiktion« (Bröckling 2007: 46) als neue appellativ-präskriptive Figur stellt das unternehmerische Selbst (Bröckling 2007) dar, Leitbild eines neuen Subjektivierungsregimes im Sinne einer Sozial- und Selbsttechnologien einschließenden Diskursformation. Damit ausgedrückt wird das diskursiv vermittelte Gebot, das eigene Leben fortwährend als unternehmerisches Projekt zu entwerfen und sich permanent in Selbstoptimierung zu üben. Allerdings weise das (unternehmerische) Selbst auch »dunkle Seiten« auf, wie die »Unabschließbarkeit der Optimierungszwänge, die unerbittliche Auslese des Wettbewerbs, die nicht zu bannende Angst vor dem Scheitern« (Bröckling 2007: 13).

Viele dieser Phänomene, etwa die Subjektivierung von Arbeit, wurden bislang insbesondere für gut Qualifizierte erforscht, die sich überwiegend in sicheren Beschäftigungsverhältnissen befinden. Doch auch ihre Lebenszusammenhänge können prekäres Potential aufweisen: Als Kehrseite des unternehmerischen Subjekts, das zur permanenten Arbeit an seinem Selbst angetrieben wird, gilt das »erschöpfte Selbst« (Ehrenberg 2008), welches unter Depression und Burnout leidet (Neckel/Wagner 2013b). Ob auch prekär Beschäftigte Ansprüche auf Subjektivierung von Arbeit formulieren und sich an der Subjektivierungsweise des unternehmerischen Selbst orientieren, ist noch weitgehend unklar (Magnin 2009).

Mit den skizzierten Entwicklungen kann festgehalten werden, dass die subjektive Bedeutung von Erwerbsarbeit als Quelle von Anerkennung und Selbstverwirklichung gestiegen ist. Gleichzeitig wird Erwerbsarbeit entgrenzt

und vermarktlicht und spätestens seit den arbeitsmarktpolitischen Reformen flexibilisiert und verunsichert, prekäre Beschäftigungsverhältnisse werden also ausgeweitet. Doch wie genau wird eine prekäre Beschäftigung bestimmt und wie zeigt sich die Zunahme prekärer Beschäftigungsverhältnisse?

2.1.2 Prekäre Beschäftigung im Aktivierungsregime

Was ist prekäre Beschäftigung?

Prekäre Beschäftigung ist ein so diffuser wie komplexer Begriff. In der Regel werden darunter Teilzeittätigkeiten in Form von sozialversicherungspflichtigen oder geringfügigen (Mini- und Midijobs) Beschäftigungsverhältnissen, befristete Beschäftigung, neue Formen der Selbstständigkeit (wie sogenannte Ich-AG, Solo- und Scheinselbstständigkeit) und Leiharbeit gefasst.

In der englischsprachigen Literatur finden sich insbesondere zwei Verwendungen (Vosko/McDonald/Campbell 2009b: 6): Zum einen wird prekäre Beschäftigung mit atypisch gleichgesetzt und damit ein konkretes Defizit in einem Beschäftigungsverhältnis markiert. Atypisch und damit prekär ist eine Beschäftigung hiernach, wenn sie vom Normalarbeitsverhältnis (Mückenberger 1985) abweicht. Dieser Definition liegt ein dichotomes Verständnis von sicher versus atypisch zugrunde. Abgesehen von jener Eindimensionalität distanzieren wir uns aufgrund terminologischer Verwirrungen von dieser Begriffsverwendung, da erstens Teilzeit für Frauen nicht atypisch, sondern typisch im Sinne von üblich ist. Zweitens beschreiben prekär und atypisch nicht die gleichen Phänomene, sind also nicht synonym. Zwar ist eine prekäre Beschäftigung immer atypisch, da sie vom NAV abweicht (aber nicht, da sie für Frauen atypisch sei), jedoch sind atypische Beschäftigungen nicht immer prekär, wie das Beispiel soloselbstständiger IT-Unternehmer*innen verdeutlicht (Brehmer/Seifert 2008; Kraemer 2008). Atypische Beschäftigungsverhältnisse haben allerdings ein hohes Prekaritätsrisiko, was sich je nach atypischer Beschäftigungsform unterschiedlich zeigen kann (Keller/Seifert 2013).

In einer zweiten Verwendung, der wir uns anschließen, werden vielfältige Unsicherheiten in der Erwerbssphäre beschrieben, etwa in einer international viel beachteten Definition von Leah F. Vosko. Prekäre Beschäftigung sei demnach »work for remuneration characterized by uncertainty, low income, and limited social benefits and statuory entitlements« (Vosko 2010: 2). Prekäre Beschäftigung wird hier nicht als Dichotomie, sondern als Kontinuum gefasst.

Zudem impliziert eine prekäre Beschäftigung, anders als der Begriff der atypischen Beschäftigung, nicht nur objektive, sondern auch subjektive Dimensionen, also die subjektive Wahrnehmung, Deutung und das Erleben der Beschäftigung. Dies veranschaulicht Arne L. Kallebergs (2008: 2) Definition: »By ›precarious work‹, I mean employment that is uncertain, unpredictable, and risky from the point of view of the worker.« In der deutschsprachigen Debatte spielen die Unterscheidung und Einbeziehung von subjektiven sowie objektiven Dimensionen eine große Rolle. Wolfram Brehmer und Hartmut Seifert (2008: 505) betonen mit Blick auf die subjektive Dimension unter anderem, dass die Freiwilligkeit der Wahl einer bestimmten Beschäftigungsform für die Einstufung von Prekarität wichtig ist.[8]

Weiter wird bei der Bestimmung einer prekären Beschäftigung in der Regel eine Unterschreitung eines bestimmten gesellschaftlichen Standards konstatiert (Mayer-Ahuja 2003). Vor diesem Hintergrund orientiert sich die deutschsprachige Auseinandersetzung am männlichen Normalarbeitsverhältnis (Mückenberger 1985). In Anlehnung an dieses bestimmen Brinkmann et al. (2006: 17) ein Beschäftigungsverhältnis als prekär, wenn die

> »Beschäftigten aufgrund ihrer Tätigkeiten deutlich unter ein Einkommens-, Schutz- und soziales Integrationsniveau sinken, das in der Gegenwartsgesellschaft als Standard definiert und mehrheitlich anerkannt wird. Und prekär ist Erwerbsarbeit auch, sofern sie subjektiv mit Sinnverlusten, Anerkennungsdefiziten und Planungsunsicherheit in einem Ausmaß verbunden ist, das gesellschaftliche Standards deutlich zuungunsten der Beschäftigten korrigiert«.

Sie berücksichtigen sowohl objektive als auch subjektive Aspekte und unterteilen diese in eine materiell-reproduktive, eine institutionell-rechtliche und eine sozial-kommunikative Dimension. Für die Bestimmung einer prekären Beschäftigung gibt ihnen also das Normalarbeitsverhältnis Orientierung. Da aber auch subjektiv erfahrene Sinnverluste und Anerkennungsdefizite berücksichtigt werden, geht ihre Konzeptionierung darüber hinaus. Diese Bestimmung von prekärer Beschäftigung findet im deutschsprachigen Raum große Beachtung. In der amtlichen Statistik werden allerdings nicht prekäre, sondern atypische Beschäftigungsverhältnisse erhoben.

---

8 Inhaltlich teilen wir diese Sicht gewissermaßen. Aufgrund der Schwierigkeiten einer Bestimmung von »Freiwilligkeit« würden wir diesen Aspekt allerdings eher unter dem Kriterium fassen, inwieweit die Beschäftigungsform mit den Vorstellungen der Beschäftigten übereinstimmt. So kann etwa eine Teilzeitbeschäftigung durchaus erwünscht und subjektiv nicht prekär sein, allerdings objektiv doch, etwa mit Blick auf geringe Rentenansprüche.

Wie erwähnt, müssen atypische Beschäftigungsverhältnisse nicht zwangsläufig prekär sein (Böhnke/Zeh/Link 2015) – auch wenn sie es oft sind. Atypisch beschäftigt sind Menschen besonders häufig, wenn mindestens eines der folgenden Kriterien auf sie zutrifft: weiblich, junges Lebensalter, Migrationshintergrund, alleinerziehend, geringe Qualifikation (Böhnke et al. 2015; Brinkmann et al. 2006; Giesecke 2009). Viele der atypisch Beschäftigten mit diesen Gruppenzugehörigkeiten sind zugleich prekär beschäftigt.

Den Anteil atypischer Beschäftigung an der Gesamtbeschäftigung hat sich von 1991 bis 2015 fast verdoppelt und stagniert seit 2013 bei etwa 38 Prozent (Seifert 2017). Allerdings unterscheiden sich atypische Beschäftigungen mit Blick auf ihr Ausmaß und ihre Entwicklung: Auf Teilzeitarbeit fällt mit Abstand der größte Anteil (25,5 Prozent) aller atypisch Beschäftigten (Seifert 2017: 7). Am zweithäufigsten sind Minijobs (22,8 Prozent), wobei zwei Drittel aller Beschäftigten in Minijobs diesen als Haupterwerb ausüben und ein Drittel einem zusätzlichen Hauptjob nachgeht. Geschlechterunterschiede sind hier eklatant, insofern als sozialversicherungspflichtige Teilzeit- und Minijobs von Frauen dominiert werden. Von allen Frauen, die sozialversicherungspflichtig beschäftigt sind, arbeitet fast die Hälfte (47 Prozent) in Teilzeit, während dies nur für 11 Prozent der entsprechenden Männer zutrifft. Von den Personen, die ausschließlich geringfügig beschäftigt sind (Mini- und Midijobs), sind nach Angaben der Bundesagentur für Arbeit (2018: 12) zwei Drittel weiblich. Die Einführung des Mindestlohns 2015 hatte zur Folge, dass die Zahl derer gesunken ist, die ausschließlich einen Minijob haben, während die Zahl derer gestiegen ist, die noch einem Nebenjob nachgehen (Seifert 2017: 7). Auch hier »üben mehr Frauen als Männer neben einer sozialversicherungspflichtigen Hauptbeschäftigung einen Minijob als Nebenjob aus« (Bundesagentur für Arbeit 2018: 12). Auf den Minijob folgen befristete Beschäftigungsverhältnisse (7,8 Prozent), Midijobs (4,1 Prozent), Soloselbstständigkeit (5,5 Prozent) sowie Leiharbeit (3 Prozent) (Seifert 2017).

Von prekärer Beschäftigung zur prekären Lebenslage

Wenn wir wieder auf die Bestimmungen einer prekären Beschäftigung (Brinkmann et al. 2006) zurückkommen, kann allerdings noch nicht von dieser auf eine prekäre Lebenslage geschlossen werden. Aus diesem Grund wird in ungleichheitssoziologischen Studien ein »erweitertes Prekaritätsverständnis« (Brandt/Böhnke 2018: 333) vorgeschlagen. Berücksichtigt werden der Haushaltskontext (Kraemer 2008) sowie das Verhältnis von »precarious

employment« und »precarious lives« (Clement/Mathieu/Prus et al. 2009). Wird aus einer prekären Beschäftigung nur ein geringes Einkommen erzielt, kann dieses durch das Einkommen eines weiteren Haushaltsmitglieds abgefedert werden. Aber auch aus einer sicheren Beschäftigung kann eine prekäre Lage resultieren, wenn zum Beispiel in der Familie Angehörige pflegebedürftig werden (Allmendinger et al. 2018; Promberger/Jahn/Schels et al. 2018).

In ihrer Bestimmung einer prekären Lebenslage schlagen Promberger et al. (2018: 12) vor, die prekäre Beschäftigung über das Einkommen (Niedriglohn, Existenzminimum), mangelnde soziale Absicherung (fehlende Absicherung, kein Kündigungsschutz) sowie Arbeitsplatzunsicherheit (»einfache« Arbeit, Erwerbslosigkeitsrisiko sowie erhöhte berufsspezifische Gesundheitsrisiken) zu bestimmen. Zur Berücksichtigung der Haushaltslage erfassen sie die Wohnsituation (schlechte und beengte Wohnverhältnisse), die finanzielle Situation (Armut, finanzielle Rücklagen, Schulden), besondere Belastungen (Krankheit und Behinderung) sowie fehlende rechtliche Absicherung (keine abgeleiteten Sozialversicherungs-ansprüche).

Die mehrdimensionale Berücksichtigung von Unsicherheitslagen ist jedoch keine Erfindung der Prekarisierungsforschung. Die Pointe der eingangs erwähnten Marienthalstudie bestand darin, dass Arbeitslosigkeit gerade nicht nur über die Dimensionen des Einkommens und der Erwerbslage erforscht wurde. Auch aus der Armutsforschung liegen hierzu wichtige Konzepte vor, wie der von Otto Neurath (1937) eingeführte Lebenslagenansatz (siehe auch Amann 1983; Glatzer/Hübinger 1990; Hauser/Neumann 1992). Eine wichtige Referenz für das von uns verwendete Konzept Prekarität im Lebenszusammenhang stellt der Bremer Lebenslagenansatz (Voges/Jürgens/Maurer et al. 2003) dar (Motakef/Wimbauer 2019a). Es berücksichtigt verschiedene Dimensionen wie Einkommen, Erwerbstätigkeit, Bildung, Gesundheit und Wohnen und unterscheidet dabei auch subjektive und objektive Ausprägungen.

Auch Peter Bartelheimer (2005, 2007) schließt an den Lebenslagenansatz an und stellt dabei den Begriff der Teilhabe ins Zentrum, den er ebenfalls mehrdimensional fasst (gesellschaftliche Arbeit, soziale Nahbeziehungen, Rechte und Kultur). Teilhabe sei prekär, wenn »sich die äußeren wie verinnerlichten sozialen Anforderungen an die eigene Lebensweise und die tatsächlichen Möglichkeiten zu ihrer Realisierung auseinanderentwickeln« (Bartelheimer 2005: 53). Sie könne schließlich in Ausgrenzung umschlagen, wenn »Personen oder Gruppen dauerhaft, biographisch unumkehrbar von gesellschaftlich üblichen Teilhabeformen ausgeschlossen sind, die sie indivi-

duell anstreben« (Bartelheimer 2005: 53). Eine hierfür besonders gefährdete Gruppe stellen Personen im Leistungsbezug dar. Wie genau gestaltet sich also der Leistungsbezug?

Leistungsbezug nach SGB III (Arbeitslosengeld I) und nach SGB II (Grundsicherung, Arbeitslosengeld II)

Wie erwähnt, wechseln sich in der Zone der Prekarität und Verwundbarkeit (Castel 2000) Phasen einer prekären Beschäftigung oft mit Phasen der Arbeitslosigkeit ab. Menschen, die arbeitslos geworden sind und bestimmte Bedingungen erfüllen,[9] können Arbeitslosengeld (ALG I), also Leistungen nach SGB III, erhalten (von der »Agentur für Arbeit«). Die Dauer beträgt, je nach erfüllten Voraussetzungen, zwischen 6 und 24 Monaten. Wenn kein Anspruch auf ALG I (mehr) besteht, können Menschen, die arbeitslos sind oder aus ihrer Erwerbsarbeit kein existenzsicherndes Einkommen erzielen, Arbeitslosengeld II (im »Jobcenter«), also Leistungen der Grundsicherung (GruSi) nach dem SGB II beantragen (Bähr/Dietz/Kupka et al. 2018a,b).[10] Auch erwerbsfähige Personen, die dem Arbeitsmarkt wegen Einschränkungen nicht zur Verfügung stehen sowie nicht erwerbsfähige Leistungsberechtigte, insbesondere Kinder unter 15 Jahren, können Leistungen nach SGB II, etwa in Form von Sozialgeld, erhalten. Im August 2019 befanden sich 5,471 Millionen Menschen in 2,9 Millionen Bedarfsgemeinschaften im Leistungsbezug nach dem SGB II; aufstockende Sozialleistungen bezogen 2019 über 1,1 Millionen Erwerbstätige, deren Einkommen nicht existenzsichernd ist (Bundesagentur für Arbeit 2019: 22).

Im Leistungsbezug setzt das arbeitsmarktpolitische Aktivierungsregime an der Beschäftigungsfähigkeit der (erwerbsfähigen) Einzelnen an und kombiniert mit strengen Zumutbarkeitsregeln und Sanktionen ein engmaschiges Netz an disziplinierenden und kontrollierenden Maßnahmen (Dörre et al. 2013). Durch möglichst individuell passgenaue Programme sollen die Leistungsbeziehenden wieder in den Arbeitsmarkt eingegliedert werden.

9 Diese sind geregelt in den §§ 136–164 des SGB III. Unter anderem ist eine Meldung als arbeitslos erforderlich sowie die Erfüllung von Anwartschaftszeiten durch eine sozialversicherungspflichtige Beschäftigungszeit von mindestens 12 Monaten in den 24 Monaten vor dem ALG I Bezug.

10 Hierzu gibt die Bundesagentur für Arbeit (2019: 12f.) an: »Von den 2.319.000 Arbeitslosen im August [2019] wurden 848.000 oder 37 Prozent im Rechtskreis SGB III von einer Agentur für Arbeit und 1.471.000 oder 63 Prozent im Rechtskreis SGB II von einem Jobcenter betreut«.

Frauen werden deutlich seltener mit arbeitsmarktpolitischen Instrumenten gefördert als Männer (Jaehrling 2015; Jaehrling/Rudolph 2010), Frauen in einer Paarbeziehung dabei noch seltener als Frauen ohne Paarbeziehung (Kopf/Zabl 2017) – auch wenn mit der Orientierung am *Adult Worker Model* eigentlich ein gleichberechtigter Zugang zu den Maßnahmen verbunden ist. Eine Ursache dafür sind gesellschaftlich verankerte Geschlechterstereotype unter anderem der Fallmanager*innen, die Frauen oft weiterhin die Verantwortung für Haus- und Sorgearbeit zuschreiben, was Vor- und Nachteile für die Frauen haben kann: Einerseits erhalten sie anders als viele Väter die Möglichkeit, sich um ihre Kinder zu kümmern, andererseits mindert dies ihre ohnehin geringen Chancen, den Leistungsbezug zu überwinden.

Wer sich im Leistungsbezug befindet und nicht hochqualifiziert ist, schafft oft auch trotz größter eigener Bemühungen und trotz der Kontrollen und Disziplinierungen der Jobcenter nur selten den Übergang in eine bedarfsdeckende und sichere Beschäftigung (Beste/Trappmann 2016; Bruckmeier/Hohmeyer 2018). Wer schon länger im Leistungsbezug verweilt und eines oder mehrere der sogenannten Vermittlungshemmnisse aufweist, also gesundheitlich eingeschränkt ist, ein höheres Alter hat, nicht gut deutsch spricht, keinen Ausbildungs- und Schulabschluss hat sowie Sorgeverantwortung für Kinder oder alte Menschen trägt, hat sehr geringe Chancen, diesen Übergang zu schaffen (Beste/Trappmann 2016). Die Leistungsbezieher*innen sehen sich zunehmend gezwungen, auf ihr soziales Umfeld, wenn vorhanden, zurückzugreifen, also auf Paar-, Freundschafts- und Familienbeziehungen. Paradoxerweise werden ihre Netze als Substitution sozialer Leistungen vorausgesetzt, dadurch aber auch überfordert und gefährdet (Marquardsen 2012), was wir in Kapitel 2.4 aufgreifen.

Der Leistungsbezug ist weiter häufig mit psychosozialen Einschränkungen verknüpft. Fast die Hälfte der arbeitslosen ALG II-Bezieher*innen leidet unter ernsten Gesundheitsproblemen (Achatz/Trappmann 2011). Im Leistungsbezug verschlechtert sich häufig der gesundheitliche Zustand weiter, da etwa wegen geringer materieller Ressourcen Zuzahlungen zu Medikamenten nicht möglich sind oder an Heizkosten gespart wird. Insgesamt führt der unfreiwillige Verlust des Arbeitsplatzes häufig zu langfristigen Einschränkungen der Gesundheit (Voßemer/Gebel/Nizalova et al. 2018).

Auch psychische Erkrankungen sind im Leistungsbezug verbreitet: Mehr als einem Drittel der Personen im SGB II-Bezug wurde eine psychiatrische Diagnose erstellt (Schubert/Parthier/Kupka et al. 2013). Nach Angaben von Krankenkassen sind außerdem Suchterkrankungen, sogenannte affektive

Störungen (meist Depressionen) sowie sogenannte neurotische, Belastungs- und somatoforme Störungen häufig (ebd.). Die Arbeitssuche erweist sich für diese Gruppe als enorm schwer und hindernisreich, unter anderem auch deshalb, weil es auf institutioneller Ebene zwischen dem Fallmanagement der Jobcenter und den Einrichtungen der psychosozialen Beratung und Unterstützung kaum Kooperationen gibt (Oschmiansky/Popp/Riedel-Heller et al. 2017).[11]

Die Folgen der aktivierenden Arbeitsmarktreformen sind ambivalent: Wie dargelegt, ist die Arbeitslosigkeit in der offiziellen Arbeitsmarktstatistik gesunken. Dennoch können viele Menschen nicht von ihrer Erwerbsarbeit leben und sind permanent wechselnden Phasen zwischen prekärer Beschäftigung und Arbeitslosigkeit ausgesetzt. Daraus folge eine »Dauermobilisierung« (Grimm/Hirseland/Vogel 2013: 258), die, so eine zentrale prekarisierungstheoretische These, weit über die Zone der Prekarität und Verwundbarkeit hinaus für Verunsicherungen sorgt. Insgesamt sind die Arbeitsmarktreformen seit Anbeginn stark umstritten und Ende 2018 ist die Diskussion um eine Abschaffung des ALG II erneut entbrannt – mit offenem Ausgang. Sie entzündete sich unter anderem an der Stigmatisierung von »Hartz IV«-Beziehenden, der Infragestellung einer ausreichenden Höhe des ALG II, eines zielführenden Förderns sowie eines womöglich unangemessenen Forderns (Sanktionen). Ebenso offen sind derzeit die Effekte des zum 1.1.2019 in Kraft getreten Gesetzes zur Schaffung neuer Teilhabechancen für Langzeitarbeitslose auf dem allgemeinen und sozialen Arbeitsmarkt (Teilhabechancengesetz/10. SGB II-ÄndG).

2.1.3 Soziale Folgen und subjektive Bewältigung prekärer Erwerbsarbeit

Robert Castel (2000) legt eine viel beachtete sozialhistorische Untersuchung vor, in der er verschiedene Integrationsmodi von Erwerbsarbeit in westeuropäischen Gesellschaften nachzeichnet. Dabei interessiert ihn das Verhältnis der gesellschaftlichen Mitte und ihrer Ränder. Vor dem Hintergrund der Ausweitung prekärer Beschäftigungsverhältnisse in Frankreich diagnostiziert er eine Wiederkehr der sozialen Frage und der Figur des Überzähligen, wo-

11 Über Erkrankungen im Kontext von Erwerbsarbeit berichtet etwa die Bundesanstalt für Arbeitsschutz und Arbeitsmedizin (2018). Über psychische Erkrankungen in der Erwerbsarbeit siehe etwa Alsdorf/Engelbach/Flick et al. (2017).

mit sich in seiner Sicht durchaus Parallelen zwischen dem Langzeitarbeitslosen von heute und dem Vagabunden des vorindustriellen Zeitalters ergeben.

Viele Menschen in Frankreich würden sich heute gar nicht mehr am sozialen Aufstieg orientieren, vielmehr zeige sich ein »Sich-Einrichten in der Prekarität« (Castel 2000: 357). Gefangen in einer »Kultur des Zufalls« (Rouleau-Berger nach Castel 2000: 358) hätten die Überzähligen der Gegenwart keine Vorstellung eines Kollektivs, keine berufliche Identität und keine Zukunftsperspektive mehr. Dies unterscheide sie grundlegend von Arbeitern, die etwa in Arbeitskämpfe involviert waren. Kennzeichnend für die heutige Arbeitsgesellschaft in Frankreich sei weiter eine »Destabilisierung des Stabilen« (Castel 2000: 357). Nicht nur die Ränder seien vom Absturz bedroht, sondern auch die Mittelschicht.[12] Prekäre Beschäftigung sei in ihrer Wirkung »demoralisierend« und zeige sich als »Prinzip sozialer Auflösung« (Castel 2005: 37).

Am Beispiel von Frankreich differenziert Castel (2000: 360f.) in der Arbeitsgesellschaft vier Zonen: erstens die Zone der Integration, zweitens die Zone der Prekarität und Verwundbarkeit, drittens die Zone der Fürsorge und viertens die Zone der Exklusion.[13] Die Verunsicherungen seien allerdings so weitreichend, dass nicht nur Beschäftigte in der Zone der Prekarität und Verwundbarkeit, sondern auch in der Zone der Integration Angst vor sozialem Abstieg hätten. Castel vermutet, dass sich Unsicherheiten in der Erwerbssphäre auch auf die soziale Einbindung auswirken. Es bestehe eine

> »Komplementarität zwischen dem, was sich auf einer Achse der Integration durch Arbeit – stabile Beschäftigung, prekäre Beschäftigung, Ausschluss aus Arbeit – und durch die Dichte der Integration in den Beziehungsnetzwerken der Familie und der Gemeinschaft – solide Verankerung in den Beziehungsnetzwerken, Brüchigwerden der Beziehungen, soziale Isolation – abspielt« (Castel 2000: 360).

Prekäre Beschäftigung führe hiernach also zu einer Erosion der sozialen Einbindung.

Auch Pierre Bourdieu (2000 [1977], 2004) betont, dass eine prekäre Beschäftigung nicht nur mit geringen Ressourcen einhergehe, sondern auch die

12 Auch mit Blick auf Deutschland werden Abstiegsängste der Mittelschicht intensiv erforscht und diskutiert (etwa Burzan/Kohrs/Küsters 2014; Schimank/Mau/Groh-Samberg 2014).

13 Hierbei ist allerdings unter anderem unklar, wen und was die Zone der Fürsorge umfasst – Fürsorgeleistungsbeziehende (Kinder) und/oder Sorgeleistende oder Familien? Zudem werden (jedenfalls) in der deutschsprachigen Debatte in der Regel nur die drei anderen Zonen rezipiert.

Zukunftsgestaltung verhindere. »Prekarität ist überall«, so sein programmatischer Vortragstitel (Bourdieu 2004). Da Prekarität die Hoffnung auf eine bessere Zukunft verblassen lasse, verhindere sie zudem Proteste und Solidarisierungen. Im Ergebnis schwäche Prekarisierung die Handlungsfähigkeit der Einzelnen. Dabei seien nicht nur jene verunsichert, die prekär beschäftigt sind, sondern Prekarität erzeuge für alle eine »Furcht« (Bourdieu 2004: 110), die wiederum instrumentalisiert werden könne. Daher, so seine zentrale These, sei Prekarität »Teil einer neuartigen *Herrschaftsform*, die auf der Errichtung einer zum Dauerzustand gewordenen Unsicherheit fußt und das Ziel hat, die Arbeitnehmer zur Unterwerfung, zur Hinnahme ihrer Ausbeutung zu zwingen« (Bourdieu 2004: 111).

Ein Team um Klaus Dörre (Brinkmann et al. 2006) übertrug die französischen Prekarisierungsthesen auf die deutsche Arbeitsgesellschaft (Castel/Dörre 2009). Sie betonen, dass erwerbsbezogene Integrationspotentiale nicht nur durch Arbeitslosigkeit geschwächt würden, sondern auch durch die Ausbreitung atypischer Beschäftigungsverhältnisse. Dieser Ausbau sei eine Gefahr für die soziale Kohäsion von Arbeitsgesellschaften. Am Beispiel ihrer Forschung zum Einsatz von Leiharbeit in Automobilbetrieben zeigen sie, dass einerseits Leiharbeitern die Grundlage für Widerstand genommen wird. Andererseits wird auch die sicher beschäftigte Stammbelegschaft im Kontakt mit Leiharbeitern über den Markt vermittelt diszipliniert (Holst/Nachtwey/Dörre 2009; Kraemer/Speidel 2004).[14] Für Dörre wird dabei ein »Integrationsparadoxon« (Dörre 2006: 7) deutlich: »Prekarität wirkt desintegrierend und *zugleich* als disziplinierende Kraft« (2006: 12).

An diesen Thesen entfachte sich allerdings auch viel Kritik (ausführlich Motakef 2015): Wie wir in 2.2 erläutern, wurden die arbeitssoziologische Prekarisierungsforschung und Castels Studie erstens seitens der Geschlechterforschung als androzentrisch und erwerbsarbeitsfokussiert kritisiert (Aulenbacher 2009; Fantone 2007). Umstritten ist zweitens die Annahme, die Ausweitung prekärer Beschäftigung schwäche zwangsläufig die soziale Einbindung (Brandt/Böhnke 2018; Knabe/Brandt/Fischer et al. 2018; Marquardsen 2012). In der Kritik steht drittens der Fokus auf die Abstiegsängste der Mittelschichten: Nicht nur sicher, sondern gerade auch prekär Beschäftige und Erwerbslose haben etwas zu verlieren und beklagen »Statusinkonsistenzen« (Grimm 2016). Viertens wird Castels einseitige Betonung des

14 Vor diesem Hintergrund spricht Klaus Kraemer (2008: 84) von »gefühlter Prekarisierung« oder »Prekarisierungsängsten« (ebd.: 86; Kraemer/Speidel 2005). Gefühlte Prekarisierung ist allerdings ein umstrittenes Konzept.

demoralisierenden Potentials prekärer Beschäftigungsverhältnisse moniert (Bescherer 2013; Dörre et al. 2013). Dabei steht nicht grundsätzlich infrage, dass prekäre Beschäftigungsverhältnisse die Handlungsfähigkeit schwächen können. Ausgehend von empirischen Untersuchungen Arbeitsloser und prekär Beschäftigter im arbeitsmarktpolitischen Aktivierungsregime wird aber auf eine Heterogenität subjektiver Bewältigungsformen verwiesen (Dörre et al. 2013; Grimm 2016; Hense 2018; Schütt 2014). Um welche Bewältigungsformen handelt es sich also dabei?

Die Studien, die sich für die subjektive Bewältigung interessieren, fragen zentral, ob sich die Arbeits- oder Erwerbslosen und teils auch prekär Beschäftigten weiterhin an der Erwerbsnorm orientieren und sich als Teil der Arbeitsgesellschaft verstehen, oder ob sie diese Orientierung aufgrund ihrer diskontinuierlichen Erwerbsbiographie (oder aus sonstigen Gründen) aufgeben. Falls ja, zeigt sich dann auch eine Einschränkung oder gar ein Verlust von Handlungsfähigkeit, wie Castel und Bourdieu vermuteten? Oder können sie sich andere Sinn- und Anerkennungsquellen erschließen?

Um es vorweg zu nehmen, finden sich keine Hinweise für eine grundsätzliche Abkehr von der Normalitätsfolie in Bezug auf Erwerbsarbeit, auch wenn sich die Erwerbsnorm nicht realisieren lässt. In der Studie von Dörre et al. (2013) teilen nahezu alle Erwerbslosen die Orientierung an Erwerbsarbeit. Manche von ihnen wollen »um jeden Preis« (Dörre et al. 2013: 134) Beschäftigung aufnehmen, andere täuschen vor, erwerbstätig zu sein, um dadurch einen bürgerlichen Schein aufrechtzuerhalten. In ihrem Sample finden sie allerdings auch ein Bewältigungsmuster, das sie als »Nicht-Arbeiterinnen« (Dörre et al. 2013: 182) typisieren. In diesem zahlenmäßig gering verbreiteten Typus richten die Befragten ihr Leben nicht an Erwerbsarbeit aus und zeigen sich resigniert oder ziellos. Einige von ihnen finden alternative Orientierungen, wie etwa alleinerziehende Mütter, die ihren Lebensmittelpunkt in der Sorge und der Hausarbeit verorten, und männliche Jugendliche, die ihr Leben auf jugendkulturelle Szenen ausrichten. Anders als Bourdieus und Castels Vermutung, wonach die Imagination von Zukunftsentwürfen in der Prekarität behindert wird, argumentieren Dörre et al. (2013), dass zwar mit anhaltender Dauer im Leistungsbezug eine langfristige Planung erschwert werde. Dennoch seien die arbeitslosen Menschen durchaus zur Planung fähig, sie richten sich dabei aber auf kurze Intervalle und permanente Unbeständigkeit aus.

Zu ähnlichen Ergebnissen kommt auch Natalie Grimm (2016), die prekäre Erwerbsbiographien im Zeitverlauf untersucht und dabei das Empfin-

den und die Bewältigung von Statusinkonsistenzen fokussiert. Statusinkonsistenzen zeigen sich subjektiv als »Erwartungsenttäuschungen« (ebd.: 379), wenn etwa bestimmte Berufspositionen trotz vorhandener Ausbildungstitel nicht realisiert werden. Statusinkonsistenz könne als Bedrohung, als Herausforderung, als Bürde und als normale Passage erfahren werden, wobei sich nur im Typus der Bedrohung eine Zukunftsorientierung zeige. Im Typus der Bürde rekonstruiert Grimm eine Vergangenheitsorientierung und -verklärung, die Befragten sehen sich hier nicht als Gestalter*innen ihres Lebens. Im Typus Herausforderung und normale Passage zeige sich, ähnlich wie bei Dörre et al. (2013), eine eher gegenwartsorientierte Lebensführung, die Zukunft scheint nicht beeinflussbar. Grimms Studie basiert auf Daten der qualitativen Panelstudie des IAB zum SGB II »Armutsdynamik und Arbeitsmarkt« (PASS), in der über fünf Jahre hinweg mit 152 Leistungsbezieher*innen mehrere Interviews geführt wurden.

Auf diesen Daten basiert auch die Studie von Petra Schütt (2014), die ebenfalls zeigt, wie die Befragten im Leistungsbezug an der Erwerbsnorm festhalten. Die arbeitsmarktpolitische Forderung, möglichst schnell den Leistungsbezug zu verlassen, hinterfragen sie nicht. Bei ihnen ließ sich aber ein Handlungsmuster rekonstruieren, bei dem Sicherheit und Stabilität im Zentrum stehen. Sie nehmen nach Schütt eine eigenwillige Umdeutung vor, denn ihnen gehe es nicht darum, möglichst schnell in Beschäftigung zu kommen (*work first*), sondern darum, möglichst viele Sicherheitsrisiken zu mindern (*security first*). Andreas Gefken, Franziska Stockem und Petra Böhnke (2015) arbeiten drei subjektive Umgangsformen mit erwerbsseitiger Prekarität heraus: Die Suche nach Chancen, Desillusionierung sowie Anpassung und Umdeuten von Sinnerwartungen.

Die hier rezipierten Studien zur subjektiven Wahrnehmung und Bewältigung von prekären Erwerbsbiographien und Arbeitslosigkeit kommen zu einem deutlichen Ergebnis: Arbeitslose Menschen bilden keineswegs eine handlungsohnmächtige Gruppe, vielmehr zeigen sich bei ihnen heterogene Bewältigungsmuster ihrer oft prekären Erwerbslagen.

Vor diesem Hintergrund kritisieren die genannten Autor*innen das arbeitsmarktpolitische Aktivierungsregime: Die Aktivierung zu Eigenverantwortung sei wenig hilfreich, da die Arbeitslosen sich in der Regel ohnehin um Beschäftigung bemühen. Arbeitsmarktpolitisch initiiert werde Aktivität beschleunigt und Mobilität gesteigert; dies alles aber nicht mit dem realistischen Ziel einer sicheren Beschäftigung (Grimm 2016; Schütt 2014). Die geforderte Zukunftsplanung wird im Leistungsbezug sogar erschwert, da die

schnelle Aufnahme von Beschäftigung im Zentrum steht und nicht Ressourcen und Zeit zur Verfügung gestellt werden, mit denen die diskontinuierlichen Erwerbsbiographien nachhaltig überwunden werden könnten. Paradoxerweise würden viele Arbeitslose sich nicht wegen, sondern »trotz strenger Zumutbarkeitsregeln« weiterhin um Beschäftigung bemühen (Dörre et al. 2013: 40).

Auf die andere Seite der Arbeitsgesellschaft blicken Stefanie Hürtgen und Stephan Voswinkel (2014) in ihrer Studie über die Arbeitnehmermitte. Sie fragen, ob die sicher Beschäftigten vor dem Eindruck von Prekarisierungsprozessen in der Erwerbssphäre ihre Ansprüche an »gute Arbeit« und ihre Lebens- und Zukunftsentwürfe verändert haben. Die sicher Beschäftigten, so ihr Ergebnis, halten an ihren Ansprüchen an »gute Arbeit« – ein »gutes Einkommen, angemessene Arbeitsbedingungen, respektvolle Vorgesetzte, aber auch Grenzziehungen zwischen Arbeits- und Lebenswelt« (Hürtgen/Voswinkel 2014: 18) – ungebrochen fest, sind jedoch darüber verunsichert, ob die Gerechtigkeitsnormen und Normalitätsvorstellungen, auf denen ihre Ansprüche beruhen, gesellschaftlich noch gültig sind.

Die Ansprüche an Arbeit und die ihnen zugrunde liegenden Gerechtigkeitsnormen und Normalitätsvorstellungen von prekär Beschäftigten und Erwerbslosen wurden noch nicht systematisch untersucht. Allerdings bieten die referierten Studien einige Hinweise, die auch Hürtgen und Voswinkel (2014: 361f.) diskutieren. Sie kommen zum Schluss, dass auch prekär Beschäftige und Erwerbslose teilweise an ihren Ansprüchen an Arbeit festhalten. Jene befänden sich jedoch häufig in Kontexten, in denen sie ihre Ansprüche zurückstellen müssten, da sie über wenig Ressourcen und Macht verfügten, um diese Ansprüche einzufordern. Wie erwähnt, bedarf es dazu aber noch systematischer Untersuchungen.

2.2 Geschlechtersoziologische Erweiterungen: Prekarität im Lebenszusammenhang

Die bis hier dargelegte Bestimmung von Prekarisierung erfuhr, wie angedeutet, vor allem in der Geschlechterforschung umfassende Kritik (Motakef 2015): Es sei androzentrisch, wie unsichere Beschäftigung – eine langjährige Domäne von Frauen – erst dann als lösungsbedürftiges Problem markiert wurde, seit es zunehmend auch Männer betrifft (Aulenbacher 2009; Fanto-

ne 2007). Dieser Androzentrismus reproduziere die problematische Arbeitsteilung, nach der die Arbeitssoziologie für das Allgemeine – die männlichen Beschäftigungsverhältnisse – zuständig sei, während die Geschlechterforschung das Besondere – also prekäre Arbeit, die maßgeblich von Frauen getätigt wird – in den Blick nehme (Aulenbacher 2008). In ähnlicher Manier würde Arbeit zudem auf Lohnarbeit verkürzt, womit der strukturelle Zusammenhang von Produktions- und Reproduktionssphäre verschleiert und die überwiegend von Frauen geleistete Sorgearbeit ignoriert werde. Vergessen würden die prekären Lagen, in denen sich Frauen und hierbei häufig Migrant*innen bereits im männlichen Ernährermodell befanden (Aulenbacher 2009; Fantone 2007; Motakef 2015). Schließlich führe es nicht zuletzt zu Verzerrungen, wenn die Prekarisierungsforschung ihre Ergebnisse aus der Erforschung männlicher Beschäftigungsverhältnisse (Leiharbeit) heraus verallgemeinere (Aulenbacher 2009).

Aus geschlechtersoziologischer Perspektive wird daher eine erweiterte Perspektive auf Prekarität und Prekarisierung gefordert (Aulenbacher/Dammayr/Décieux 2015; Fantone 2007; Manske/Pühl 2010; Motakef et al. 2018b; Motakef/Wimbauer 2017; Precarias a la deriva 2011; Völker/Amacker 2015). Mit Prekarisierung sollte nicht nur der Wandel der Erwerbssphäre und der Sozialpolitik, sondern die gesamte fordistische Trias aus Wohlfahrtstaat, Familie und Erwerbsarbeit und damit auch das Brüchigwerden des männlichen Ernährermodells betrachtet werden (Aulenbacher 2009). Zentrale Aufmerksamkeit erhalten die gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen heute bezahlte und unbezahlte Sorgearbeit (*Care*) stattfindet (siehe 2.2.2).

Von dieser Forderung ausgehend stellt sich auch die Frage, ob die Hetero- und Paarnormativität des männlichen Ernährermodells brüchig werden (Wimbauer/Peukert/Motakef et al. 2018). Dieses Modell kann als hetero- und paarnormativ bezeichnet werden, da es neben seiner vergeschlechtlichten Zuweisung von Tätigkeiten auch eine spezifische Vorstellung von Sexualität (Heterosexualität) sowie eine spezifische Lebensform – das Leben in einer monogamen Paarbeziehung – transportiert (siehe 2.2.3). Wenn also die fordistische Trias aufbricht, werden dann auch Geschlechter- und Sexualitätsnormen brüchig und damit Geschlechterarrangements verändert?

Wie dargestellt, sollen auch Mütter erwerbstätig sein, womit das in Westdeutschland lange Zeit gültige männliche Ernährermodell erodiert. Mit den Verunsicherungen in der Erwerbsphäre qualifizieren sich männliche Einkommen zudem häufig nicht mehr als Familienlöhne, weswegen auch Frau-

en erwerbstätig werden müssen (abgesehen davon, dass viele Frauen dies auch ohne ökonomischen Zwang – oder neben ihm – wollen). Wie verändern sich also die Geschlechterarrangements, wenn Frauen erwerbstätig sind oder Familienernährerinnen werden und Männer keine Ernährerrolle mehr realisieren können? Was bedeutet dies für ihre Paarbeziehungen? Wie erleben dies Beschäftigte, die nicht in einer Paarbeziehung leben?

Könnte sich in der Prekarisierung der fordistischen Trias auch eine Prekarisierung der überkommenen Geschlechter- und Sexualitätsnormen und der Geschlechterordnung zeigen? Ließen sich dann in Prekarisierung nicht nur sozialdestruktive, sondern womöglich auch emanzipative und/oder durch und durch ambivalente Prozesse sehen? Damit würde eine reine Desintegrationsperspektive um produktive oder zumindest widersprüchliche Elemente erweitert werden.

2.2.1 Prekarität im Lebenszusammenhang betrachtet

Die Forderung, eine erweiterte Perspektive auf prekäre Lebenslagen einzunehmen, wird in der geschlechtersoziologischen Auseinandersetzung mit dem Konzept Prekarität im Lebenszusammenhang eingelöst (Klenner et al. 2012). Bevor wir dieses Konzept ausführen, möchten wir darauf hinweisen, dass geschlechtersoziologische Arbeiten mit ihm eine alte feministische Kritik aktualisieren (Motakef/Wimbauer 2019b). In internationalen Frauenbewegungen und der aus ihr hervorgegangenen Frauen- und Geschlechterforschung wurde umfassend ein Arbeitsbegriff kritisiert, der Arbeit nur auf (männliche) Lohnarbeit reduziert, den strukturellen kapitalistischen Verweisungszusammenhang von Produktions- und Reproduktionsarbeit verschleiert und die weitgehend von Frauen getätigte und mit wenig Anerkennung verbundene Haus- und Sorgearbeit unsichtbar macht (Becker-Schmidt et al. 1984; Bock/Duden 1976; Federici 2012). Diese Analysen haben bis heute nichts an Aktualität eingebüßt – im Gegenteil.

In ihrer wegweisenden Studie rekonstruieren Regina Becker-Schmidt et al. (1984) die widersprüchlichen Lebenszusammenhänge von Fabrikarbeiterinnen. Jene seien durch ihre Einbindung in Erwerbsarbeit und in ihre Familien doppelt vergesellschaftet und aufgrund des hierarchischen Geschlechterverhältnisses doppelt unterdrückt. Die doppelte Vergesellschaftung sei ambivalent: »Die Fabrik ist Stätte der Ausbeutung, des Verschleißes, der Entmündigung – sie bietet aber auch die Möglichkeit der

Selbstbewertung, der sozialen Anerkennung« (Becker-Schmidt 1982: 303). Anerkennung wird den Frauen wiederum für ihre Tätigkeiten in ihren Familien – ihrer Sorge für Kinder, der Pflege von Angehörigen und der Hausarbeit – vorenthalten. Für die Fabrikarbeiterinnen kommt deswegen nicht infrage, einen Bereich aufzugeben: »Eines ist zu wenig, beides ist zuviel«, so das titelgebende Zitat einer Befragten (Becker-Schmidt et al. 1984). Die doppelte Vergesellschaftung von Frauen erweist sich somit als widersprüchlich (Becker-Schmidt 2008): Einerseits erhalten Frauen Anerkennung, die ihnen in der gesellschaftlich abgewerteten Haus- und Sorgearbeit verwehrt wird, andererseits sind sie doppelt belastet und müssen vereinbaren, was ihnen gesellschaftlich und strukturell verunmöglicht wird: Familienleben und Fabrikarbeit. Becker-Schmidt und Kolleginnen sprechen in diesen Studien bereits vom gesamten Lebenszusammenhang (Becker-Schmidt/Knapp/Rumpf 1981: 54). Dabei gehen sie allerdings nicht von verschiedenen Dimensionen aus, sondern betonen den strukturellen und widersprüchlichen Zusammenhang von Arbeit und Leben – sowie die gesellschaftliche Verdeckung dieses Zusammenhangs.

Bisher wurde das Konzept Prekarität im Lebenszusammenhang vor allem in der geschlechtersoziologischen Prekarisierungsforschung zur Untersuchung der prekären Lebenslagen von Familienernährerinnen verwendet, also von Frauen, die mehr als 60 Prozent zum Haushaltseinkommen beitragen (Klenner et al. 2012: 27). Dies können Alleinerziehende sein, aber auch Frauen in Paarbeziehungen. In ihrer Untersuchung von ostdeutschen Familienernährerinnen zeigen Christina Klenner et al. (2012) mit der Perspektive auf den gesamten Lebenszusammenhang die Ressourcen und Belastungen der Frauen auf. Hierbei greifen sie auf das Konzept der alltäglichen Lebensführung von Karin Jurczyk und Maria S. Rerrich (1993) zurück. Die Lebensführung ist einerseits in soziale Strukturen eingebettet, andererseits basiert sie auf der aktiven Gestaltung der Menschen. In der Lebensführung werden vielfältige Lebensbereiche, etwa Erwerbs- und Sorgearbeit, Geschlechterarrangements, soziale Teilhabe und Gesundheit relevant. Auf dieser Grundlage bestimmen Klenner et al. Prekarität im Lebenszusammenhang als »Gefährdungs- und Unsicherheitslage, die neben der Fragilität der individuellen auch die familiale Lebensführung erfasst sowie einen Verlust an Zukunft und Handlungsfähigkeit – möglicherweise für mehrere Personen – mit sich bringt« (Klenner et al. 2012: 218). Dabei entnehmen sie der Prekarisierungsforschung vier Charakteristika (von denen das erste, dritte und vierte u.E. nicht trennscharf sind):

1. »Planungs- und Gestaltungsunsicherheiten; ›auf der Kippe stehen‹«,
2. »die Unterschreitung historisch gegebener Normalitätsstandards«,
3. »Lebensgestaltung auf Widerruf; brüchige rechtliche Ansprüche« und
4. »Einschränkung von Handlungsautonomie; Erfahrung von Ohnmacht« (Klenner et al. 2012: 219).

Klenner et al. (2012) beziehen sich auf diese vier Charakteristika in der Diskussion um die Frage, ob die alltägliche Lebensführung in verschiedenen Lebensbereichen gelingt. Als Lebensbereiche benennen sie dabei Erwerbslage, Vermögenssituation, Geschlechterarrangement, soziale Absicherung, Betreuungsarrangement, Entwicklungschancen der Kinder, Selbstsorge und Gesundheit sowie soziale Einbindung (Klenner et al. 2012: 219).

Auch Ute Klammer, Sabine Neukirch und Dagmar Weßler-Poßberg (2012) interessieren sich für die Ressourcen und Belastungen und fokussieren dabei westdeutsche Familienernährerinnen. Anders als Klenner et al. (2012) greifen sie auf den *Capability*-Ansatz von Amartya Sen (2000) zurück, den sie mit der in der Arbeits- und Stresspsychologie beheimateten Theorie der Ressourcenerhaltung nach Stevan Hobfoll kombinieren. In beiden Studien wird deutlich, dass Frauen oft unfreiwillig zu Familienernährerinnen werden: weil das Einkommen ihres Partners durch Arbeitslosigkeit wegfällt, zu gering ist oder ihr Partner (früh) verrentet wird. Auch die steigenden Trennungsraten, die zunehmende Erwerbsintegration von Frauen und nicht zuletzt die ökonomische Notwendigkeit zweier Einkommen sind weitere Gründe, dass Frauen Familienernährerinnen werden (Klammer et al. 2012: 41f.; Klenner et al. 2012: 25f.). Ein zentrales Ergebnis beider Studien lautet, dass die Familienernährerinnen trotz größerer Verantwortung in der Erwerbssphäre kaum Unterstützung bei der Hausarbeit (Klammer et al. 2012: 179f.) und wenig bei der Sorge für die Kinder von ihren Partnern erfahren (ebd. 2012: 189f.). Als Folge zeigen sich bei den Familienernährerinnen große gesundheitliche Belastungen.

Michèle Amacker (2012, 2014) knüpft in ihrer Studie über Familienernährerinnen in der Schweiz an den Bremer Lebenslagenansatz (Voges et al. 2003) und die Bestimmung von Prekarität im Lebenszusammenhang von Klenner et al. (2012) an. Sie geht von den Dimensionen Einkommen, Erwerbsarbeit, Bildung, Wohnen, Gesundheit, *Care*-Arbeit, Soziale Netze und Wohlfahrt aus (Amacker 2014: 4). Für Amacker kann nur über den Lebenszusammenhang auf eine prekäre Lebenslage geschlossen werden. Eine lediglich auf Erwerbsarbeit zentrierte Perspektive wäre verzerrt, da für die Befrag-

ten in ihrer Studie dieser Bereich »nicht überall im Vordergrund« (Amacker 2012: 70) stehe. Einige zentrale Faktoren, die in ihrer Studie prekäre Lagen forcierten, waren Trennungen, erneute Heirat, niedrige Bildung des Partners und die Nichtanerkennung des ausländischen Bildungstitels des Partners.

Besonders erwies sich die Dimension der Sorge als destabilisierend, also wenn Frauen für eine lange Phase unentgeltlich Pflegetätigkeiten innerhalb ihrer Familie übernahmen. Dabei stellt Amacker auch eine enge Verbindung von Prekarität und fehlender Anerkennung fest: Prekäre Lebenslagen zeigten sich bei Frauen, die ihr Leben lang unentgeltlich Sorgearbeit geleistet haben, aber dafür von ihrem Umfeld und gesellschaftlich nicht anerkannt wurden. Diese Nichtanerkennung resultiert schließlich auch in materieller (Alters-) Armut. Für Prekarität im Lebenszusammenhang erscheint neben Anerkennung die Dimension der Sorge also von besonderer Bedeutung, weswegen wir sie im Folgenden ins Zentrum stellen.

2.2.2 Sorge für andere und Sorge für sich selbst

Wenn man von der Anerkennungsbedürftigkeit, Verletzbarkeit und dem Prekärsein des menschlichen Lebens ausgeht, erscheint Sorge (*Care*) (Aulenbacher/Dammayr 2014; Winker 2015) nicht nur als notwendig für die Regeneration von Arbeitskraft, sondern auch als übergreifende Lebensvoraussetzung. Die Sorge für andere stellt eine essentiell notwendige Tätigkeit dar, die weitgehend Frauen zugewiesen und gesellschaftlich abgewertet wird. Becker-Schmidt (2001: 115) entlarvte diese Relation früh als Verdeckungszusammenhang.

In der Feministischen Theorie wurde die Geringschätzung von Sorge und Hausarbeit früh umfassend kritisiert und ihre Bedeutung in der kapitalistischen Vergesellschaftung herausgearbeitet (etwa Federici 2004). Die bezahlte und unbezahlte Betreuung von Kindern, die Pflege von Älteren und von erkrankten Angehörigen ist vor dem Hintergrund eines Pflegenotstandes (etwa Haubner 2017) und einer quantitativ und qualitativ nicht ausreichenden Betreuungsinfrastruktur für Kinder eine große Herausforderung, die als soziale Leistung überwiegend Frauen erbringen (Aulenbacher et al. 2015; Aulenbacher/Riegraf/Theobald 2014; Jurczyk 2010: 59). Für sie resultieren daraus große berufliche, finanzielle und soziale Nachteile.

Anders als im Leitbild des männlichen Ernährermodells wird im nur vermeintlich geschlechterneutraleren *Adult Worker Model* (Lewis 2002, 2004)

einerseits auch von Müttern und überhaupt Sorge-Leistenden erwartet, dass sie erwerbstätig werden. Da aber weiterhin die Betreuungsinfrastruktur nicht ausreichend ausgebaut ist, wird die Vereinbarkeit von Sorge- und Erwerbsarbeit strukturell erschwert. Angehörige der höheren Mittelschicht kompensieren diesen Notstand häufig mit der prekären Beschäftigung von migrantischen *Care*-Arbeiterinnen, die dafür zwischen den Privathaushalten in Deutschland und ihren Herkunftsfamilien pendeln (Lutz/Palenga-Möllenbeck 2014). Hier findet also eine Umverteilung von Sorge- und Hausarbeit zwischen Frauen statt (Ehrenreich/Hochschild 2002). In der strukturellen Vernachlässigung von Sorge im *Adult Worker Model* manifestiere sich für Aulenbacher et al. (2015: 59) die »Sorglosigkeit des Kapitalismus«, Becker-Schmidt (2011) spricht von »verwahrloster Fürsorge«.[15]

Die Sorge für sich selbst spielt in der (geschlechtersoziologischen) Prekarisierungsforschung noch keine systematische Rolle. In der Arbeits- und Familiensoziologie wird die Relevanz von Selbstsorge angesichts großer Veränderungen in der Erwerbssphäre mittlerweile von einigen betont, wenn auch, mit wenigen Ausnahmen, ebenfalls nicht systematisch berücksichtigt (Jürgens 2006; Jürgens/Voß 2007; Rau 2010, 2011).

Vor diesem Hintergrund beschäftigt sich Sabine Flick (2013) mit den Möglichkeiten der Selbstsorge von Beschäftigten im Finanzdienstleistungssektor, die sich nach Castel (2000) in der Zone der Integration befinden. Angesichts ihrer entgrenzten und auch stark subjektivierten Arbeits- und Lebensverhältnisse lassen sich ihre Selbstsorgeverhältnisse, auch wenn Flick dies nicht wörtlich so schreibt, ebenfalls als prekär bezeichnen. Flick (2013: 80f.) entwickelt für die Untersuchung von Selbstsorge sechs Dimensionen, die persönliche Beziehungen, Anerkennung, Beziehungsvielfalt, Aneignung und Selbstwirksamkeit, Selbstverhältnisse und Praxen umfassen. Sie versteht Selbstsorge als relationales Konzept und als »Selbstverhältnis im Rahmen intersubjektiver und persönlicher Beziehungen« (Flick 2013: 81), womit »Bindung, persönliche Beziehungen und Anerkennung« wichtige Bezüge für Selbstsorge darstellen. Selbstsorge werfe die Frage auf, welche »Möglichkeiten für Anerkennung« in Nahbeziehungen, aber auch in der Erwerbssphäre bestehen (Flick 2013: 81) (Dimension Anerkennung). Selbstsorge sei keine »bloße Anpassungsleistung«, sondern könne auch bedeuten, dass Menschen sich Anforderungen widersetzen (Dimension Praxen). Da diese Anforderun-

15 Früh verwies bereits Franz-Xaver Kaufmann (1995) auf die strukturelle Rücksichtslosigkeit von Wirtschaft und Gesellschaft gegenüber der Familie.

gen nicht auf die Erwerbssphäre beschränkt sind, sei Selbstsorge ein Konzept, das »quer zu einer strukturellen Einteilung von Arbeit und Leben« stehe (Flick 2013: 82). Einen großen Einfluss auf Selbstsorge habe die gesellschaftliche Paarnormativität (Dimension Beziehungsvielfalt): Freundschaftsbeziehungen erhalten für die Befragten eine hohe Bedeutung, sie ordnen diese aber ihren Paarbeziehungen unter, sodass für diese Beziehungen letztlich kaum Zeit bleibe.

Da für die Berücksichtigung von Prekarität im Lebenszusammenhang Paarnormativität und Heteronormativität als wichtig erscheinen, sollen beide Begriffe näher erläutert werden.

2.2.3 Heteronormativität und Paarnormativität

Mit dem Konzept der Heteronormativität (Kleiner 2016; Woltersdorff 2019) wird zum Ausdruck gebracht, dass Heterosexualität als das Allgemeine markiert wird, während alle anderen Sexualitäten als Abweichungen davon erscheinen. Mit dem Konzept werden Ungleichheits-, Macht- und Herrschaftsverhältnisse kritisiert, die der Prämisse folgen, dass zwei und nur zwei Geschlechter existieren, die sexuell aufeinander bezogen sind. Butler (1991: 219) spricht vor diesem Hintergrund auch von der heterosexuellen Matrix: Sie stelle ein »Raster der kulturellen Intelligibilität« dar, »durch das Körper, Geschlechtsidentitäten und Begehren naturalisiert werden«.

Mit dem im Vergleich zu Heteronormativität noch weniger bekanntem Begriff der Paarnormativität wird eine normative Orientierung an der romantischen Zweierbeziehung benannt (Wimbauer et al. 2018).[16] Paarbeziehungen (als Liebesbeziehungen zweier – möglichst gegengeschlechtlicher – Erwachsener) erhalten hiernach im Vergleich zu anderen Nahbeziehung, wie Freundschaften, in der Regel eine gesellschaftlich und im Ehefall auch rechtlich privilegierte Position. Die überwiegende Mehrheit der Erwachsenen leben in einer Paarbeziehung, und wenn nicht, sehnen sich viele danach. Gesellschaftlich werden Paarbeziehungen häufig als Inbegriff von privatem Glück und Erfolg verklärt (Ahmed 2010). Anders als Freundschaftsbeziehungen lassen sich Paarbeziehungen als Ehe institutionalisieren und genießen als solche steuerliche und rechtliche Vorteile.

16 In der englischsprachigen Debatte wird von *coupledom* und *couple culture* gesprochen.

Die Vorstellung, dass alle Menschen eine Paarbeziehung anstreben und Paarbeziehungen per se positiv sind, lässt sich jedoch kritisieren. Heterosexuelle Paare reproduzieren häufig Ungleichheiten in ihrer Arbeitsteilung (Wimbauer 2003, 2012; Rusconi/Wimbauer 2013). An der Überhöhung von Paarbeziehungen ist auch problematisch, dass ein Leben ohne Partner*in als Defizit erscheint (Budgeon 2008). Wie bereits erwähnt, ist es eine empirische Frage, ob das Leben ohne Paarbeziehung subjektiv überhaupt als (Anerkennungs-)Defizit wahrgenommen wird oder nicht (Wimbauer/Motakef 2019).

Vor dem Hintergrund einer Erosion des männlichen Ernährermodells und auch einiger rechtlicher Erfolge sexual-politischer Bewegungen, wie der Öffnung der Ehe für alle (2017), wird diskutiert, ob auch Heteronormativität brüchig wird (Woltersdorff 2010). Hier ist jedoch Vorsicht geboten. Sabine Hark stellt etwa in den Diskussionen um die Homo-Ehe infrage, dass für alle Gleichstellung realisiert wird. Vielmehr zeige sich eine »heterosexuelle Normalisierung der Homosexualität« (Hark 2000: 91; Hark/Laufenberg 2013): Anerkennung finden hiernach nur Lebensformen, die sich an der heterosexuellen Ehe orientieren. Die Ehe für alle reproduziere hiernach Paarnormativität. Wer nicht paarförmig lebt, erscheint weiterhin als Abweichung von dieser Norm.

Hetero- und Paarnormativität stellen für die Berücksichtigung von Prekarität im Lebenszusammenhang wichtige Bezüge dar, da sie bestimmte Lebensformen privilegieren und andere erschweren oder sogar verhindern. Als Normativitäten sind sie eng mit Anerkennung verknüpft. Bevor wir dies ausführen und die Kategorie der Anerkennung ins Zentrum stellen, möchten wir darlegen, warum wir Paarbeziehungen und Männlichkeiten erforschen.

2.2.4 Paarbeziehungen und Männlichkeiten

Indirekt thematisierten wir Paarbeziehungen bereits mehrfach, etwa eben bei Paarnormativität oder bei den Studien über Familienernährerinnen. Was allerdings hierbei noch nicht systematisch betont wurde, sind die Dynamiken innerhalb von Paarbeziehungen. Einerseits werden Paarbeziehungen, wie eben argumentiert, in unserer paarnormativen Gesellschaft von den Einzelnen oft mit hohen Glückserwartungen und die Ehe mit rechtlichen Privilegien versehen. Aber auch der (Sozial-)Staat lagert viele Leistungen stillschweigend in Familien und damit häufig in Paarbeziehungen aus. An-

dererseits verweisen paarsoziologische Studien darauf, wie Paare in ihrer alltäglichen Paarpraxis, in ihren Aushandlungen und Interaktionen – also in ihrem *doing couple* – nicht nur eigene Realitäten herstellen, sondern auch (Geschlechter-)Ungleichheiten re-/produzieren (Rusconi/Wimbauer 2013; Rusconi/Wimbauer/Motakef et al. 2013; Wimbauer/Motakef 2017a,b). Dies zeigte Christine Wimbauer (2012) in ihrer Studie über hochqualifizierte, egalitär orientierte Doppelkarriere-Paare (siehe auch 2.4). Zwischen ihrer Egalitätsorientierung und der realisierten Arbeitsteilung klafft aber oft eine große Lücke (siehe auch Koppetsch/Burkart 1999; Koppetsch/Speck 2015), weswegen sich, mit Angelika Wetterer (2003) gesprochen, im Geschlechterverhältnis bisher weniger eine faktische denn eine »rhetorische Modernisierung« abzeichnete.

Paarinterne Herstellungsleistungen sind somit sehr bedeutsam für Geschlechterungleichheiten – hinsichtlich Ungleichheiten zu Ungunsten von Frauen, aber auch mit Blick auf Männer: Da in der industriegesellschaftlichen Moderne Männlichkeit[17] und Erwerbsarbeit eng gekoppelt sind (Lengersdorf/Meuser 2010; Meuser/Scholz 2011; Scholz 2015), gelten Männlichkeitskonstruktionen (in Paarbeziehungen) im Kontext prekärer Arbeits- und Lebenslagen als besonders spannungsreich. Diskutiert wird, ob die enge Verknüpfung von Männlichkeit und Erwerbsarbeit brüchig wird (Scholz/Heilmann 2019), wenn Männer die Ernährerrolle nicht mehr realisieren können (Koppetsch/Speck 2015; Völker 2011) und ob Sorge (Elliot 2016) für sie an Bedeutung gewinnen kann (siehe Kapitel 8).

Wie aufschlussreich es ist, die Paardynamiken der Familienernährerinnen und Männlichkeitsentwürfe systematisch einzubeziehen, verdeutlichten Cornelia Koppetsch und Sarah Speck (2015) in ihrem Vergleich dreier Milieus. Sie kommen in ihrer auf Paarinterviews beruhenden Studie zu dem Ergebnis, dass nur Männer im sogenannten wertkonservativen, familistischen Milieu Haus- und Sorgearbeit in ihren Männlichkeitsentwurf integrieren. Männer dieses Milieus übernehmen Haus- und Sorgearbeit aber nicht, weil sie sich an Gleichheit der Geschlechter oder an einem Rollentausch orientieren, sondern weil für sie praktische Gründe leitend sind und ihre Familie an erster Stelle steht. Im traditionalen Milieu sei ebenfalls keine Egalitätsorientierung leitend und die Familienernährerinnenrolle werde allenfalls akzeptiert, wenn sie zeitlich begrenzt bleibe. Eine Orientierung an Gleichheit

17 Was wir unter Männlichkeit verstehen, führen wir in Kapitel 8 aus (Connell/Messerschmidt 2005; Connell 1999).

finden Koppetsch und Speck nur im individualisierten Milieu von Hochqualifizierten in der Großstadt. Diese werde von den Paaren aber nicht umgesetzt, denn Gleichheit meine hier nicht die gleichberechtigte Aufteilung von Haus- und Sorgearbeit, sondern Gleichheit im Zugang zu Selbstverwirklichung in der Erwerbssphäre. Für die Frauen dieses Milieus sei männliche Attraktivität unabdingbar an Selbstverwirklichungsansprüche geknüpft. Das Hochhalten von (prekären) Tätigkeiten, die zwar männlicher Selbstverwirklichung dienen, nicht aber der Einkommenserzielung, sei letztlich Ursache dafür, warum die Frauen ihre ungleichen Mehrfachbelastungen nahezu stillschweigend in Kauf nehmen. Einigkeit herrsche in diesem Milieu zudem darüber, dass in den Vorstellungen von erfolgreicher Männlichkeit die Hauptverantwortung von Haus- und Sorgearbeit für Männer nicht vorgesehen ist.

Aufschlussreich ist weiter ein Bewältigungsmuster von Männlichkeit in einer prekären Erwerbslage, die Koppetsch und Speck als »Haltung der ›Coolness‹« (Koppetsch/Speck 2015: 69) beschreiben. Manche Männer geben sich mit Blick auf Erwerbsarbeit betont unbeteiligt, Karriere und Geld sei ihnen nicht wichtig. Koppetsch und Speck deuten dies als Abwertung der Partnerinnen, die dadurch nicht als verantwortungsvolle Familienernährerinnen erscheinen, sondern als unentspannt sowie als karriere- und geldfixiert. Auch in ihren Paarbeziehungen geben sich diese Männer als nahezu unbeteiligt, womit es ihnen weiter gelinge, ihre »Bindungsmacht« (Koppetsch/Speck 2015: 73) abzusichern. Im Ergebnis müsse männliche Macht nicht an Bedeutung verlieren, wenn Männer nicht mehr die Ernährer sind. Vielmehr kann männliche Überlegenheit auf alternativen Wegen abgesichert werden (ähnlich bereits Wimbauer 2003).[18]

In ihrer Untersuchung prekär Beschäftigter im ostdeutschen Einzelhandel rekonstruiert auch Susanne Völker (2011) Männlichkeitsentwürfe von Männern, die sich am traditionellen Geschlechterarrangement orientieren und trotz fehlender Möglichkeiten an einer Ernährermännlichkeit festhalten. Jedoch würden die traditionellen Geschlechterarrangements »erschöpft« (Dölling/Völker 2008), da sie sich in der praktischen Lebensführung nicht bewähren. So finde ein interviewtes Paar, konfrontiert mit Phasen der Arbeitslosigkeit, pragmatische Lösungen, um den Alltag zu bewältigen, die sich nicht mehr an der geschlechterdifferenzierenden Arbeitsteilung orientieren.

18 Wir diskutieren die Studie von Koppetsch/Speck (2015) ausführlich in Motakef/Wimbauer (2016).

Die Studien bieten wichtige Überlegungen zur Erforschung von Prekarität im Lebenszusammenhang sowie erhellende Befunde über die Mehrfachbelastungen von Familienernährerinnen, die wesentlich Resultate von Paarbeziehungsdynamiken und Männlichkeitskonstruktionen sein können. Ähnlich wie viele Menschen auch trotz Arbeitslosigkeit weiter an der Erwerbsnorm festhalten (siehe Kapitel 2.1.3), lassen sich empirisch verschiedene Restabilisierungsversuche industriegesellschaftlicher Männlichkeit beobachten, und dies auf unterschiedlichen Ebenen.[19] Die Ernähreridee als männliche Orientierungsfolie bricht also nicht grundsätzlich auf, auch wenn es Hinweise auf eine Erschöpfung traditioneller Männlichkeitsentwürfe gibt (Völker 2011).

Trotz dieser wegweisenden Studien wird aber aus unserer Sicht das Potential der Forschungsheuristik Prekarität im Lebenszusammenhang noch nicht ausgeschöpft. Um zu verstehen, ob Prekarität im Lebenszusammenhang kumulieren und/oder auch abgefedert werden kann, ist es fruchtbar, die Dynamiken und Wechselwirkungen der Dimensionen auszuleuchten. Hierfür ist unseres Erachtens eine anerkennungstheoretische Fundierung von Prekarität im Lebenszusammenhang grundlegend. Doch was meint Anerkennung und warum erscheint uns Anerkennung als zentrale, aber bisher zu wenig beachtete Kategorie der Prekarisierungsforschung?

2.3 Theorien der Anerkennung

Die Auseinandersetzung mit Anerkennung steht in einer langen Tradition. Ein wichtiger Ausgangspunkt bildet G.F.W. Hegels (1986 [1807]) *Phänomenologie des Geistes*. Hegel stellt hier heraus, dass intersubjektive Anerkennung die Voraussetzung dafür darstellt, dass Individuen ein Selbstverhältnis ausbilden können. Hegels Überlegungen zu intersubjektiver Anerkennung inspirierten Autor*innen vielfältiger Disziplinen, wie etwa Georg Herbert Mead, Jessica Benjamin oder Charles Taylor. Heute stellt Anerkennung eine philosophische und sozialpsychologische Schlüsselkategorie dar.

19 Nicht nur seitens der Männer, deren Ernährerfunktion in den Familienernährerinnenhaushalten direkt in Frage gestellt wird, sondern auch seitens diverser anderer Akteur*innen, die sich in und an Diskursen gegen Gleichstellung beteiligen (Motakef et al. 2018a; Wimbauer/Motakef/Teschlade 2015).

Einer der wichtigsten gegenwärtigen Vertreter einer Theorie intersubjektiver Anerkennung ist Axel Honneth (1992, 2003a, 2011), der seine Theorie der Anerkennung als Beitrag einer kritischen Gesellschaftstheorie versteht. In unserer anerkennungstheoretischen Fundierung beziehen wir uns auf Axel Honneths Drei-Sphärenmodell der Anerkennung. Unsere zweite zentrale Referenz sind Überlegungen von Judith Butler. Zwar steht in ihrem Werk Anerkennung nicht im Zentrum, aber sie stellt in ihrer Theorie der Subjektivierung wichtige Überlegungen zur Ambivalenz von Anerkennung sowie zum Verhältnis von Anerkennung und Prekarität an.

In der Prekarisierungsforschung liegen bereits erste Hinweise zur Bedeutung von Anerkennung vor, etwa wenn Anerkennung in der Bestimmung einer prekären Beschäftigung berücksichtigt wird (Brinkmann et al. 2006) oder einige Studien empirisch eine hohe Bedeutung von Anerkennung finden (siehe 2.4). In der Arbeitssoziologie existieren dagegen bereits anerkennungstheoretische Studien (Holtgrewe/Voswinkel/Wagner 2000; Voswinkel 2001).

Wir möchten vorweggreifen, dass die Überlegungen von Honneth und Butler große Differenzen aufweisen. Sie unterscheiden sich, knapp formuliert, bereits darin, von wo aus sie auf Anerkennung schauen und haben ein unterschiedliches Verständnis vom Subjekt: Während Honneth sich für die Bedeutung von intersubjektiver Anerkennung für die Ausbildung eines gelungenen Selbstverhältnisses interessiert, beschäftigt sich Butler mit machtvollen Subjektivierungsprozessen. Wir greifen auf die Überlegungen von Honneth und Butler als »beobachtungsleitende Annahmen« (Kalthoff 2008: 12) zurück. Sie sollen uns für die empirische Analyse sensibilisieren. Wir leisten aber keinen systematischen Theorievergleich (hierzu etwa: Balzer 2014; McNay 2008; McQueen 2015) und auch keine Auseinandersetzung mit dem Gesamtwerk beider (zu Honneth siehe auch Wimbauer 2012: 17ff.).

2.3.1 Axel Honneth: Ein Dreistufenmodell intersubjektiver Anerkennung

Axel Honneth (1992, 2003a, 2011) geht mit Hegel davon aus, dass Subjekte in intersubjektiven Anerkennungsverhältnissen konstituiert werden. Gesellschaft fasst er als institutionalisierte Anerkennungsordnung, wobei historisch veränderbare kulturelle Normen bestimmen, wer und was jeweils als anerkennbar gilt. Honneth versteht also ähnlich wie Castel (2000) Gesellschaft als Integrationsordnung. Er unterscheidet drei idealtypische Anerken-

nungsformen und -sphären: Liebe (in der Sphäre sozialer Nahbeziehungen/Familie), Recht (Rechtssphäre) und soziale Wertschätzung (innerhalb des Systems der gesellschaftlichen Arbeitsteilung). Anders als bei Castel ist seine Integrationsordnung also nicht auf Erwerbsarbeit beschränkt, aber der Erwerbssphäre komme gegenwärtig herausgehobene Bedeutung zu.

Liebe meint bei Honneth die intersubjektive Anerkennung des Anderen in seiner umfassenden und konkreten Bedürfnisnatur. Honneth (1992) stellt zunächst die Eltern-Kind-Liebe ins Zentrum, differenziert bei Liebe aber später (Honneth 2011) die Liebessphären Intimbeziehungen, Familie und Freundschaften weiter aus. Rechtliche Anerkennung, unterschieden in liberale Freiheitsrechte, politische Teilhaberechte und soziale Wohlfahrtsrechte, ziele auf die universelle Achtung aller Menschen als moralisch zurechenbare Rechtspersonen. Anders als in der Sphäre der Liebe sei die moralische Verpflichtung in der Rechtssphäre nicht partikular, sondern universell. Soziale Wertschätzung werde derzeit maßgeblich für individuelle Leistung in der Erwerbssphäre gezollt. Anders als bei der Liebe ziele diese nicht auf die ganze Person, sondern nur auf personale Ausschnitte, konkret auf bestimmte Beiträge, die gesellschaftlich als Leistung gewertet werden.

Erst alle drei Formen reziproker Anerkennung zusammen erlauben die Ausbildung einer gelungenen Identität und schaffen die Bedingungen, unter denen »menschliche Subjekte zu einer positiven Einstellung gegenüber sich selbst gelangen können« (Honneth 1992: 271). Nur wenn eine Person in allen drei Sphären Anerkennung findet, kann sie sich »uneingeschränkt als ein sowohl autonomes wie auch individuiertes Wesen […] begreifen und mit ihren Zielen und Wünschen […] identifizieren« (Honneth 1992: 271). Umgekehrt wäre dies gefährdet, so eine Schlussfolgerung, würde Anerkennung in einer Sphäre ausbleiben – etwa Anerkennung für Leistung aufgrund einer prekären Beschäftigung.

Anerkennung stellt für Honneth die »intersubjektive Voraussetzung für die Fähigkeit autonom, eigene Lebensziele zu verwirklichen« (Honneth 2004: 54) dar und ist somit positiv besetzt. Honneth (2004) beschäftigt sich aber auch mit der Frage, wann Anerkennung zur Ideologie werden kann. Dies wäre der Fall, würde Anerkennung nicht zur Förderung positiver Selbstbezüge führen, sondern zu Konformität und Unterwerfung. Ideologien der Anerkennung seien dabei nicht einfach irrational, sondern müssten den »Wert eines Subjekts oder einer Gruppe von Subjekten« (ebd.: 61) sowie »eine besondere Leistung zum Ausdruck« bringen (ebd.: 63) und für die Betroffenen selbst glaubwürdig sein. Für Honneth liegt eine Ideo-

logie der Anerkennung vor, wenn der Akt der Anerkennung unvollständig ist und Versprechen transportiert werden, für dessen Einlösung aber die materialen Bedingungen fehlen. Ein Beispiel *par excellence* für eine solche Ideologie der Anerkennung stelle die Figur des Arbeitskraftunternehmers dar. Wimbauer (2012: 353) fügt als weitere Beispiele die sozialstaatliche Erwerbsaktivierung und die doppelte Subjektivierung von Arbeit an. Hierbei würden »positive Versprechungen« transportiert, die aber »angesichts struktureller Defizite und Hindernisse auf dem Arbeitsmarkt, in den Arbeitsorganisationen und in den sozialstaatlichen Rahmenbedingungen nicht für alle einlösbar sind« (ebd.). Da die »materialen Bedingungen« fehlen, können etwa Frauen nach einer Familiengründung, aber auch viele andere Gruppen, die »Anerkennungsversprechen qua Erwerbsarbeit« häufig nicht realisieren (ebd.).

Honneth stellt auch Überlegungen zum Verhältnis der Sphären vor. So könne etwa das Recht die Sphäre der Leistung sozialstaatlich einhegen (u.a. Honneth 1992: 283–284) oder in die Liebessphäre eindringen (u.a. Honneth 1992: 283–284). Auch führt er an, dass angesichts neuer Beschäftigungsverhältnisse, der Entgrenzung von Arbeit und neuer Mobilitätserfordernisse das, »was in letzter Zeit verstärkt als ›kapitalistische‹ Formierung von Subjektivität bezeichnet worden ist, […] die Sphäre moderner Intimbeziehungen zu erobern« (Honneth 2011: 275–276) beginne. Der »kapitalistische Markt« könne somit wegen seiner »Tendenzen zur Expansion und Verselbständigung« Beziehungen einer »inneren Auszehrung« (Honneth 2011: 276) aussetzen. Allerdings untersucht Honneth all dies nicht empirisch, erläutert die Mechanismen nicht weiter und unterscheidet nicht zwischen unterschiedlichen sozialstrukturellen Gruppen (ausführlich zum Verhältnis der Anerkennungssphären bei Honneth: Wimbauer 2012: 56–64).

2.3.2 Judith Butler: Von »Precariousness« und ambivalenter Anerkennung

Anders als Honneth geht es Butler nicht um den Entwurf einer kritischen Gesellschaftstheorie. Vielmehr legt sie eine Machtanalyse der Subjektivierung vor (Butler 1991, 1995, 2001), in der Anerkennung eine große Rolle erhält. Auch ist das Verhältnis von Anerkennung und Prekarität zentral für ihre theoretische Deutung politischer Ereignisse, wie dem Umgang mit der sogenannten AIDS-Krise in den USA und den US-amerikanischen Interventionen als Reaktionen auf die Attentate seit 2001 (Butler 2003a, 2010).

Ähnlich wie Honneth geht Butler davon aus, dass Subjekte erst in Anerkennungsverhältnissen konstituiert werden. Wie angedeutet, betont Butler (2010), dass wir als soziale und körperliche Wesen der Anerkennung des Anderen bedürfen und per se verletzbar sind. Butler benennt dies als *precariousness*, also als Prekärsein des Subjekts.[20] Anerkennungsverhältnisse sind somit genuin prekär, auch wenn politische Regulierungen bestimmte Gruppen in ihrem Prekärsein schützen können. Butler plädiert für eine kritische Analyse der Bedingungen, die bestimmte Gruppen als schützenswert erscheinen lässt und andere nicht. Sie spricht hier von Rahmen der Anerkennbarkeit. Vor diesem Hintergrund fragt sie, »wie diese Normen eigentlich operieren, um bestimmte Subjekte zu ›anerkennbaren‹« Personen zu machen, während sie zugleich die Anerkennbarkeit anderer Subjekte entschieden erschweren« (Butler 2010: 14).

In ihrer Theorie der Subjektivierung geht sie mit Michel Foucault von einer gleichzeitigen Ermächtigung und Unterwerfung des Subjekts aus (Butler 1991, 1995, 2001). Das Subjekt unterwerfe sich unter Normen, da es für seine soziale Existenz Anerkennung bedarf (Butler 2009). Butler geht hier von einem Begehren nach Anerkennung aus, das sie als Begehren nach einer »Anerkennbarkeit als Subjekt« fasst (Butler 2003b: 64). Die Unterwerfung sei notwendig, da es nur auf diese Weise für das Subjekt möglich wird, »im Raum des Lebbaren, Intelligiblen, Anerkennbaren« zu handeln (ebd.: 63). Wie bereits am Beispiel des Konzepts der heterosexuellen Matrix (Butler 1991) erwähnt (siehe Kapitel 2.2.3), sind Subjektivierungsprozesse für Butler ohne Geschlecht und Sexualität gar nicht denkbar. Den Normen der Anerkennbarkeit sind vielmehr stets Annahmen über Geschlecht und Sexualität implizit, wie etwa die Geschlechterbinarität und Heteronormativität.

Da das Subjekt in der Unterwerfung unter Normen diese nicht nur abbildet, sondern sich die Normen auch aneignet, implizieren Subjektwerdungen auch immer die Möglichkeit der Überschreitung von Normen (Butler 2001). Vor diesem Hintergrund betont Butler die Unabschließbarkeit von Subjektivierungsprozessen (Butler 2005: 62).

Während Honneth also davon ausgeht, dass Anerkennung aus den drei Sphären zu einem gelungenen Selbstkonzept führt, stellt Butler stärker die Ambivalenzen der machtvollen Subjektivierungsprozesse heraus. In ihren

20 In der deutschen Übersetzung wurde *precariousness* mit Gefährdung übersetzt, was die Verbindung zur Prekaritätsdebatte unkenntlich macht. Um diese Bezüge zu betonen, orientieren wir uns mit Lorey (2012) an dem Begriff des Prekärseins, auch wenn diese Substantivierung im Deutschen sperrig klingen mag.

Überlegungen werden Subjekte zudem nicht darin positiv bestätigt, was sie bereits sind, sondern erst durch machtvolle Normen der Anerkennbarkeit als solche konstituiert. Anerkennungsverhältnisse erzeugen anders als bei Honneth kein stabiles, sondern ein »fragiles […] Subjekt« (Butler 2003a: 10). Butler nimmt also prekäre und verletzbare Subjekte als Ausgangspunkt, die aus Anerkennungsverhältnissen hervorgehen, diese aber auch überschreiten können. Mit Rückgriff auf Foucault betont sie daher die Ambivalenzen von Anerkennung aus der doppelten Bewegung der Unterwerfung und Ermächtigung.

2.3.3 Zwischenfazit zur anerkennungstheoretischen Fundierung

Verschiedene dieser Überlegungen sind für unsere subjektorientierte empirische Forschung anschlussfähig und sozialtheoretisch grundlegend. Von Butler und Honneth übernehmen wir die Vorstellung, dass Normen der Anerkennung existieren, die regulieren, wer und was gesellschaftlich anerkannt werden kann und wer und was nicht. Butler spricht hierbei von Rahmen der Anerkennbarkeit, Honneth von einer Anerkennungsordnung. Während Honneth die Vorstellung einer Anerkennungsordnung an sein Sphärenmodell knüpft, sind die Rahmen der Anerkennbarkeit bei Butler nicht vorab bestimmt und weit gefasst.

Von Honneth (vgl. Wimbauer 2012: 17–65) greifen wir seine Grundannahme auf, wonach Subjekte keine monadischen Einzelwesen sind, sondern in intersubjektiven Anerkennungsverhältnissen konstituiert werden – was auch Butler so sehen würde. Allerdings teilen wir weder Honneths Annahme, dass nur positive Anerkennung in genau den drei Sphären immer zu gelungenen Selbstkonzepten führe noch seinen (vordergründig) positiven Blick auf Anerkennung. Vielmehr betonen wir mit Butler erstens eine Perspektive auf die grundlegende menschliche Verletzbarkeit. Zweitens richten wir mit ihr unser Augenmerk auf die Ambivalenzen von Anerkennung.

Weiter greifen wir Honneths Sphärentheorie auf, denn seine drei idealtypischen Sphären und Anerkennungsformen Liebe/Paar- und Nahbeziehungen, Leistung/Erwerbssphäre und Recht/Rechtssphäre sind fraglos eminent wichtig. Allerdings weiten wir die Sphären aus, fokussieren besonders auch Sorge und fragen explizit nach Wechselverhältnissen zwischen den Sphären. Hierbei ist für uns Butlers Betonung der Ambivalenzen von Anerkennungsverhältnissen inspirierend.

Weiter wird an Honneth kritisiert, dass er Macht und Ungleichheit (McQueen 2015) und das ungleiche Geschlechterverhältnis (Fraser 2003; Wagner 2004; Wimbauer 2012) nicht systematisch analysiert. Auch beschäftigt sich Honneth, wie Butler, nicht mit prekären Beschäftigungsverhältnissen. Mit Honneth kann aber davon ausgegangen werden, dass prekäre Beschäftigungsverhältnisse, wenn auch nicht zwangsläufig, mit Anerkennungsdefiziten einhergehen. Diese Anerkennungsdefizite haben womöglich Folgen für die Betroffenen: Sei es, dass sie darüber resignieren und an Handlungsfähigkeit einbüßen (Desintegrationsperspektive) oder diese als Erfahrungen der Ungerechtigkeit wahrnehmen und dadurch einen »Kampf um Anerkennung« (Honneth 1992) aufnehmen.

Dies ist letztlich eine empirische Frage. Allerdings arbeiten weder Honneth noch Butler empirisch, sondern sozialtheoretisch-philosophisch. Was damit bei beiden offen bleibt, sind die konkreten, empirisch auffindbaren Inhalte von Anerkennung (vgl. Wimbauer 2012): Wofür suchen und finden prekär Beschäftigte Anerkennung? Dies stellt sich für uns als theoretisch von Butler und Honneth angeleitete, empirisch zu beantwortende Frage. Gleiches gilt für die Wechselverhältnisse der Anerkennungssphären.

2.4 Anerkennung im Lebenszusammenhang

In der Prekarisierungsforschung ist die Aufmerksamkeit für die sozialen Kontexte gewachsen, in denen Prekarität bewältigt wird (Brandt/Böhnke 2018; Knabe et al. 2018; Marquardsen 2012).[21] Zwar liegen noch kaum systematische anerkennungstheoretische Studien vor, allerdings steigt in letzter Zeit das Forschungsinteresse an Anerkennung (Knabe et al. 2018; Marquardsen 2012; Weißmann 2016).

Wie erwähnt, sind die meisten Studien nicht genuin anerkennungstheoretisch, sondern stellen eher in ihren Ergebnissen die hohe Bedeutung von Anerkennung fest. Die Untersuchung von Kai Marquardsen (2012) über die sozialen Netzwerke von Erwerbslosen ist hierfür ein Beispiel. Verstärkt durch das aktivierungspolitische Credo, Erwerbslosigkeit müsse aus eigenem An-

21 Auch in der Familiensoziologie ist das Interesse an den Konsequenzen atypischer Beschäftigungen für partnerschaftliche Lebensläufe und familiale Beziehungsarrangements gestiegen (Baron/Hill 2018).

trieb schnell überwunden werden, zeigen sich bei den Befragten große Anerkennungsdefizite. Marquardsen (2012) fragt, ob es ihnen über ihre sozialen Netzwerke gelingt, alternative Formen der Zugehörigkeit zu generieren und so fehlende Anerkennung aus der Erwerbssphäre zu kompensieren. Nach seinen Ergebnissen zeige sich ein Gestalt- und Funktionswandel von Nahbeziehungen, der mit Brüchen, aber auch mit einer Intensivierung bestehender sowie mit neuen Beziehungen einhergehen könne. Statusheterogene Beziehungen kämen etwa über gleichaltrige Kinder zustande. Hier könne zurücktreten, dass die erwerbslosen Eltern bei gemeinsamen Aktivitäten nur schwer in der Lage sind, mitzuhalten. Wenn die Erwerbslosen aber den Eindruck hätten, die Reziprozitätserwartungen nicht erfüllen zu können oder Ausschlusserfahrungen machten, zögen sie sich in statushomogene Beziehungen zurück, was ihre prekäre Lage und Distanz zur Erwerbsgesellschaft verfestigen könne.

Marliese Weißmann (2016) untersucht, wie Personen im SGB II-Bezug Zugehörigkeit herstellen und arbeitet idealtypische Verarbeitungsmuster heraus. So gelingt es im Muster Statusnivellierung, alternative Anerkennungsquellen zu generieren – etwa Videospiele oder »fankulturelle Sonderwelten« (Weißmann 2016: 244). Die Erwerbslosen versuchen, ihre eigene Person über die Zugehörigkeit zu diesen Welten aufzuwerten. Ein weiterer Verarbeitungsmodus ist Normalisierung: Die Befragten würden sich entweder defensiv darum bemühen, nicht negativ aufzufallen, oder offensiv ihre eigene Normalität behaupten und verteidigen. Als wichtige Normalisierungsquelle erweist sich die Verantwortung für Kinder (vgl. auch Marquardsen 2012; Dörre et al. 2013). Ein drittes Verarbeitungsmuster besteht im Modus der Selbstermächtigung: Anders als bei der Normalisierung stellen die Erwerbslosen hier ihre spezifische Besonderheit heraus, womit sie alltagsweltlich als »Querulanten oder Sonderlinge« wahrgenommen würden (Weißmann 2016: 191). Im Modus des Prozessiertwerdens erwarten sie von anderen, etwa dem Jobcenter oder ihrer Familie, dass für sie Zugehörigkeit hergestellt werde.

Weißmann (2016) und Marquardsen (2012) ist es ein Anliegen, aufzuzeigen, dass erwerbslose Menschen nicht (nur) Opfer ihrer prekären Verhältnisse sind, sondern um Handlungsmacht und Zugehörigkeit ringen. Deren Versuche, »alternative Strukturen der Anerkennung« (Weißmann 2016: 242) zu etablieren, erweisen sich jedoch in der Erwerbsgesellschaft als äußerst fragil.

André Knabe et al. (2018) stellen die Bedeutung von Anerkennung nicht erst als empirisches Ergebnis fest, sondern rücken – wie wir – die subjektiv

empfundenen Anerkennungsdefizite prekär Beschäftigter und Erwerbsloser sowie mögliche Kompensationen von Anerkennungsdefiziten ins Zentrum. Unter Rückgriff auf Harrison C. White gehen sie davon aus, dass soziale Netzwerke in Subgruppen mit eigenen Anerkennungsordnungen unterteilt sind, in denen die Akteure unterschiedliche Identitäten ausbilden. Wird den Erwerbslosen oder prekär Beschäftigten Anerkennung in einer Identität verweigert, versuchen sie »alternative Identitäten« in anderen Subgruppen auszubilden (Knabe et al. 2018: 190). Diese rekonstruieren sie bei einem ihrer Fälle: Eine hochqualifizierte erwerbslose Frau zieht sich aus ihrer Familie und ihren Freundschaftsbeziehungen zurück, da jene ihr unterstellen würden, sie bemühe sich nicht ausreichend um Beschäftigung. Erwerbsseitige Anerkennungsdefizite werden hier durch fehlende Anerkennung in der Familie und in Freundschaftsbeziehungen verstärkt. In statushomogenen Beziehungen zu anderen Erwerbslosen muss sie sich hingegen für ihre prekäre Lage nicht erklären und kann Anerkennungsdefizite abfedern. Aufgrund großer Bildungsunterschiede erlebt sie diese Kontakte aber nicht als Austausch von Gleichgesinnten. Nach Knabe et al. können daher »subjektiv als negativ empfundenen Auswirkungen verweigerter Anerkennung zwar reduziert, aber nicht aufgehoben werden« (Knabe et al. 2018: 206).

In welchem Verhältnis die Anerkennungsformen Leistung und Liebe stehen und welche Ungleichheiten sich hierbei zwischen den Geschlechtern finden, fokussiert Wimbauer (2012) bei gut qualifizierten und stark beruflich orientierten Doppelkarriere-Paaren. Sie rekonstruierte anhand von Paarinterviews die Relationierungen von Arbeit und Liebe bei diesen Paaren, die häufig eine Subjektivierung qua Erwerbsarbeit anstreben. Hierbei fand sie zwei Konstellationen, nach denen sich a) Anerkennung für Leistung in der Erwerbssphäre und b) Liebesanerkennung im Paar wechselseitig ergänzen, also in einer Balance befinden. Daneben zeigten sich aber auch zwei sozial- und selbstdestruktive Konstellationen, die durch die gesellschaftlichen Versprechen einer Subjektivierung durch Erwerbsarbeit und ein gesteigertes Leistungs- und Anerkennungsstreben der Einzelnen befördert werden. Wimbauer bezeichnet diese als »Anerkennungsfallen subjektivierter Arbeit«: Wenn c) Liebesanerkennung als ganze Person ausschließlich in der Erwerbssphäre gesucht wird oder wenn d) ein vereinseitigtes Streben nach Anerkennung für Erwerbsarbeit/Leistung – oft seitens der männlichen Partner – sämtliche andere Selbstbezüge und sozialen Bezüge zurückdrängt und letztlich auch im Paar die Liebe (z)ersetzt (Wimbauer 2012: 323ff.).

Neben diesen »Anerkennungsfallen« führt Wimbauer weiter »geschlechterdifferente Anerkennungshürden« (Wimbauer 2012: 317–323) aus. Hier wird der Zugang zu einer der beiden Anerkennungssphären erschwert oder verhindert: für Frauen, vor allem nach einer Familiengründung, der Zugang zur Erwerbssphäre und für Männer oft der Zugang zur familialen Sphäre, etwa wenn sie Elternzeit nehmen möchten. Diese Hürden werden zum einen durch vergeschlechtlichte Strukturen in sozialstaatlichen Regelungen und Arbeitsorganisationen verursacht, etwa durch eine mangelhafte Betreuungsinfrastruktur und die Zuschreibung von Betreuungstätigkeiten an Frauen. Zum anderen können sie auch intersubjektiv durch den Partner, bisweilen auch durch die Partner*in, hervorgebracht werden.

Als theoretisches Ergebnis bestimmt Wimbauer (2012) Anerkennung unter Bezugnahme auf das Strukturebenenmodell sozialer Ungleichheit von Heike Solga, Peter A. Berger und Justin Powell (2009: 17f.) als eine bisher vernachlässigte, zentrale Dimension sozialer Ungleichheit. Anerkennung ist demnach also ein erstrebtes, aber systematisch ungleich verteiltes Gut – in diesem Falle zwischen den Geschlechtern ungleich verteilt, weshalb sich das Geschlechterverhältnis als ungleiches Anerkennungsverhältnis (siehe auch Wagner 2004) darstellt. Anerkennung ist aber, so Wimbauer (2012), nicht nur eine zentrale Dimension, sondern zugleich kann Anerkennung auch zu einer Determinante sozialer Ungleichheit werden – namentlich das Streben nach Anerkennung für Leistung in der Erwerbssphäre, wie auch das Streben nach Anerkennung in der Liebessphäre.

Aus dieser Studie über Doppelkarriere-Paare aus der Zone der Integration ergeben sich – ausgehend von der Annahme, dass Anerkennung ein erstrebtes, aber systematisch ungleich verteiltes Gut und damit eine zentrale Dimension sozialer Ungleichheit ist – vielfältige Anschlussfragen (u. a. Wimbauer 2012: 376–380). Zwei Anschlussfragen, die wir aufgreifen möchten, sind: Wie zeigen sich die Anerkennungschancen und die Verhältnisse der Anerkennungssphären und -formen a) allgemein bei weniger gut qualifizierten, prekär Beschäftigten und konkret b) bei prekär beschäftigten Paaren sowie bei prekär Beschäftigten ohne Paarbeziehung?

2.5 Forschungskonzepte und Fragen

Wir sind am Ende unseres Parcours durch die Prekarisierungs- und Anerkennungsforschung angelangt, mit dem wir unser Forschungskonzept und die Fragen dieses Buches vorbereitet haben. Als ein zentrales, empirisch fundiertes und theoriegenerierendes Ergebnis unserer Studie präsentieren wir in Kapitel 12.6 eine um Anerkennung erweiterte Forschungsheuristik zu Prekarität im Lebenszusammenhang (Tabelle 5). Diese soll auch weitere empirische Studien anleiten und theoretische Überlegungen anregen. Bevor wir uns nun der Fülle unseres empirischen Materials zuwenden, welches der Heuristik zugrunde liegt, präsentieren wir abschließend unsere anerkennungstheoretische Perspektive auf Prekarität im Lebenszusammenhang (2.5.1) und präzisieren unsere Forschungsfragen (2.5.2.).

2.5.1 Prekarität im Lebenszusammenhang – um Anerkennung erweitert

Unserer um Anerkennung erweiterten Perspektive auf Prekarität im Lebenszusammenhang (Motakef/Wimbauer 2019a) liegt die sozialtheoretische Grundannahme einer relational-intersubjektiven Konstitution des Sozialen und der Subjekte – als Individuen-in-Beziehungen (Wimbauer 2003, 2012; Wimbauer/Motakef 2017a,b) – sowie ein generell anerkennungstheoretischer Rahmen zugrunde. Hierbei differenzieren wir analytisch drei Perspektiven:

Aus einer ersten, gesellschaftlichen und vorgelagerten Blickrichtung fragen wir, ausgehend von Butler und Honneth, zunächst nach den übergreifenden gesellschaftlichen Rahmen der Anerkennbarkeit. Im Zentrum stehen hier also normativ-rechtlich, kulturell und/oder diskursiv institutionalisierte Rahmen der (ungleichen und prekären) Anerkennbarkeit. Beispiele bilden das Leitbild der Arbeitsmarktbürger*in, der Leistungsgesellschaft bzw. Meritokratie (die zum Beispiel die Delegitimierung von Nichterwerbsarbeit begünstigen) oder Geschlechternormen wie Heterosexualität (aufgrund derer etwa nicht heterosexuelle Menschen ausgeschlossen und abgewertet werden), Geschlechterbinarität (welche etwa trans- und intergeschlechtliche Menschen ausschließt) oder Paarnormativität (mit der Folge der Abwertung oder Nichtanerkennung von Menschen ohne Paarbeziehung oder mit mehreren Partner*innen) (siehe Tabelle 1, 1a). Wir fokussieren weiter die Ebene der Subjekte und fragen, inwiefern sie sich diesen gesellschaftlichen Anru-

fungen – etwa als Arbeitsmarktbürger*in – entziehen möchten und können und welche Konsequenzen dies für sie hat oder hätte (Tabelle 1, 1b).

Basierend auf dieser ersten, gesellschaftlichen Fundierung entwickeln wir zweitens unsere zentrale Perspektive: Hier stehen mit Honneths Anerkennungstheorie intersubjektive Anerkennungsverhältnisse im Zentrum. Auf dieser für uns im Mittelpunkt stehenden Ebene fokussieren wir Individuen-in-Beziehungen und fragen nach der ermöglichten oder verwehrten, ungleichen, intersubjektiven Anerkennung in verschiedenen Dimensionen und nach der subjektiven Bedeutung derselben.[22]

Zu diesen beiden genuin anerkennungstheoretischen Perspektiven kommt eine dritte hinzu, die explizit prekarisierungstheoretische Blickwinkel aus dem Forschungsstand integriert. Diese sind Planungs- und Gestaltungsunsicherheiten der Einzelnen, Zukunftsperspektiven und subjektiv empfundene Einschränkung von Handlungsautonomie, Erfahrungen der Heteronomie und Ohnmacht.

Die nachfolgende Tabelle veranschaulicht unsere generelle, um Anerkennung erweiterte Perspektivierung von Prekarität im Lebenszusammenhang anhand der drei analytisch differenzierten Blickwinkel. Sie ist ein wesentliches Ergebnis unserer Forschungen und im rekursiven Prozess empirisch fundierter Theoriegenerierung entstanden. Dennoch stellen wir sie vor den empirischen Ergebnissen dar, da dies das Verständnis der Empirie erleichtert. Eine differenzierte Heuristik (Tabelle 5) präsentieren wir abschließend in Kapitel 12.6.

22 Die einzelnen Dimensionen und analytischen Fragen hierzu (2a bis d sowie e und f) führen wir in Kapitel 12.6 (Tabelle 5) auf. Schließlich sind die beiden Perspektiven auf (normative Rahmen von) Anerkennbarkeit (Tabelle 1, 1.1, Butler und Honneth) und intersubjektive Anerkennung (1.2, Honneth) nicht analytisch trennscharf, u. a. da (1b) wie (2) nach Subjekten fragt. Die Subjekte sind in ihren Handlungen und Deutungen nach unseren sozialtheoretischen Grundannahmen immer in soziale Beziehungen sowie in gesellschaftliche und normative Kontexte eingebunden. Sprich: Wir trennen die beiden Perspektiven hier nur analytisch.

Tabelle 1: Generelle, um Anerkennung erweiterte Perspektive auf Prekarität im Lebenszusammenhang

Generelle Perspektive	Unterfragen/ausdifferenzierte Perspektiven der Analyse
1. Gesellschaftliche Ebene normativ und diskursiv institutionalisierte/fundierte Rahmen der (ungleichen, prekären) Anerkennbarkeit Butler (2010), Honneth (1992, 2011)	*1a) Makroebene/Gesellschaft* Normativ-rechtlich, kulturell und/oder diskursiv gespannte, institutionalisierte Rahmen der Anerkennbarkeit (etwa: Leitbild der Arbeitsmarktbürger*in/der Leistungsgesellschaft, heterosexuelle Matrix, Geschlechterordnung) *1b) Mikroebene/Subjekte* (inter-)subjektives Vermögen zu und (inter-)subjektive Folgen der Möglichkeit, Normen zu überschreiten
2. Inter-subjektive Ebene ermöglichte oder verwehrte (ungleiche, prekäre) intersubjektive Anerkennung in den verschiedenen Anerkennungssphären/Dimensionen (siehe Tabelle 5 in 12.6) Honneth (1992, 2011), Wimbauer (2012)	a) Wofür wünschen die Einzelnen Anerkennung (subjektive Relevanz der Anerkennungsformen/-sphären)? Welche subjektive Sinnorientierung weisen die Einzelnen auf? b) Welche Erfahrungen der Nicht-/Anerkennung (bis zu Missachtung, Entfremdung, Verdinglichung) machen die Einzelnen in den verschiedenen Sphären/Dimensionen? c) Wie zeigt sich das Wechselverhältnis der Anerkennungssphären/-formen? Können Anerkennungsdefizite in einer Dimension durch Anerkennung in anderen Dimensionen abgefedert werden? Kumulieren oder verstärken sich Anerkennungsdefizite? Welche Ambivalenzen von Anerkennung zeigen sich? d) Welche Ungleichheiten in der Verteilung von Anerkennungschancen und Prekarisierungsrisiken finden sich? Welche strukturellen und intersubjektiven Anerkennungshürden zeigen sich?
3. Ergänzende prekarisierungstheoretische Perspektive Klenner et al. (2012), Motakef (2015)	e) Planungs- und Gestaltungsunsicherheiten, Zukunftsperspektiven? f) Einschränkung von Handlungsautonomie, Erfahrungen der Heteronomie und Ohnmacht?

Quelle: Motakef/Wimbauer (2019a).

Auf dieser Grundlage und in Anlehnung an Klenner et al. (2012) bestimmen wir Prekarität im Lebenszusammenhang als eine »Gefährdungs- und Unsicherheitslage« (ebd.: 218), in der Individuen-in-Beziehungen (Wimbauer 2003, 2012; Wimbauer/Motakef 2017a,b) in vielfältigen Dimensionen ihrer individuellen und familialen Lebensführung Einschränkungen und Anerkennungsdefizite erfahren können, bis dahin, dass sie in ihrer Handlungsfähigkeit und Autonomie eingeschränkt werden. Dabei gehen wir davon aus, dass sich Nicht-/Anerkennung in verschiedenen Dimensionen des Lebenszusammenhangs wechselseitig beeinflusst und mit Ambivalenzen und Paradoxien verknüpft sein kann. Während wir mit dem Begriff der Ambivalenz die Mehrdeutigkeit von Anerkennungsverhältnissen zum Ausdruck bringen, benennen wir mit dem Begriff der Paradoxie Widersprüche in Anerkennungsverhältnissen, die unauflösbar sein können.

Vor diesem Hintergrund sind Dynamiken denkbar, in denen Prekarität etwa aufgrund von Anerkennungsdefiziten in der Erwerbssphäre durch Anerkennung in Nahbeziehungen oder anderen Dimensionen abgefedert oder durch Anerkennungsdefizite weiter verstärkt werden kann. Ob und falls ja, wie Anerkennungsdefizite kompensiert werden können, möchten wir im Folgenden empirisch beantworten, ebenso die Frage nach ambivalenten oder paradoxen Anerkennungsverhältnissen. Auf Grundlage von Tabelle 1 und insbesondere von Honneths Sphärenmodell bestimmen wir – vorerst – folgende Dimensionen des Lebenszusammenhangs für unsere Studie (Tabelle 2).

Tabelle 2: Dimensionen von Prekarität im Lebenszusammenhang

1	Erwerbsarbeit
2	Einkommens- und Vermögenssituation, finanzielle Absicherung
3	Rechte und (ungleiche) rechtliche Anerkennung
4	Liebesanerkennung (nach Honneth) in der Sphäre sozialer Nahbeziehung
5	politische und soziale Teilhabe, Einbindung und Zugehörigkeit
6	Hausarbeit und insbesondere Sorge für andere (*Care*)
7	Gesundheit, Selbstsorge und verfügbare Zeit
8	Wohnsituation

Quelle: Motakef/Wimbauer (2019a).

Anders als in den bisher vorgelegten Konzepten von Prekarität im Lebenszusammenhang berücksichtigen wir mit Honneth Anerkennung systematisch und übernehmen die Sphäre des Rechts und der Liebe als bei uns dritte und vierte Dimension. Durch den Bremer Lebenslagenansatz (Voges et al. 2003) und Amacker (2014) inspiriert, nehmen wir Wohnen als achte Dimension auf. Klenner et al. (2012) fassen Geschlechterarrangements als eine eigene Dimension. Wir führen sie als eine Unterdimension von Liebesanerkennung (Dimension 4), sie ist aber mit Blick auf Geschlechterungleichheiten in allen Dimensionen von Bedeutung. Wie in Kapitel 12.6 (Tabelle 5) deutlich wird, differenzierten wir diese Dimensionen in Auseinandersetzung mit unserem Material weiter aus. In der empirischen Rekonstruktion von Prekarität im Lebenszusammenhang sind aber nicht immer alle acht Dimensionen relevant. Es ist eine empirische Frage, in welcher Dimension sich Prekarität zeigt und welche Wechselwirkungen mit anderen Dimensionen dabei deutlich werden.

2.5.2 Forschungsfragen

Nachdem wir nun unsere anerkennungstheoretische Perspektive auf Prekarität im Lebenszusammenhang und die für unsere Studie zentralen Dimensionen hiervon bestimmt haben, führen wir zuletzt unsere Forschungsfragen aus, die wir in drei Fragenkomplexe unterteilen:

Der erste Fragenkomplex bezieht sich auf die subjektive Bedeutung der verschiedenen Honneth'schen Anerkennungssphären, v. a. von Erwerbsarbeit und von Paar- und Nahbeziehungen (Liebe), aber auch von weiteren Lebensbereichen, und auf dort auffindbare Anerkennung/sdefizite.

In unserer Studie unterscheiden wir zwischen Menschen, die in einer romantischen Paarbeziehung leben, und Menschen ohne Paarbeziehung: Während Menschen in Paarbeziehungen (zumindest dem Ideal nach) Zugang zur Anerkennungsform der romantischen Liebe haben, steht prekär Beschäftigten ohne Paarbeziehung keine Paarebene für intersubjektive Liebesanerkennung zur Verfügung. Allerdings könnten sie in anderen Nahbeziehungen, wie Freundschaften, Familie oder Wahlverwandtschaften, Liebesanerkennung als ganze und einzigartige Person in ihren Idiosynkrasien und ihren besonderen Bedürfnissen finden. Womöglich stehen ihnen also zur Paarbeziehung alternative Anerkennungsquellen zur Verfügung (Wimbauer/Motakef 2019).

Wir fragen hier *zunächst* nach der *Bedeutung* von Liebesanerkennung für die Einzelnen und bei den Paaren auch im Paar (Tabelle 1, Absatz 2a, b, d). Weiter interessiert uns: Wofür *wünschen* sich prekär Beschäftige in der Erwerbssphäre Anerkennung? Wofür fühlen sie sich (nicht) anerkannt? Zeigen sich Anerkennungs- und Selbstverwirklichungswünsche im Sinne einer Subjektivierung von und durch Arbeit oder liegt eher ein instrumentelles Arbeitsverständnis vor? Welche Paarbeziehungskonzepte haben die Befragten jeweils individuell und welche Paarkonzepte lassen sich in den Paaren rekonstruieren? Wofür wünschen und finden sie in der Erwerbssphäre, in der Paarbeziehung und in Nahbeziehungen Anerkennung? Welche weiteren Lebensbereiche sind anerkennungsrelevant? Werden *Anerkennungsdefizite* deutlich und wenn ja, welche? Und schließlich: Welche *Ungleichheiten* lassen sich hierbei finden?

Der *zweite* Themenkomplex umfasst das *Verhältnis der Anerkennungsformen*, -sphären und Dimensionen, insbesondere der beiden Anerkennungsformen Leistung (Erwerbssphäre) und Liebe (Paar-/Nahbeziehungen) (Tabelle 1, Absatz 2c):

a) individuell bei den Einzelnen (intrapersonal)
b) im Paar zwischen den Partner*innen (innerpartnerschaftlich-interpersonell) bzw.
c) in der Sphäre weiterer sozialer Nahbeziehungen (interpersonell):

Wie gestalten sich die Relationen und Wechselwirkungen zwischen den verschiedenen Anerkennungssphären bzw. Dimensionen? Können Anerkennungsdefizite in einer Sphäre, v. a. in der Erwerbssphäre, in der Sphäre der Paar- und Nahbeziehungen (etwa Familie, Freundschaften) oder in anderen Lebensbereichen, durch anderes Sinnstiftendes abgefedert und sogar kompensiert werden und wenn ja, unter welchen Bedingungen? Oder dehnen sich Anerkennungsdefizite in der beruflichen Sphäre auch auf Paar- und Nahbeziehungen aus, auf Selbstsorge, Gesundheit, Wohnen und andere Dimensionen? Entfalten Anerkennungsdefizite also kumulative Wirkungen, womöglich in verschiedenen Sphären, bis hin zu multiplen Exklusionen?

Eine wichtige Ausgangsfrage dieser Untersuchung war, ob sich wie bei den Doppelkarriere-Paaren auch bei den prekär Beschäftigten »Anerkennungsfallen« (Wimbauer 2012) rekonstruieren lassen. Bei den oben vorgestellten Doppelkarriere-Paaren sind zwei Ursachen solcher »Fallen« die Versprechen einer Subjektivierung durch Arbeit und das Streben nach Anerkennung für berufliche Leistung. Nun dürften prekär Beschäftigte *per se*

weniger Anerkennungschancen in der Erwerbssphäre haben als sicher Beschäftigte, und vielleicht streben sie auch weniger nach Anerkennung in der Erwerbssphäre (siehe erste Frage): Angesichts eines womöglich instrumentellen Arbeitsverständnisses könnte die Suche nach Liebe in der Erwerbssphäre also begrenzt und die erste »Anerkennungsfalle« der Liebessuche in der Erwerbssphäre unwirksam sein. Womöglich führt aber auch gerade die prekäre Beschäftigungssituation zu einem umfassenden Einbringen der ganzen Person und Arbeitskraft, um so eine dauerhafte Beschäftigung, eine bessere berufliche Position, ein höheres Einkommen etc. zu erzielen und die prekäre Situation zu verbessern. Nicht das Streben nach Selbstverwirklichung, sondern ökonomische Notwendigkeit könnte somit eine »Anerkennungsfalle« generieren.

Bei der zweiten »Anerkennungsfalle« – »Leistung (z)ersetzt Liebe« – ließ das ausgreifende Streben nach Anerkennung für Erfolg den Doppelkarriere-Paaren keinen Raum für die Liebe (die Paarbeziehung, Familie, Freundschaften). Wie zeigt sich hier die Situation bei den prekär Beschäftigten mit und ohne Paarbeziehung? Sind sie gar nicht, ebenso oder gar vermehrt beruflich orientiert, um Anerkennung zu erzielen? Oder führt zwar nicht so sehr das Streben nach beruflicher Anerkennung, aber dafür die ökonomische Notwendigkeit, ein existenzsicherndes Einkommen zu erwirtschaften und den Arbeitsplatz zu erhalten oder zu verbessern, zu einem hohen beruflichen Engagement, das wiederum der Familie oder Paarbeziehung keinen Raum mehr lassen kann?

Auch könnte gerade die finanziell nicht existenzsichernde und/oder planungsungewisse Beschäftigungssituation Auswirkungen auf Paar- und Nahbeziehungen haben: Womöglich wird die Situation individuell als belastend wahrgenommen und kann so auch die Beziehungen belasten. Andererseits könnten die Paar- und Nahbeziehungen auch Orte sein, an denen die beruflichen Belastungen gewissermaßen ausgeglichen werden – sozusagen der »sichere Hafen« in einer »heartless world« (Hochschild 1997).

Vielleicht erweisen sich aber bei den prekär beschäftigten Menschen auch andere Dimensionen außer oder neben Erwerbsarbeit als relevant – und womöglich gestalten sich die Verhältnisse weniger als eindeutige, zweidimensionale »Fallen« aus Arbeit und Liebe, sondern als komplexe, mehrdimensionale, ambivalente oder gar paradoxe (Nicht-/Anerkennungs-)Verhältnisse.

Drittens fragen wir, wie sich schließlich die *Geschlechterverhältnisse* im Kontext prekärer Beschäftigung gestalten: Welche alten oder neuen Geschlechterungleichheiten lassen sich in Paarbeziehungen, aber auch bei pre-

kär beschäftigten Personen ohne Paarbeziehung finden, insbesondere mit Blick auf die geschlechterdifferenzierende Arbeitsteilung? Ein wichtiger Themenkomplex ist auch die Frage nach den Männlichkeits- und Geschlechterkonzepten: Welche Wechselverhältnisse von prekärer Beschäftigung und Geschlecht (Geschlechtervorstellungen allgemein und Männlichkeitsvorstellungen im Besonderen) lassen sich bei den Einzelnen und in den Paaren rekonstruieren? Wenn prekär beschäftigte Männer keine erfolgreiche Erwerbstätigkeit (mehr) aufweisen und nicht (mehr) Familienernährer sein können, die Leitidee und Umsetzbarkeit der industriegesellschaftlichen Männlichkeit also brüchig werden, wie gehen die Männer dann damit um und was passiert in den Paaren? Kommt es hier zu einem Festhalten an überkommenen ungleichen Geschlechterkonzepten und dem Versuch, diese zu verstärken? Oder werden bislang gültige Geschlechter- und Männlichkeitsnormen sowie -leitbilder brüchig, unterwandert und/oder revidiert – mit größeren Freiräumen etwa für Sorge auch seitens der Männer?



3. Die empirische Studie

Wie sind wir methodisch vorgegangen? Wir skizzieren zuerst die methodologischen Grundlagen unserer Untersuchung (3.1) und stellen dann die Samplingkriterien und Akquisestrategien (3.2), unsere Erhebungsform (3.3) sowie unsere Auswertungsmethoden (3.4) vor. Wir gehen dabei auch auf Herausforderungen ein, die sich im Laufe unserer Studie zeigten, und thematisieren die Generalisierbarkeit unserer Ergebnisse. Zuletzt präsentieren wir eine Kurzdarstellung der anonymisierten Fälle, von denen unser Buch erzählt (3.5).

3.1 Methodologie

Nach unserer sozialtheoretischen Prämisse sind Menschen keine monadischen Einzelwesen, sondern werden in Verhältnissen intersubjektiver Anerkennung konstituiert. Daher sind nicht einzelne Individuen, sondern Individuen-in-Beziehungen in ihrer sozialen Eingebundenheit und Verflechtung mit gesellschaftlichen Kontexten unser Analysegegenstand (Wimbauer 2003, 2012; Wimbauer/Motakef 2017a,b). Wir verorten uns im Interpretativen Paradigma und spezifisch in einem sozialkonstruktivistischen, subjektorientierten, sinnrekonstruktiv-verstehenden sowie relationalen Ansatz. Entsprechend wählten wir ein offenes, qualitatives Erhebungs- und Auswertungsverfahren.

Im Sinne der Verstehenden Soziologie, die »soziales Handeln deutend verstehen und dadurch in seinem Ablauf und seinen Wirkungen ursächlich erklären will« (Weber 1972 [1921]: 1), stellen wir das sinnhafte soziale Handeln der Subjekte ins Zentrum. Der Tradition des Symbolischen Interaktionismus im Anschluss an Georg Simmel (1992 [1908]), William Isaac Thomas (1967), George Herbert Mead (1973 [1934]) und Herbert G. Blumer (1969) folgend, gehen wir von sinnvermittelt und sinnhaft handelnden Individuen-in-Beziehungen aus und zielen darauf, den in Interaktionen geschaffenen

subjektiven Sinn – und im Fall der von uns untersuchten Paare: den intersubjektiven Sinn – zu rekonstruieren (Wimbauer/Motakef 2017b: 9f.).

Unsere Studie folgt einem wissenssoziologisch-hermeneutischen Ansatz (Hitzler/Reichertz/Schröer 1999, 2020; Schröer 1994; Soeffner 1999), der von mit Wissen ausgestatteten, sinnkonstituierenden und sinnverarbeitenden Handelnden ausgeht, die ihre Wirklichkeiten in Interaktionen herstellen. Wir schließen uns Peter L. Berger und Thomas Luckmann (2013 [1969]) darin an, dass (inter-)subjektiver Sinn in Wechselwirkung mit gesellschaftlichen Normen und institutionalisierten Wissensbeständen konstituiert wird. Statt von der Existenz einer von den Individuen unabhängigen objektiven Wirklichkeit auszugehen, fassen wir die gesellschaftliche Wirklichkeit aus sozialkonstruktivistischer Sicht als ein durch sinnhafte menschliche Handlungen erzeugtes Phänomen. Dies meint aber mitnichten, wie sozialkonstruktivistischen Ansätzen bisweilen fälschlich unterstellt wird, dass die Wirklichkeit von den Einzelnen beliebig erzeugt und verändert werden könnte. Vielmehr entstehen aus den subjektiv erzeugten Wissensbeständen über gesellschaftliche Verfestigungen und Institutionalisierungen (Berger/Luckmann 2013 [1969]) Realitäten *sui generis,* die dann auf die Handelnden zurückwirken, etwa in Form von gesellschaftlichen Strukturen, sozialstaatlichen Regelungen, kulturellen Normen und handlungswirksamen Wissenskategorien (vgl. Wimbauer/Motakef 2017b: 8f.).

3.2 Sampling und Akquise

Unsere Untersuchung zielte auf Personen in der Zone der Prekarität und Verwundbarkeit (Castel 2000), die also weder dauerhaft außerhalb des Erwerbslebens stehen noch stabil in die Erwerbssphäre integriert sind. Mit Blick auf die Anerkennungssphäre der Liebe wollten wir (Liebes-)Paare und Menschen, die nicht in einer Paarbeziehung leben, untersuchen. Unsere Samplingkriterien lauteten daher: eine prekäre Beschäftigung oder Arbeitslosigkeit, ein geringes Einkommen, eine geringe bis mittlere Bildung, ein mittleres Alter und in einer/nicht in einer Paarbeziehung lebend. Bei den Paaren mussten beide Partner*innen prekär beschäftig sein und sich selbst als Paar verstehen, egal ob verheiratet oder nicht.

Wie wurden diese Kriterien näher bestimmt? Eine prekäre Beschäftigung umfasst für uns im Anschluss an Kapitel 2 eine Erwerbstätigkeit, die

mindestens in einem Kriterium vom Normalarbeitsverhältnis abweicht. Dazu zählen Teilzeitbeschäftigungen, befristete oder zeitlich flexible Beschäftigungen oder geringfügige Beschäftigungen ohne sozialversicherungsrechtliche Absicherung. Auch Soloselbstständigkeit, Leiharbeit, Niedriglohn- und Niedrigeinkommenstätigkeiten fallen darunter. Die Befragten sollten zudem länger als zwei Jahre oder öfter als drei Mal prekär beschäftigt gewesen sein.

Ein weiteres Kriterium war ein geringes Einkommen, das die Armutsrisikogrenze nur wenig überschreiten sollte. Diese liegt nach der Definition der OECD bei 60 Prozent des Medians des bedarfsgewichteten Nettoäquivalenzeinkommen (Haushalts-Armutsrisikogrenze).[23] Weiter sollten die Befragten eine geringe bis mittlere Bildung aufweisen (maximal mittlere Reife) und zwischen 25 und 55 Jahre alt sein. Mit der Untergrenze von 25 Jahren sollten Berufsanfänger*innen ausgeschlossen werden, die zwar häufig atypisch beschäftigt sind (Böhnke et al. 2015), aber dies ggf. nur in ihrer Berufseinstiegsphase. An der Obergrenze orientierten wir uns, da wir auch Eltern mit (kleinen) Kindern in der *rush hour of life* befragen wollten.

Die Interviewakquise betrieben wir sehr breit: Wir legten in mehreren Städten und Regionen an verschiedensten Orten Flyer aus, nutzten diverse elektronische Medien und Emailverteiler und schalteten Inserate in kostenlosen regionalen Zeitungen. Dabei vermieden wir möglicherweise stigmatisierende Begriffe wie Prekarität und prekär und adressierten stattdessen die Frage, wie sich unter Bedingungen unsicherer Beschäftigung heute Arbeit und Leben vereinbaren lassen. Dennoch erwies sich die Akquise der Interviewpartner*innen und besonders von prekär beschäftigten Paaren als sehr hindernisreich: Generell waren sehr wenige Paare zu einem Interview bereit, und wenn die Partnerinnen dies wollten, verweigerten ihre Partner häufig die Teilnahme. Offenbar ist eine prekäre Erwerbssituation generell und besonders für manche prekär beschäftigten Männer sozial wenig erwünscht. Auch das Kriterium niedrige bis mittlere Bildung erwies sich als schwer zu realisieren: Trotz vielfacher Bemühungen wollten überwiegend Hochqualifi-

23 Im Jahr 2014, dem Ausgangspunkt unserer Erhebung, lag die Armutsrisikogrenze je nach Datensatz bei 917 Euro (Mikrozensus), 1.056 Euro (SOEP) bzw. 1.033 Euro (EU-SILC) für einen Einpersonen-Haushalt (Bundesregierung 2017: 551–553). Entsprechend höher lag die Armutsrisikoschwelle, je nach zugrundeliegenden Daten, nach der neuen OECD Skala bei Alleinerziehenden mit einem Kind bei etwa 1.190 bis 1.300 Euro, bei Paaren ohne Kinder bei etwa 1.375 bis 1.575 Euro und bei Paaren mit einem Kind bei etwa 1.700 bis 1.900 Euro.

zierte mit uns sprechen, weshalb wir ein Sample von ausschließlich Befragten mit niedriger oder mittlerer Bildung nicht realisieren konnten. Sechs der 24 Befragten haben einen Hochschulabschluss, weisen aber dennoch Kriterien einer länger andauernden prekären Beschäftigung auf (Castel 2000).

Interviewt haben wir deutschlandweit zwischen 2014 und 2016 insgesamt 24 prekär Beschäftigte: Acht Paare, die wir mittels Paar- und Einzelinterviews befragt haben, und acht prekär Beschäftigte (vier Frauen und vier Männer), die nicht in einer Paarbeziehung leben. Hiervon sind ein Mann und eine Frau alleinerziehend. Unter den Paaren sind sieben heterosexuelle und ein lesbisches Paar, sieben davon haben Kinder.

3.3 Die Erhebung: Paar- und Einzelinterviews

3.3.1 Interviewdurchführung

Wir führten je drei- bis fünfstündige (teil-)leitfadengestützte, (teil-)narrative Paarinterviews mit den Paaren und Einzelinterviews mit den acht prekär Beschäftigten, die nicht in einer Paarbeziehung leben. Vier der acht Paarinterviews wurden in dem von Christine Wimbauer und später von Sarah Speck geleiteten, dreisemestrigen Lehrforschungsprojekt »Prekäre Beschäftigung, prekäre Lebenszusammenhänge?« an der Universität Tübingen erhoben und in Teilen interpretiert (Aculai et al. 2015).[24] Im Abstand von einem halben Jahr haben wir mit beiden Partner*innen von drei Paaren zudem Einzelinterviews geführt.

Der Eingangsfrage kommt in unseren narrativ (Schütze 1983, 1987) angelegten Interviews besondere Bedeutung zu, denn sie soll möglichst breit eine Erzählung stimulieren, in der bereits viele der interessierenden Aspekte entfaltet werden (siehe u. a. Wimbauer/Motakef 2017b). »Wie sind Sie ein Paar geworden?« lautete die erzählgenerierende Eingangsfrage bei den

24 Die Interviews wurden nach einer in den Projektkontext eingebundenen gemeinsamen Leitfadenentwicklung und intensiven Interviewer*innenschulung von den Teilnehmenden geführt. Dies waren: Sandra Aculai, Katharina Gräff, Antonia Platten, Maira Schobert, Annika Schoon, Linda Staschill, Veronika Waldenmaier und Nora Wimmler. Als umsichtige Tutorin unterstützte Christin Flischikowski das Lehrforschungsprojekt. Ellen Ronnsiek und Sarah Speck waren ebenfalls bei der Leitfadenentwicklung und Auswertung sehr engagiert. Wir bedanken uns bei allen Beteiligten.

Paarinterviews. Bei den Menschen ohne Paarbeziehung begannen wir mit »Wie ist es dazu gekommen, wie Sie heute leben, lieben, wohnen und arbeiten?«. In den folgenden Leitfadenblöcken erfragten wir ausführlich und anfangs möglichst offen, dann spezifischer werdend, zunächst die Paar- und Einzelbiographien sowie die Berufsbiographien und danach verschiedenste Lebensbereiche. Dazu zählen Erwerbsarbeit, Finanzen, Paarbeziehungen, Hausarbeit, Familie, Kinder, Sorge (*Care*), Freundschaften, Nahbeziehungen, Freizeit, Sinnstiftung, Sozialstaat, Wünsche und Zukunftsvorstellungen. Anerkennung und Geschlecht waren quer liegende, stets interessierende Aspekte.

Die prekär Beschäftigten ohne Paarbeziehung baten wir, für sie wichtige Personen in egozentrierte Netzwerkkarten (Kahn/Antonucci 1980; Hollstein/Pfeffer 2010) einzutragen. Eingedenk unserer relationalen Perspektive auf Individuen-in-Beziehungen hatten wir erwogen, auch in dieser Gruppe ein dyadisches Interview, etwa mit einer Person aus dem Freundeskreis der Befragten, zu führen. Wir sahen aber davon ab, da zur Paarbeziehung alternative Anerkennungsbeziehungen erstens nicht zwingend in einer dyadischen Freundschaftsbeziehung, sondern womöglich in mehreren Beziehungen bestehen. Zweitens existieren nicht bei allen solche alternativen sozialen Beziehungen. Daher haben wir uns für die viel offeneren egozentrierten Netzwerkkarten entschieden, mit deren Hilfe wir in den Interviews auch Narrationen über wichtige soziale Nahbeziehungen generiert haben.

Alle Befragten füllten nach dem Interview ein Datenblatt mit soziodemografischen Angaben sowie eine Lebenslauftabelle aus.

Durchgeführt haben wir die Interviews nach Möglichkeit bei den Befragten zuhause. Dies war allerdings nicht allen recht, weil ihre Wohnungen zu klein seien oder sie uns ihre Wohnungen nicht zeigen wollten, weshalb wir auf unsere Büroräume bzw. unsere Wohnungen auswichen. Nach den Interviews erstellten wir ausführliche Memos, in denen wir Eindrücke aus den Interviews über die nonverbale Interaktion und den Interviewverlauf festhielten.

3.3.2 Zum Erkenntnispotential von Paarinterviews

Eine Besonderheit unserer Studie ist das von uns verwendete Erhebungsinstrument des gemeinsamen Paarinterviews. Paarinterviews werden in der qualitativen Sozialforschung zwar zunehmend, aber noch deutlich seltener ein-

gesetzt als Einzelinterviews. Sie haben besondere Erkenntnispotentiale und bieten sich an, wenn explizit die Paarebene untersucht werden soll (ausführlich: Wimbauer/Motakef 2017a,b).

So können im gemeinsamen Paarinterview, anders als in Einzelinterviews, als wesentliche Stärke die Interaktionen zwischen den Partner*innen erfasst werden (Allan 1980) sowie ihre Performanz als Paar (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014). Interaktionen werden dabei zweifach erfassbar: erstens in der konsensuellen oder nicht konsensuellen Erzählung des Paares über vergangene Aushandlungen und Interaktionen und zweitens in der konkreten Interaktion der Partner*innen im Interview *in situ*. Dies führt zu einer weiteren wesentlichen Stärke: In Paarinterviews lassen sich in Anlehnung an Peter L. Berger und Hansfried Kellner (1965) die gemeinsam geteilten oder auch nicht geteilten Wirklichkeitsdeutungen von Paaren rekonstruieren. Nicht zuletzt können die vielfältigen interaktiven Aushandlungs- und Herstellungsleistungen der Partner*innen nachgezeichnet werden: etwa das *doing couple,* aber auch das *doing gender, doing inequality* oder *doing recognition*. Erfassen lassen sich also auch die oft vergeschlechtlichten Re-/Produktionsweisen von Macht- und Ungleichheitsverhältnissen in den Paaren (Wimbauer 2003, 2012; Wimbauer/Motakef 2017a,b; Schneider et al. 2002).

Als eine Schwäche von Paarinterviews wird etwa von Jan Kruse (2015: 162) mit Verweis auf Alois Hahn (1983) und Bruno Hildenbrand (2006) eine »Anfälligkeit von Konsensfiktionen« angeführt sowie die Annahme, dass Dissens und Konflikte ummantelt werden (ähnlich Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014: 109). Wir planten daher ergänzende Einzelinterviews, um auch die Einzelsichten der Partner*innen zu erfassen. In den Paarinterviews wurden allerdings Konflikte nicht ausgespart, so dass wir nur bei drei Paaren zusätzliche Einzelinterviews führten.

Schließlich sei auf zwei Einschränkungen hingewiesen: In narrativen Interviews sollen die Befragten zu Erzählungen angeregt werden. Die Produktion von Erzählungen ist allerdings voraussetzungsvoll und es bedarf hierzu bestimmter Erzähl- und Handlungskompetenzen. Man muss sich etwa als Träger*in einer (mehr oder weniger) kohärenten Biographie begreifen (Schütze 1987), über die man erzählen kann und will (vgl. Wimbauer/Motakef 2017b: 105ff.). Dies ist bei der uns interessierenden Grundgesamtheit nicht immer umfassend gegeben und fiel auch nicht allen Befragten leicht. Dennoch hat sich der Einsatz narrativer Interviews in unserer Studie als sehr fruchtbar erwiesen. Nur in einem Fall konnten wir kaum Erzäh-

lungen hervorbringen, sondern nur knappe Antworten, was wir methodisch reflektierten.[25]

Ein größeres Problem dürfte in der oben angedeuteten Selektion von Interviewpartner*innen bestehen. Einmal scheinen prekäre Beschäftigung und prekäre Lebenslagen als tabuisiert oder jedenfalls als sozial nicht erwünscht. Viele Menschen möchten nicht gerne darüber sprechen (anders als etwa früher von uns befragte akademisch gebildete Väter in Elternzeit oder Doppelkarriere-Paare). Auch scheinen sich prekär Beschäftigte, die ihre prekäre Lage als eigenes Scheitern deuten, seltener zu einem Interview zu melden als prekär Beschäftigte, die einen hohen Leidensdruck verspüren und die Ursachen gesellschaftlich oder anderweitig extern attribuieren oder als Menschen, die den Eindruck haben, dass ihnen etwas gelungen ist (Wimbauer/Motakef 2017b: 54f.).

3.4 Auswertung und theoretische Generalisierung

Die Interviews wurden vom Projektteam, konkret von Mona Motakef und Ellen Ronnsiek, durchgeführt, aufgezeichnet und durch ein Transkriptionsbüro verschriftlicht. Vier Paarinterviews wurden dabei von den oben genannten Studierenden erhoben, transkribiert und interpretiert. Die Transkription erfolgte wortgenau, mit Pausen und ohne Sprachglättung.

Zum Verständnis der Zitate erläutern wir knapp unsere Transkriptionsregeln: Pausen von einer Sekunde sind mit je einem Pluszeichen, bei drei Sekunden also mit drei Pluszeichen (»also +++ ich weiß es nicht«) und Einschübe mit Querstrichen markiert (Lars Löbner: »aus Überzeugung machen /Lara Laubenthal: Ja/ anders geht's nicht«). Auf Redeüberlappungen deuten eckige Klammern hin (bei gleichzeitigem Sprechen sind also beide Aussagen mit [markiert), ein Gleichheitszeichen verweist auf direkten Anschluss eines Redebeitrages an einen anderen ohne Pause. Wenn die Befragten ein Wort betont sprachen, ist es in Majuskeln aufgeführt (»und SCHMEISST da was hin«). Lachen und Luft holen ist in Klammern markiert.

25 Für zukünftige Projekte empfehlen wir, narrative Interviews mit weiteren Erzählstimuli zu ergänzen, etwa Fotos, Collagen etc., oder gänzlich andere Methoden hinzuzunehmen, etwa teilnehmende Beobachtungen.

Anders als bei der Transkription und Auswertung haben wir bei der Wiedergabe von Zitaten in dem vorliegenden Buch einige sprachliche Glättungen vorgenommen sowie Dialekt aus Anonymisierungsgründen entfernt.

Bei der Auswertung orientierten wir uns an den theoretischen und methodologischen Grundlagen der wissenssoziologischen Hermeneutik (Hitzler et al. 1999; Schröer 1994). Wir interpretierten jeweils zunächst die Eingangserzählung und weitere ausgewählte Schlüsselstellen im Team mittels ausführlicher hermeneutischer Sequenzanalysen (Wernet 2009; Wimbauer 2012). Zudem paraphrasierten wir das gesamte Interviewmaterial. Die teilstandardisiert erhobenen soziodemografischen Daten sowie die von den Befragten ausgefüllten Lebenslauftabellen zogen wir bei der Auswertung als ergänzende Informationen heran.

In einem mehrstufigen, hermeneutisch-fallrekonstruktiven Auswertungsprozess entwickelten wir sodann Fallstrukturhypothesen und verschriftlichten umfangreiche Einzelfallrekonstruktionen aller Fälle. Diese kontrastierten wir schließlich im Fallvergleich entlang sämtlicher uns interessierender Dimensionen. Zuletzt nahmen wir eine theoretische Generalisierung vor (zur Auswertung siehe auch Wimbauer/Motakef 2017b: 84–86).

Weder unser Sample noch die präsentierten Fälle sind repräsentativ. Das Ziel unserer Studie ist es auch nicht, statistisch repräsentative Aussagen zu treffen. Vielmehr möchten wir ein tieferes Verständnis für die Sinnwelten und das Innenleben prekär beschäftigter Menschen gewinnen. Hierzu rekonstruieren wir die subjektiven und in den Paaren interaktiv hergestellten Bedeutungen und Verschränkungen von Erwerbsarbeit, von Paar- und Nahbeziehungen, von Anerkennung und Anerkennungsdefiziten im Lebenszusammenhang. Wir möchten verstehend nachzeichnen, wie sich prekäre Anerkennung im Lebenszusammenhang gestalten und entfalten kann. Unsere präsentierten Fälle sind damit empirisch begründete Schlüsselfälle, die exemplarisch die Wechselwirkungen von prekärer Anerkennung, prekärer ›Liebe‹ und anderen Lebensbereichen bei prekär Beschäftigten aufzeigen.

3.5 Kurzdarstellung der Befragten

Wer sind nun die prekär Beschäftigten, von denen dieses Buch erzählt? Wir stellen die Befragten knapp vor. Bei der weiteren Lektüre kann man hierher zurückblättern. Alle Fälle sind komplett anonymisiert. Namen, Orte,

Berufe, Daten und sämtliche Informationen, die eine Identifikation durch Außenstehende womöglich auch nur ansatzweise erlauben würde, sind geändert. Aus denselben Gründen haben wir auch einige Verfremdungen und Kombinationen verschiedener Fälle vorgenommen. Die zentralen Fallstrukturen bleiben hingegen selbstredend unverändert.

Anna Aulinger und Anton Alsdorf

Anna Aulinger und Anton Alsdorf sind Ende vierzig und seit zwei Jahren ein Paar. Anton Alsdorf lebt alleine, Anna Aulinger ist alleinerziehend und wohnt mit ihren drei Kindern (18, 15 und 13 Jahre alt) zusammen. Zum Vater der Kinder hat sie keinen Kontakt. Seit Abschuss ihrer Ausbildung als Industriekauffrau arbeitet Anna Aulinger als Verkäuferin in einem Schreibwarenladen in Teilzeit und erhält aufstockende Sozialleistungen. Anton Alsdorf ist gelernter Lagerist und arbeitete viele Jahre in seinem Beruf. Als sein Betrieb schließt, wird er Paketzusteller, sucht aber zum Interviewzeitpunkt aufgrund seiner Rückenbeschwerden nach einer Alternative. Anna Aulinger verfügt für ihre Familie über 1.900 Euro im Monat, Anton Alsdorf will sein Einkommen nicht angeben, aus seiner Sicht kann er sich aber gut ernähren.

Birthe Bruhns und Ben Borg

Birthe Bruhns und Ben Borg sind Mitte vierzig, seit drei Jahren ein Paar und leben in getrennten Wohnungen. Birthe Bruhns ist alleinerziehend und hat zwei Kinder (10 und 14 Jahre alt). Das Verhältnis zu den leiblichen Vätern der Kinder gestaltet sich schwierig, zu einem Vater besteht eine Kontaktsperre. Sie ist ausgebildete Krankenpflegerin und arbeitet seit zwölf Jahren in einem Pflegeheim für mehrfach behinderte[26] Kinder in Schichtdiensten. Ihr Einkommen beträgt etwa 1.600 Euro netto, Unterhalt zahlen die Väter nicht. Ben Borg hat keine abgeschlossene Berufsausbildung und arbeitet seit zwei Jahren auf einer 50 Prozent Stelle als Küchenhelfer in einer Schule, wofür er ein geringes Einkommen erhält. Zuvor erzielte er über ein Jahrzehnt mit Sportwetten am Rande der Legalität ein hohes Einkommen,

26 Behinderungen erscheinen häufig als Beeinträchtigungen, die in medizinischen und psychiatrischen Begriffen beschrieben werden. Demgegenüber verweisen die aus der Behindertenbewegung entstandenen *Disability Studies* (Pfahl/Köbsell 2014) auf die gesellschaftlichen Barrieren, durch welche Menschen behindert werden.

Rücklagen bildete er nicht. Zum Zeitpunkt des Interviews hat für Ben Borg Priorität, ein ehrliches Leben zu führen. Birthe Bruhns ist in einer schlechten gesundheitlichen Verfassung, war wegen Erschöpfung in einer stationären Reha-Maßnahme und steht zum Zeitpunkt des Paarinterviews vor einer Hüftoperation.

Caroline Christiansen und Clemens Caspar

Caroline Christiansen, 46 Jahre alt, und Clemens Caspar, 49 Jahre alt, sind seit 16 Jahren ein Paar und haben zwei Kinder (12 und 15 Jahre). Clemens Caspar ist gelernter Klempner, hat aber nur kurz in diesem Beruf gearbeitet und war seitdem aushilfsmäßig beschäftigt oder arbeitslos. Vor zwei Jahren übernahm er ein kleines Café, mit dem er fast kein Einkommen erzielt. Caroline Christiansen studierte Kommunikationswissenschaften und arbeitet als Journalistin. Das Zeitungsunternehmen wird mehrfach umstrukturiert und Personal entlassen. Auch Caroline Christiansen verliert ihre Anstellung, arbeitet aber seit einigen Jahren freiberuflich für diese Zeitung, wenn auch nicht mehr in ihrem Ressort. Sie verdient unter hohen zeitlichen Belastungen und mit Planungsunsicherheiten zwischen 600 und 1.600 Euro monatlich, womit sie die vierköpfige Familie ernährt. Sie könnten aufstockende Leistungen beziehen, was Caroline Christiansen aber ausschließt. Clemens Caspar engagiert sich in seinem Café und in regionalen Natur- und Umweltschutzprojekten. Diese Ehrenämter teilte er früher mit Caroline Christiansen, sie gab diese aber wegen ihrer Erwerbsarbeit auf.

Dana und Daniela Daub

Dana (42) und Daniela Daub (41) sind seit zehn Jahren ein Paar und wohnen mit ihrem dreizehnjährigen Sohn Dennis in ihrer gemeinsam betriebenen Naturbegegnungsstätte WaldKontakt. Dana Daub studierte Ethnologie und Daniela Daub Biologie. Nach ihren Studienabschlüssen finden sie in der Großstadt sichere Beschäftigungen, die ihnen aber als eintönig erscheinen. Sie beschließen gemeinsam, das Risiko einer Selbstständigkeit einzugehen und pachten einen alten Hof inmitten eines Waldes. Mit der Naturbegegnungsstätte erfüllt sich das Paar einen gemeinsamen Traum: Sie sind ihre eigenen Chefinnen, verbringen viel Zeit in der Natur und machen sinnvolle Arbeit. Allerdings arbeiten sie nahezu rund um die Uhr und erzielen nur wenig Gewinn, womit sie ihre Lebenshaltungskosten gerade so de-

cken und ihre Investitionsschulden kaum tilgen können. Im weiteren Umfeld wird regelmäßig ihre gemeinsame Elternschaft infrage gestellt, was das Paar belastet.

Lara Laubenthal und Lars Löbner

Lara Laubenthal und Lars Löbner sind Ende zwanzig. Lars Löbner arbeitet Vollzeit als Fachkraft für ambulante Pflegeassistenz in einer Rund-um-die-Uhr-Betreuung, was auch Nacht- und Wochenenddienst umfasst. Lara Laubenthal ist Erzieherin und zum Interviewzeitpunkt entfristet in einer intensivtherapeutischen Wohngruppe beschäftigt. Sie arbeitet dort unfreiwillig in Teilzeit. Da Lars Löbner und Lara Laubenthal in Schichtdiensten arbeiten, verfügen sie kaum über gemeinsame Zeit oder je eigene Freizeit. Lars Löbner verdient in Vollzeit und trotz der Schichtdienste nur 1.350 Euro brutto, Lara Laubenthal verdient fast genauso viel, 1.500 Euro brutto, trotz Teilzeit. Die geringen Einkommen belasten beide, ebenso dass sie von ihren Kolleg*innen teils gemobbt werden.

Markus und Maria Melchior

Markus (43) und Maria Melchior (40) sind seit 16 Jahren ein Paar und haben drei Kinder, elfjährige Zwillinge und einen dreizehnjährigen Sohn. Beide sind ausgebildete Rettungssanitäter*innen. Markus Melchior arbeitet noch immer in Vollzeit als Rettungssanitäter im gleichen Krankenhaus wie früher auch Maria und hat sich zudem eine Freiberuflichkeit als Hochzeitsfotograf aufgebaut. Maria Melchior wurde während ihrer ersten Schwangerschaft aus dem Rettungsdienst gemobbt. Nach der Geburt der drei Kinder und längerer Arbeitslosigkeit ist sie heute froh, überhaupt wieder zu arbeiten, wenn auch nur auf 450 Euro Basis als Aushilfskraft in einer Fabrik.

Allen drei Kindern wurden Behinderungen (siehe Fußnote 26) diagnostiziert, die sich etwa in einer geringen Impulskontrolle und Aufmerksamkeitsproblemen ausdrücken. Die Betreuung und Erziehung der Kinder gestalten sich zeitlich und emotional als sehr herausfordernd. Da Markus Melchior fast nie zuhause ist, muss Maria Melchior dies sowie die Hausarbeit nahezu alleine bewerkstelligen. Sie war mehrmals wegen chronischer Erschöpfung in stationären Reha-Maßnahmen.

Nina und Nils Novic

Nina (29) und Nils Novic (32) sind seit zwei Jahren ein Paar und haben eine eineinhalbjährige Tochter. Nina Novic arbeitet als Pflegerin in Teilzeit, steht aber zum Interviewzeitpunkt kurz vor dem Mutterschutz für das zweite Kind. Nils Novic ist Speditionskaufmann und war einige Jahre in seinem Beruf tätig. Da er aber nahezu rund um die Uhr arbeitete, gab er seine sichere Beschäftigung mit der Familiengründung auf, weil er sein Kind häufiger sehen wollte. Nach einer einjährigen Phase der Arbeitslosigkeit findet Nils Novic eine Stelle als Aushilfskraft in der Gartenpflege. Dort verdient er zwar sehr wenig, hat dafür aber mehr Zeit für seine Familie. Nina Novic arbeitet gerne, ausbildungsadäquat und verdient auch mehr als er, findet aber, dass es ihre Aufgabe ist, sich um die Kinder zu kümmern.

Patricia und Pepo Poturica

Patricia (25) und Pepo Poturica (28) sind zum Interviewzeitpunkt seit zehn Jahren ein Paar und haben drei Kinder (zwei, vier und sieben Jahre). Pepo Poturica ist gelernter Asphaltbauer, arbeitet aber derzeit als Hilfsarbeiter auf einer Baustelle. Patricia Poturica brach während ihrer ersten Schwangerschaft ihre Ausbildung als Friseurin ab, seitdem ist sie nicht erwerbstätig. Ihre Arbeitsteilung – er ist Alleinernährer, sie für Haushalt und Kinderbetreuung zuständig – entspricht den Vorstellungen des Paares. Pepo Poturica ist durch die Belastungen im Straßenbau erkrankt und seine Ärzt*innen raten ihm, die Beschäftigung auf der Baustelle umgehend einzustellen. Andernfalls drohe eine irreparable Schädigung seiner Organfunktionen. Pepo Poturica will aber aus finanziellen Gründen erst kündigen, wenn er eine neue Stelle gefunden hat. Auch Patricia Poturica will auf keinen Fall, dass er arbeitslos wird.

Oliver Oswald

Oliver Oswald ist 46 Jahre alt, hat ein abgeschlossenes Studium der Geschichte und Kommunikationswissenschaften und war stets sehr bemüht, eine ausbildungsadäquate Beschäftigung zu finden. Es gelang ihm aber nie, dauerhaft Fuß zu fassen: Seine Berufsbiographie weist immer wieder Arbeitslosigkeit, Fortbildungen, Praktika und Ein-Euro-Jobs auf. Zum Interviewzeitpunkt hat er seit drei Jahren erstmals eine Anstellung bei Stadtgedenken e.V. in seinem Studienfach, die unterbezahlt und in rechtlichen Aspekten prekär ist. Da die Stelle aber unbefristet ist, nimmt Oliver Oswald dies in

Kauf, nicht zuletzt, weil er stark an einem männlichen Normalarbeitsverhältnis orientiert ist. Hand in Hand damit ist für ihn die Idee der romantischen Liebe und (bürgerlichen) Normalfamilie orientierend, doch beides konnte er bisher nicht umsetzen. Mit seinem Freundeskreis ist er hingegen weitgehend zufrieden.

Petra Podan

Petra Podan ist Mitte 40, alleinerziehend und hat drei Töchter (17, 15, sieben Jahre alt). Der Vater der älteren Kinder kam vor zehn Jahren ums Leben, der Vater des jüngsten Kindes starb eineinhalb Jahre vor dem Interview. Sie hat eine abgeschlossene Ausbildung in Versicherungswirtschaft, konnte aber nach der Erziehungszeit für ihre ersten beiden Kinder nicht mehr auf ihren qualifizierten Vollzeitarbeitsplatz zurückkehren. Seitdem arbeitet sie als einfache Bürokraft auf einer 45 Prozent Teilzeitstelle in der Stadtverwaltung und übt verschiedene unregelmäßige geringfügige Nebentätigkeiten aus, um finanziell überhaupt über die Runden zu kommen. Zudem erhält sie Waisenrente für die Kinder. Ihre berufliche Situation ist in verschiedenen Dimensionen objektiv und subjektiv prekär. Sie hat einen großen und unterstützenden Freundes- und Bekanntenkreis.

Rolf Radler

Rolf Radler ist Mitte 40 und hat eine abgeschlossene technische Ausbildung, fand aber nie eine Beschäftigung in diesem Beruf. Nach einer geförderten Weiterbildung versuchte er sich als Soloselbstständiger, wurde aber insolvent und arbeitslos. Er befindet sich seit etwa 13 Jahren im SGB II-Bezug und übte daneben verschiedene Arbeitsgelegenheiten aus. Seit mehreren Jahren ist er geringfügig in einer geförderten Tätigkeit als Küchenhilfe in der Kleinkunstkneipe SubZe beschäftigt, wodurch er nebenher etwa 100 Euro monatlich verdient und incl. Wohngeld monatlich über etwa 850 Euro verfügt. Rolf Radlers berufliche und finanzielle Situation sind nahezu vollständig prekär. Seit der Trennung von seiner letzten Freundin lebt Rolf Radler alleine und ist auf der Suche nach einer Partnerin. Zusammen mit seinen Freund*innen und Bekannten hält er sich die meiste Zeit in der Kleinkunstkneipe auf.

Sabine Schomann

Sabine Schomann ist zum Interviewzeitpunkt Anfang 40, hat mittlere Reife und eine Ausbildung zur Metzgereifachverkäuferin, zu der sie ihre Eltern drängten. Da sie bald Vegetarierin wurde, konnte und wollte sie nicht in diesem Beruf arbeiten. Es folgten verschiedene Gelegenheitsjobs und Paarbeziehungen. Nach einigen Jahren beschließt sie, ihren Kindheitstraum wahr zu machen und beginnt eine Ausbildung zur Heilpraktikerin. Allerdings erleidet sie einen »Burnout«, besteht die Prüfung nicht und wird ein Jahr krankgeschrieben. Danach ist sie lange arbeitslos und übt dann verschiedene geförderte Tätigkeiten aus. Ein dreiviertel Jahr vor dem Interview findet sie in einer Ökocafe-Kette eine Beschäftigung als Aushilfe, wobei sie sehr wenig verdient, schlechte Arbeitsbedingungen hat und oft auf Abruf arbeiten muss. Sie hatte früher viele Freund*innen, von denen sie sich aber zurückgezogen hat. Eine Partnerschaft hat Sabine Schomann zum Zeitpunkt des Interviews nicht.

Theo Tettler

Theo Tettler ist zum Interviewzeitpunkt Mitte 50. Er ist geschieden, alleinerziehend und lebt mit seiner achtjährigen Tochter zusammen, der eine Lernbehinderung diagnostiziert wurde. Er bezieht seit vier Jahren Arbeitslosengeld II. Theos Tettlers Biographie zeigt sich verlaufskurvenförmig: Er hat Abitur, studierte Germanistik und brach sein Langzeitstudium irgendwann ab. Seit seinem Studium arbeitete er etwa 25 Jahre lang als Pförtner mit Schichtdienst und als handwerklicher Helfer in einer Klinik. Doch im Krankenhaus kommt es zu Arbeitsverdichtung, der Druck steigt, berufliche Probleme mit dem Vorgesetzten und körperliche Beschwerden entstehen, während privat eine Ehekrise auftritt. Die Kulmination besteht in der zeitgleichen Scheidung, Kündigung und dem Entzug der Tochter durch das Jugendamt, worauf Theo Tettler auch psychisch erkrankt. Erst nach einem langen Gerichtsstreit erhält er das Sorgerecht zurück. Außer zu seiner Tochter hat er so gut wie keine sozialen Kontakte.

Ulrike Urban

Ulrike Urban, zum Interviewzeitpunkt Mitte 50, lebt alleine und betrauert ihre Partner- und Familienlosigkeit zutiefst. Ihre Beschäftigungssituation ist sehr prekär: Sie hat über zwanzig Jahre als Heilerziehungspflegerin gear-

beitet, will und kann dies aber nicht mehr, da die Arbeitsbedingungen psychisch und körperlich zu anstrengend sind und der Verdienst sehr gering ist. Ulrike Urban hat ein abgeschlossenes Studium der Theaterwissenschaft und der Erwachsenenpädagogik, fand aber keine Beschäftigung und ist zweimal jährlich geringfügig in der Erwachsenenbildung tätig. Seit einigen Jahren pflegt sie in einem geringfügigen Beschäftigungsverhältnis rund um die Uhr den schwer pflegebedürftigen Uwe Ullner, wird aber nur für je zwei Stunden an fünf Wochentagen bezahlt. Entsprechend ist auch ihre finanzielle Situation sehr prekär. Freundschaften hat sie fast keine (mehr).

Veronika Vetter

Veronika Vetter ist Mitte 50 und lange hatte Erwerbsarbeit für sie höchste Priorität. Als Verwaltungsfachkraft in der Versicherungsbranche arbeitete sie zeitlich und räumlich sehr flexibel. Früh entschied sie sich gegen Partnerschaft und Familie. Aufgrund von Veränderungen in ihrer Branche erlebte sie aber trotz ihres hohen Arbeitseinsatzes eine 15-jährige Abstiegskarriere bis zur Aushilfe und mehrfache Phasen der Arbeitslosigkeit. Zudem erkrankte sie zweimal lebensbedrohlich und durchlebte vor etwa zehn Jahren einen inneren Wandlungsprozess, in dessen Zuge sie eine spirituelle Grundhaltung entwickelt hat und sich nun mehr um ihr eigenes Wohlbefinden sorgt. Viele alte freundschaftliche Beziehungen haben sich aufgelöst, im Kreise Gleichgesinnter sind tragfähige neue, quasifamiliale Freundschaftsbeziehungen entstanden. Insgesamt ist sie eine handlungsorientierte Person und bezeichnet sich selbst als »Lebenskunstpionierin«.

Walter Wenke

Walter Wenke ist zum Interviewzeitpunkt Anfang 30 und der höchstqualifizierte Befragte. Er hat ein duales Studium in Versicherungswirtschaft und war fast fünf Jahre in einem Versicherungskonzern beschäftigt. Er machte einen rasanten Karriereaufstieg und erzielte ein Jahresgehalt im sechsstelligen Bereich. Nicht zuletzt in Folge einer Erschöpfungserkrankung erkennt er aber die Anforderungen in seiner Führungsposition und in der Versicherungsbranche als nicht mit seinen Vorstellungen kompatibel. In dieser Zeit scheitert auch seine Paarbeziehung. Walter Wenke kündigt und nimmt ein Studium Generale auf, um dem Nachdenken über sich und die Welt nachgehen zu können. Er wählt ein Leben, das er beschreibt als »prekär aus Selbst-

bestimmung«, um der Entfremdung der Arbeitsgesellschaft zu entrinnen und sich selbst zu verwirklichen. Finanziell möglich wird dies durch Rücklagen, einen Teilzeitjob sowie einen auf das Notwendigste beschränkten Lebensstil. Er benennt drei Freundschaften, mit denen er ansatzweise zufrieden ist; eine Paarbeziehung möchte er derzeit zugunsten seiner prioritären »Selbstbefreundung« nicht eingehen.

4. Erwerbsarbeit und Anerkennungsdefizite in der Erwerbssphäre

Wir beginnen mit unserem ersten Fragenkomplex. Im Zentrum dieses Kapitels stehen erstens die Bedeutung/en von Erwerbsarbeit für die prekär Beschäftigten und die rekonstruierbaren Arbeitskonzepte. Hierbei thematisieren wir auch, ob sich Selbstverwirklichungswünsche durch Arbeit auffinden lassen oder eher instrumentell-funktionale Arbeitsverständnisse überwiegen. Eine wichtige Unterfrage ist, ob und wenn ja, wofür die prekär Beschäftigten in der Erwerbssphäre Anerkennung wünschen. Denn erst, wenn die jeweiligen Bedeutungen von Arbeit und die Anerkennungswünsche bekannt sind, ist es sinnvoll, sich der zweiten Frage zuzuwenden: Wofür fühlen sich die prekär Beschäftigten anerkannt oder nicht anerkannt, etwa von Vorgesetzten, Kolleg*innen sowie allgemein in der Gesellschaft? Sprich: Von welchen Anerkennungsdefiziten berichten sie, wie empfinden und deuten sie diese?

In diesem Kapitel richten wir unseren Blick also auf die Bedeutungen von Erwerbsarbeit für die Einzelnen und auf ihre subjektiven Erfahrungen von Anerkennung oder von Anerkennungsdefiziten in der Erwerbssphäre. Dabei gehen wir in einem Exkurs auch auf Veränderungen ein, die sich im Zeitverlauf für die Befragten ergeben haben. Wir kommen in den späteren Kapiteln hierauf zurück. So fragen wir etwa in Kapitel 6, wie erwerbsseitige Anerkennungsdefizite im Paar relevant (gemacht) werden und in Kapitel 7, in welchem Verhältnis sie mit weiteren Nahbeziehungen und anderen Lebensbereichen stehen.

Nichtanerkennung als verbreitete Erfahrung prekär Beschäftigter

Unser erstes übergreifendes Ergebnis lautet: Bei nahezu allen Befragten – ohne wie mit Paarbeziehung – ließen sich aktuell und früher Anerkennungsdefizite in der Erwerbssphäre rekonstruieren. Diese Erfahrungen der Nichtanerkennung sind meist mehr, manchmal weniger ausgeprägt und werden von fast allen kritisiert – von vielen nachdrücklich, von anderen resigniert

(vgl. Motakef et al. 2018b). Die Art und Weise der geäußerten Kritik hängt zunächst mit dem wahrgenommenen Ausmaß der verletzten Anerkennungswünsche und -ansprüche zusammen: In der Regel sind das Leiden und die Kritik umso ausgeprägter, je größer das Anerkennungsdefizit ist. Zudem spielen auch Persönlichkeitseigenschaften und Handlungsorientierungen der Einzelnen eine Rolle, etwa, ob sie sich selbst als aktive Gestalter*innen ihres Lebens oder eher als zurückgezogen, handlungsschwächer, als externen Mächten ausgeliefert sehen. Weiter ist für die Äußerung von Kritik die Anerkennbarkeit derselben bedeutsam, also die Frage, inwieweit sie auf geteilten Normen basiert (ebd.). Schließlich müssen bei der subjektiven Wahrnehmung des Ausmaßes von erwerbsseitiger Nicht/Anerkennung die jeweiligen Bedeutungen von Erwerbsarbeit berücksichtigt werden.

Bedeutungen von Erwerbsarbeit und Arbeitskonzepte prekär Beschäftigter

Versucht man, die verschiedenen Deutungen und Bedeutungen von Erwerbsarbeit, die wir rekonstruiert haben, sehr vereinfacht zu gruppieren, können sie idealtypisch entweder zu (eher) positiven Deutungen von Erwerbsarbeit zugeordnet werden oder zu (eher) negativen. Einige Bedeutungsdimensionen lassen sich hierbei klar als positiv oder negativ einordnen (aus Sicht der Befragten). Da die verschiedenen Bedeutungen sich aber tendenziell auf einem Kontinuum befinden, ist die Zuordnung nicht immer eindeutig. Eine Bedeutungsdimension kann sogar von den Befragten positiv und negativ gedeutet werden, also ambivalent sein. Unsere Zuordnung ist daher nur eine idealtypisch-abstrakte. Wichtiger als eine exakte Zuordnung ist es uns, die Breite und die Inhalte der verschiedenen Bedeutungen zu veranschaulichen. Wir stellen diese in Tabelle 3 überblickshaft dar.

Erwerbsarbeit hat für die Mehrzahl der Befragten eine hohe und positive Bedeutung, sie ist stark sinn- und handlungsorientierend und wesentlich für das Selbstverständnis. Bei dieser positiven Konnotation (siehe Kapitel 4.1 bis 4.5) steht am äußersten Ende des Spektrums eine hohe Identifikation mit Erwerbsarbeit sowie der Wunsch, sich durch sie selbst zu verwirklichen. Erwerbsarbeit ist hier klar positiv konnotiert und geht mit einer hohen (Erwerbs-)Arbeitsorientierung, einer hohen Bedeutung und dem Wunsch nach Anerkennung einher. Dies führen wir in Kapitel 4.3 aus.[27] Ebenfalls positiv

27 Wir beginnen unsere Darstellung nicht mit dieser Dimension, weil zum einen nur für eine Person Erwerbsarbeit diese Bedeutung aufweist – und zum anderen aus dramaturgischen Gründen.

konnotiert, aber weniger auf Selbstverwirklichung zielend, sind folgende, weitaus häufiger rekonstruierbare Deutungen: Erwerbsarbeit ist bei einigen Männern mit dem (Allein-)Ernährermodell (entsprechend der industriegesellschaftlichen Männlichkeit) verbunden. Oft ist sie auch Dreh- und Angelpunkt der meritokratischen Idee, wonach sich erbrachte Leistung in Einkommen, Anerkennung und anderem auszahlen soll – was sich für unsere Befragten aber in der Regel nicht einlösen lässt und als Anerkennungsdefizit erlebt wird (Kapitel 4.1). Erwerbsarbeit kann weiter zum zentralen Medium des Ausweises von Respektabilität werden. Wenn die Bemühungen um Erwerbsarbeitsteilhabe aber nicht anerkannt werden, wird dies ebenfalls meist als Anerkennungsdefizit erfahren (Kapitel 4.2). In Kapitel 4.3 legen wir die verbreitete Deutung dar, wonach Erwerbsarbeit als wichtig und notwendig betrachtet wird und vor allem der materiell-ökonomischen Existenzsicherung dient. Eine bedeutsame Unterdimension hiervon ist finanzielle und anderweitige Unabhängigkeit, besonders für Frauen. Erwerbsarbeit ist hier oft mehr in einer funktionalen oder pragmatischen Orientierung relevant als zum Zwecke des Selbstausdruckes. Schließlich haben wir weitere soziale Bedeutungen von Erwerbsarbeit gefunden, die aber in den Erzählungen der Befragten nachrangig waren und die wir in Kapitel 4.5 vollständigkeitshalber erwähnen. Ansprüche an Selbstverwirklichung sind hier ebenfalls kaum ausgeprägt. Dies heißt aber nicht, dass Arbeit hier nicht sinnstiftend sein soll oder dass keine Anerkennungswünsche oder -ansprüche existieren würden.

Insgesamt können bei vielen Befragten positive Deutungen rekonstruiert werden. Allerdings finden sich bisweilen bei ein und derselben Person gleichzeitig auch negative Deutungen und Ambivalenzen. Bei so gut wie allen lässt sich schließlich eine Diskrepanz zwischen ihren Vorstellungen einer hohen Bedeutung von Erwerbsarbeit und den realen Möglichkeiten, ihre Arbeitskonzepte auch faktisch umzusetzen, beobachten. Je größer die Bedeutung von Erwerbsarbeit ist, desto schwerer wiegen zudem Anerkennungsdefizite, Erfahrungen der Nichtanerkennung oder der Verhinderung, überhaupt an Erwerbsarbeit partizipieren zu können.

Damit kommen wir zum anderen Ende des Spektrums. Dort lassen sich eine mehr oder weniger ausgeprägte negative Bedeutung und bisweilen auch Ablehnung von Erwerbsarbeit rekonstruieren (Kapitel 4.7, 4.8). Erwerbsarbeit wird hier als notwendiges Übel zur Existenzsicherung (Kapitel 4.7.1), als ein anderweitigen Interessen zuwiderlaufender Zwang (Kapitel 4.7.2) oder als Ausbeutung (Kapitel 4.7.3) verstanden. Selbstverwirklichung oder Subjektivierung sind dabei nicht orientierend, sondern werden durch Er-

werbsarbeit eher bedroht oder zerstört. Auch Anerkennung kann hier nicht aktualisiert werden. In Kapitel 4.8 beschäftigen wir uns mit weiteren negativen Deutungen, die zugleich Folgen gegenwärtiger negativer Formen und Deutungen von Erwerbsarbeit sein können: Wir zeigen Pathologien der Arbeit in Form von Gesundheitsgefährdungen (Kapitel 4.8.1) mit der zugehörigen Deutung »Arbeit macht krank«. Schließlich berichten wir Pathologien in Form von Entfremdungserfahrungen (Kapitel 4.8.2). Die Deutung ist hier »Arbeit als Entfremdung«; Folgen sind, dass Erwerbsarbeit selbst- und sozialdestruktiv werden kann. Von Anerkennung ist hier keinerlei Spur.

In Kapitel 4.6 stellen wir einen Exkurs an, in dem wir auf Ereignisse im Zeitverlauf eingehen, die zu einer Verschlechterung der Arbeitssituation der Befragten geführt haben. Dies unterbricht die Darstellung der Bedeutungen von Erwerbsarbeit. Allerdings berichteten die Befragten oft von einer früher positiven Deutung von Erwerbsarbeit, die sich im Laufe der Zeit durch die geschilderten Veränderungen deutlich abgeschwächt oder ins Negative gewendet hat. Häufig waren es auch diese Veränderungen, die für die Befragten im Lebensverlauf die verschiedensten Anerkennungsdefizite nach sich gezogen haben.

Bevor wir die empirischen Ergebnisse vorstellen, seien uns noch drei Erläuterungen gestattet:

Erstens, wie wir in Kapitel 5 noch ausführen, existieren Idealtypen empirisch nicht in Reinform. Wir veranschaulichen die idealtypischen Abstraktionen mittels unserer Fälle, anhand derer wir sie auch gewonnen haben. So mancher Fall ist weder eindeutig noch nur einer idealtypischen Bedeutung zuzuordnen (daher findet sich z. B. Veronika Vetter in vielen Teilkapiteln). Anders als in unserer Analyse werden wir in der Darstellung auch nicht jeden Fall in jeder Dimension detailliert durchdeklinieren. Schließlich sind die (Teil-)Kapitel bewusst nicht identisch aufgebaut und die Ausführlichkeit von exemplarischen Falldarstellungen und Zitaten ist unterschiedlich – weil die empirischen Fälle sich in dem, was sie uns erzählten und was wir jeweils rekonstruieren konnten, unterscheiden.

Zweitens findet sich Anerkennung nicht in den Unterüberschriften von Kapitel 4, weil wir uns gegen eine Idealtypik von Anerkennungsdefiziten entschieden haben. Wir gehen aber in den Teilkapiteln soweit wie möglich auf Erfahrungen von Anerkennung und Nichtanerkennung ein.

Drittens: Die Gliederung dieses Kapitels mag etwas komplex erscheinen, was der erheblichen Komplexität und Mehrdimensionalität des Phänomens geschuldet ist. Die weiteren Kapitel sind hier einfacher gestaltet. Auch wer-

den die Lesenden die Bekanntschaft mit fast allen Befragten machen. Hierbei kann zur Erinnerung jederzeit zu Kapitel 3 und deren Kurzbeschreibungen zurückgeblättert werden.

Tabelle 3: Überblick über Kapitel 4

Be/Deutungen	**4.1–4.5: positive Bedeutungen von Erwerbsarbeit**	**4.7, 4.8: negative Bedeutungen von Erwerbsarbeit**	
EXKURS: Veränderungen im Zeitverlauf	**4.6: Verschlechterung** der Arbeitssituation (1), Erwerbssphäre (2), im Lebenszusammenhang (3)		
Folgen			**4.8: Pathologien der Arbeit**
Be/Deutung von Erwerbsarbeit als/zur …	4.1 Meritokratie 4.2 Respektabilität 4.3 Ausdruck des Selbst	4.7.1 notwendiges Übel 4.7.2 Zwang 4.7.3 Ausbeutung	
	4.4 Sicherung der Existenz, Unabhängigkeit	4.8.1 Arbeit mach krank	… Gesundheitsgefährdungen
	4.5 weitere soziale Funktionen	4.8.2 als Entfremdung	… Selbst-/Sozialdestruktion

Quelle: Eigene Darstellung

4.1 Der (Irr-)Glaube an Meritokratie: Von Mühen und Leistungen ohne Lohn

Wir beginnen mit positiven Bedeutungen von Erwerbsarbeit. Meist hat Erwerbsarbeit hier auch eine hohe Bedeutung für die Personen. Bei einem ersten Muster, das wir häufig fanden, ist Erwerbsarbeit verbunden mit der Vorstellung einer meritokratischen Ordnung mindestens des Ausbildungs- und Erwerbssystems, meist aber auch der weiteren Gesellschaft. Die meritokrati-

sche Idee orientiert gegenwärtige sogenannte Leistungsgesellschaften und legitimiert soziale Ungleichheiten (zuerst und kritisch: Young 1958). Ihr Kern ist die Vorstellung, für erbrachte Leistungen eine entsprechende Gegenleistung zu erhalten. Mit Blick auf Erwerbsarbeit heißt das: eine angemessene Beschäftigung mit adäquatem Auskommen und Anerkennung. Die Vorstellung von erbrachter Leistung zielt hierbei einerseits auf formale Voraussetzungen wie den erfolgreichen Abschluss einer Ausbildung oder eines Studiums und auf objektivierte Leistungsbewertungen wie gute oder sehr gute Abschlüsse. Andererseits umfasst sie auf sich genommene Mühen, langjährige Bemühungen und Anstrengungen etwa beim Absolvieren der Ausbildung und bei der Arbeitssuche, die nicht selten räumliche und anderweitige Flexibilität erforderte. Die Befragten differenzieren dabei nicht lehrbuchmäßig zwischen Leistung und Mühe.[28] Die erbrachte Leistung, die aufgewendete Anstrengung und Mühe, so die zugrundeliegende Idee, soll, ja muss sich doch lohnen – nicht zuletzt haben viele der Befragten diese Idee von ihren Eltern, im Ausbildungssystem und im gesellschaftlichen Diskurs nachdrücklich vermittelt bekommen und teilweise zutiefst verinnerlicht. Sie ist auch mindestens impliziter Bestandteil des männlichen Normalarbeitsmodells, das wiederum die industriegesellschaftliche Männlichkeit orientiert(e).

Allerdings ist in unserem Sample niemand, der*die explizit von einer Einlösung dieser Reziprozitätsannahme spricht, während sich häufig deren Verletzung rekonstruieren lässt (ganz ähnliche Ergebnisse berichten Gefken et al. 2015). Entsprechend wird es als Erfahrung der Nichtanerkennung explizit moniert oder implizit kritisiert, wenn den eingebrachten Leistungen und/oder Mühen keine angemessene Gegenleistung (Beschäftigung, Einkommen, Anerkennung) folgt. Wir veranschaulichen dieses Muster exemp-

28 Leistung und Aufwand/Mühe sind unterschiedliche Konzepte, die wir hier nicht ausführlich differenzieren können. Das Leistungsprinzip gilt als ein Merkmal moderner Gesellschaften. Nach Honneth (1992) zählt je als Leistung, was gesellschaftlich als solche anerkannt und von hegemonialen Gruppen als solche definiert wird. Die Inhalte sind daher zwischen sozialen Gruppen umkämpft. Gegenwärtig komme Leistung im Erwerbssystem eine besondere Rolle zu; das Leistungsprinzip sei aber nach Honneth (2003a: 165–167) von Anfang an ideologisch. Leistung ist hier meist eine Ergebnisgröße, messbar etwa anhand vermeintlich objektiver und objektivierter Kriterien wie schulische Bewertungen, Abschlussnoten auf Bildungszertifikaten sowie bestimmte Formen des gemessenen Outputs in der Erwerbssphäre (u. a. verschiedenste Kennzahlen). Aufwand oder Mühe hingegen sind subjektiv mit Anstrengung verbunden und orientiert am Input, der vollends vom Ergebnis unabhängig sein kann – man denke an die bekannte Zeugnisbewertung »hat sich stets bemüht« (aber eben ohne Erfolg).

larisch an zwei Fällen, bei denen es als zentraler Aspekt der Fallstruktur bezeichnet werden kann: Oliver Oswald und Ulrike Urban.

4.1.1 »Das find ich so bitter«: Oliver Oswald

Für Oliver Oswald hat Erwerbsarbeit eine sehr hohe Bedeutung und er ist stark an einer männlichen Normalbiographie orientiert. Für eine solche ist, entsprechend der industriegesellschaftlichen Männlichkeit,[29] Erwerbsarbeit in Form eines Normalarbeitsverhältnisses (NAV) zentral. Entsprechend strebt er nach einer unbefristeten Stellung in Vollzeit, die in jedem Fall ausbildungsadäquat sein und möglichst ein existenzsicherndes Einkommen für ihn und idealerweise auch für (s)eine – nicht existierende, aber sehnlich gewünschte (siehe Kapitel 7.3.1 und 8.2.3) – Familie einbringen soll. Er hat ein abgeschlossenes Studium der Geschichte und Kommunikationswissenschaften, in das er »sehr viel investiert« hat, »nicht nur Zeit und Geld, sondern auch andere Ressourcen«. Dennoch fand er in seinen Fächern viele Jahre keine reguläre Beschäftigung. Er durchlebte lange Phasen der Arbeitslosigkeit, absolvierte dabei zwei geförderte Fortbildungen, war selbstständig und hatte verschiedene geförderte Praktikumsstellen. Dafür war er räumlich stets mobil und nahm auch eine sehr schlechte Bezahlung in Kauf: Ein geregeltes Einkommen ist ihm, entsprechend seiner Orientierung am NAV, zwar sehr wichtig, aber letztlich sind ihm die Arbeitsinhalte wichtiger als ein hohes Einkommen, denn

> »wenn man immer nur danach fragt, was hat was ist der ökonomische Wert eines Tuns oder Lassens, dann kommt man irgendwie auch nicht weit oder wird man nicht unbedingt zufriedener.«

Wenig Geld steigert die Zufriedenheit aber ebenfalls nicht: Obwohl für Oliver Oswald »Geld nicht alles im Leben« ist, empfindet er kein Einkommen und mehr noch die Schulden, die er während seiner Zeit als Selbstständiger – von Oliver Oswald bewertet als »ökonomisch und psychisch ein Minusgeschäft« – machte und heute noch zurückzahlt, als belastend.

Doch zurück zu den unbezahlten oder gering entlohnten Praktika, von denen keines zu einer entfristeten Beschäftigung führte. Jedes Mal endete sein Vertrag (wenn er überhaupt einen hatte) mit dem letzten Praktikumstag, Oli-

29 Geschlechter- und Männlichkeitskonzeptionen thematisieren wir ausführlich in Kapitel 8.

ver Oswald wird wieder (oder bleibt) arbeitslos und zieht später an den nächsten weit entfernten Ort. Erst drei Jahre vor dem Interview, mittlerweile über 40 Jahre alt, findet Oliver Oswald seine erste entfristete Stelle – für ihn »sozusagen Rekord oder Bestleistung« – als Angestellter bei Stadtgedenken e.V. Einerseits ist er über die damit einhergehende Sicherheit »sehr froh«, andererseits »ist es inhaltlich nicht so ganz der Traumjob«. Zudem ist der Verein, in der eine Personalvertretung verhindert wurde, nicht für die besten Arbeitsbedingungen bekannt. So hat Oliver Oswald eine zweijährige Probezeit, was er als »sehr unüblich« bezeichnet. In Anbetracht der sich ihm bietenden »Chance« nimmt er dies aber in Kauf und versucht, es zu normalisieren, mussten doch neben ihm auch »viele andere« dies »schlucken und überstehen«.

Als großes Anerkennungsdefizit empfindet Oliver Oswald, dass er für seine Qualifikation und Tätigkeit »schlecht bezahlt« wird. Aber er hatte bisher nicht »die Courage«, nach einer Gehaltserhöhung zu fragen, sei doch

> »die Gefahr groß, dass der Arbeitgeber von seinem Recht Gebrauch macht, einen ohne Angabe von Gründen rauszuwerfen. Und das kann und will ich nicht riskieren. Nicht in meiner Situation und nicht mit meiner Vorgeschichte.«

Zwar hat kein Arbeitgeber das Recht, entfristet Beschäftigte nach bestandener Probezeit »ohne Angabe von Gründen rauszuwerfen«. Deutlich wird hier aber die große Angst von Oliver Oswald, seinen endlich entfristeten Job wieder zu verlieren – was er auf gar keinen Fall möchte und ihn dazu veranlasst, auch schlechte Arbeitsbedingungen in Kauf zu nehmen (siehe Kapitel 2.1.3).

Obwohl Oliver Oswald »sehr froh« um seine aktuelle Beschäftigung ist, zeigt er sich im Interview enttäuscht und frustriert. Er fühlt sich nicht für seine Arbeit, in seiner Leistung und Ausbildung anerkannt. Besonders belastet ihn auch sein geringes Einkommen, selbst wenn er eine ökonomische Fixierung ablehnt. Trotz seines bescheidenen Lebensstils musste er sich in seiner kulturellen und sozialen Teilhabe in Form von Kino, Theater, Literatur und anderen Veranstaltungen sehr einschränken. Sein Umfeld nahm er diesbezüglich nicht immer als verständnisvoll wahr:

> »Ich hatte halt leider lange Zeiten, wo ich doch so geldbegrenzt war, dass ich das Wort Lebensqualität nicht aussprechen wollte, geschweige denn mit Leben FÜLLEN konnte. Das war dann irgendwie auch sehr bitter und da war dann die Akzeptanz oder Toleranz meines Umfeldes oder die Reflektionen aus dem Umfeld, die Kommentare aus dem Umfeld gingen da auch sehr weit auseinander.«

Zudem steht ein mangelndes Einkommen, so die Rekonstruktion, im Widerspruch zu Oswalds Vorstellung einer männlichen Normalbiographie mit-

samt Ernährerfunktion. Dies scheint nur deswegen für ihn erträglich, weil er keine Partnerin und Kinder hat, die er ernähren müsste – wenngleich dies sein oberstes Ziel wäre (siehe Kapitel 7.3.1, 8.2.3). Von dem »Wunschtraum +++ eins oder mehrere Kinder ++ zu haben und gemeinschaftlich als Familie zu leben +++ mich von dem verabschieden zu müssen, das ist jeden Tag schwerer.« Einerseits ist er, so die Rekonstruktion, selbst stark an einem männlichen Normalarbeitsverhältnis orientiert. Zugleich ist er verärgert und »frustriert« darüber, dass Frauen erwarten würden, ein potentieller Partner solle eine Familie ernähren können (»welcher Mann könnt für möglichst viele Menschen sorgen«) – was er nie zu erfüllen vermochte. So habe es ihn

»immer mehr geärgert, dass ganz viele Frauen erst mal gefragt haben, was hast du für'n Job? Und wenn ich dann wahrheitsgemäß sagen musste, grade keinen oder grade nur dies und jenes und nur bis dann und dann, und wenn da noch rauskam, dass ich jetzt nicht irgendwie 1000 Euro am Tag verdiene ah, dass dann der Kontakt schon wieder abgebrochen wurde, ahm das hat mir immer weh getan«.

Oliver Oswald, so zieht es sich durch das gesamte Interview, leidet sehr unter seiner prekären Erwerbsbiographie, die in seiner Selbstdeutung auch seine gewünschte Paarbildung und Familiengründung verunmöglichte. Er kann nicht verstehen, wie es dazu kommen konnte. In seiner Deutung lag es nicht an ihm, wenn er nach seinen Praktika nicht übernommen oder keine weitere Fortbildung mehr gefördert wurde, sondern an »Gründen, die ICH nicht zu vertreten hatte«: am mangelnden Willen der Arbeitgeber, an vermeintlich schlechten ökonomischen Bedingungen, an der Willkür der Sachbearbeiter*innen oder der unbegründeten Bevorzugung von Frauen oder kostengünstigeren Beschäftigtengruppen. Hierzu exemplarisch: Oliver Oswald habe

»selber bei meiner Arbeitssuche immer häufiger erlebt äh dass man als Uni-Absolvent mittlerweile gegenüber Leuten die 'n Fachhochschulstudium haben MASSIV benachteiligt wird, weil man immer denkt, 'n Uni Absolvent MÜSSTE mehr Geld bekommen […]sie können sich trotzdem bewerben, aber wenn sich Leute mit FH-Abschluss bewerben, werden die bevorzugt. Und dann hab' ich mir die Bewerbungen GESCHENKT«.

Vor allem lag seine unstete Erwerbsbiographie in seiner Deutung nie daran, dass er selbst untätig gewesen sei oder zu wenig Initiative zeigte. Vielmehr hat er aus seiner Sicht alles ihm Mögliche gemacht und dabei viel Leid und Mühen auf sich genommen: Sein »Studium war kein Vergnügen. Never ever«, er hat »relativ lange« studiert, dabei »schwierige Zeiten« durchge-

macht und sich mit viel Anstrengungen sein »Universitätsdiplom erkämpft«, er ist für jede auch nur kurzfristige Beschäftigung quer durch die Republik gezogen und »musste« immer »wieder wie Sisyphos versuchen, den Stein zu bewegen«. Andere Personen, mit denen er sich vergleicht (seine Geschwister und Freunde), mussten sich nicht so anstrengen und Mühsal auf sich nehmen wie er, aber im Gegensatz zu ihm hätten sie heute alles, was er nicht hat, aber sich wünscht: einen Beruf, ein ausreichendes Einkommen, ein Haus, eine*n Partner*in, Kinder und Familie. Generell würden andere Menschen aus seiner Sicht mehr bekommen, müssten sich aber dafür viel weniger anstrengen – so unsere Rekonstruktion.

Zusammenfassend empfindet Oliver Oswald die geschilderten Verhältnisse als ungerecht und »frustrierend«; viele Ereignisse in seiner Erwerbs-/Biographie benennt er als »sehr traurig« und das Resümee seiner Erwerbsbiographie sowie seiner gescheiterten Paarbildung und Familiengründung lautet: »Das find ich so bitter.«[30] Bisweilen erscheint er mit Blick auf seine Erwerbssituation resigniert. Gefragt danach, was er sich beruflich wünsche, ist für ihn der Wunsch,

> »im jetzigen Job mehr Geld zu bekommen […] irgendwie größer als der Wunsch, den Job noch mal zu wechseln, weil ich glaube, den Job noch mal zu wechseln, ist wenig realistisch«.[31]

Er ist traurig und verbittert und kann keine selbst zu verantwortenden Ursachen finden, warum sich seine Leistungen und Mühen in der Bildungs- und Erwerbssphäre nicht so, wie es von ihm als richtig und angemessen und der meritokratischen Idee entsprechend imaginiert wird, in einem Normalarbeitsverhältnis auszahlen. Seine erbrachten Bemühungen und Leistungen werden nicht belohnt und damit, so die Rekonstruktion, auch nicht anerkannt. Auch sein größter Traum, eine Partnerin und eine Familie, haben sich – in Oliver Oswalds Deutung wegen seines den Erwartungen von Frauen widersprechendem mangelnden Einkommen – nicht realisieren lassen. Immerhin verfügt er über einen großen Freundeskreis, in dem er sich anerkannt fühlt – hierzu mehr in Kapitel 7.3.1.

30 Das Wort »bitter« verwendet er 16 Mal im Interview, stets auf sich bezogen.

31 Wie wir einige Zeit nach dem Interview erfahren haben, wurde sein unbefristeter Arbeitsvertrag gekündigt. Der gesamte Kündigungsprozess war für Oswald eine massive Erfahrung der Nichtanerkennung, ja Verletzung.

4.1.2 »Und dann alles, alles für die Katz!?«: Ulrike Urban

Der Fall Ulrike Urban weist einige Parallelen zu Oliver Oswald auf. Auch für Ulrike Urban, Mitte 50, hat Erwerbsarbeit eine hohe Bedeutung, auch sie hat eine unstete Erwerbsbiographie und auch sie muss ihren größten Wunsch, eine Familiengründung und Partnerschaft, als gescheitert erkennen (siehe Kapitel 7.2.1). Die Bedeutung von Erwerbsarbeit ist für Ulrike Urban »dadurch, dass ich keine Familie hab', 'ne sehr hohe […] das ist 'ne Kompensation.« Auch sie hat sich Zeit ihres Lebens angestrengt, bemüht und Leistungen erbracht, und auch sie fühlt sich besonders in der Erwerbssphäre verletzt in dem Anspruch, dafür einen entsprechenden Output – eine angemessene Beschäftigung und existenzsichernde Rente – zu bekommen.

Ulrike Urban hat nach ihrem Hauptschulabschluss eine Ausbildung als Heilerziehungspflegerin abgeschlossen, doch sie erkannte ihr »erst so mit Vehemenz verfolgtes Berufsziel« bald als doch nicht passend. Sie wählte den Beruf zunächst, »weil ich hab' da mein mein Helfersyndrom ausge ausgelebt«. Die unregelmäßigen Arbeitszeiten, Nachtschichten, Überstunden und die körperlich und psychisch sehr belastenden Arbeitsbedingungen führten dazu, dass Ulrike Urban sich »gesundheitlich völlig ruiniert« hatte. Sie kündigt, wird arbeitslos und beginnt nach einiger Zeit ein Studium der Theaterwissenschaft, das sie nach mehreren Semestern zunächst unterbricht und wieder in ihrem Ausbildungsberuf jobbt. Später nimmt sie das Studium der Erwachsenenpädagogik hinzu und schließt nach einigen Jahren beide Studiengänge sehr erfolgreich ab. Danach war sie mehrfach arbeitslos und fand bis heute keine reguläre Stelle. Sie lebt derzeit finanziell sehr prekär von einem geringfügigen Job in der Erwachsenenbildung, mit dem sie etwa 130 Euro verdient, und einem formal geringfügigen Job in der Betreuung eines Pflegebedürftigen, der sie aber jeden Tag zeitlich nahezu komplett beansprucht. Hierfür erhält sie etwa 800 Euro monatlich (siehe Kapitel 7.2.1). Sie ist äußerst traurig, frustriert und auch manchmal wütend über ihre Lebenssituation:

> »Das ist wirklich also das is ahm schon traurig also (holt Luft) hm ++++ naja und das is ++++ ja ich weiß, also manchmal manchmal geht mir auch der Hut hoch 'ne, wenn ich wenn ich so meine meine Biographie sehe.«

Dies bezieht sich wesentlich auf ihre berufliche Situation; am allermeisten betrauert sie aber, keinen Partner und keine Familie zu haben: Das ist für sie »schon 'ne harte Sache […] also wo ich mich nach wie vor in so 'm Trauer-

prozess befinde«. Für ihren Herzenswunsch einer Familie hätte sie auch ihre Berufstätigkeit aufgegeben. Da sich dies aber nicht realisieren ließ, investierte sie eben in ihre berufliche Entwicklung: in die Abendschule und das Studium. In ihrem »Elternhaus« war sie mit ihrem Bildungsinteresse allein auf weiter Flur: »Studium und so weiter […] das gab's gar nicht ja.« Von ihren Eltern und Geschwistern erfuhr Ulrike Urban dafür (und generell) kein Interesse und weder Akzeptanz noch Unterstützung, im Gegenteil:

> »Ich bekam dann auch nicht entsprechende Anreize zuhause von zuhause ich bin ja in so einem wie's so schön heißt ja bildungsfernen Haushalt groß geworden und auch noch ziemlich ziemlich ah schlimm.«

Sie selbst entwickelte hingegen starke Bildungsaspirationen und empfand ihr Studium als große Quelle der Wissens- und Horizonterweiterung. Ausbildung und Studium habe sie

> »wirklich mit Freude gemacht, ich hab' mh war immer so dankbar, dass ich lernen durfte, dass ich mir Wissen aneignen konnte, dass ich dass ich mich weiterbilden konnte, dass ich meinen meinen Horizont erweitern konnte. Das war das war für mich nie 'ne Selbstverständlichkeit, sondern das war für mich ahm also ich hab's für mich als Privileg empfunden.«

Doch trotz ihrer Leistungen und ihres Bildungsaufstieges von der bildungsfernen Hauptschülerin zur Akademikerin mit zwei Studienabschlüssen fand sie bis heute keine ausbildungsadäquate und keine existenzsichernde Beschäftigung, die sie vorzugsweise in der Erwachsenenbildung anstrebt. Seit ihrem Studienabschluss ist sie finanziell in einer prekären Lage:

> »Meine wirtschaftliche Misere fing erst (lacht) an, als ich mit dem Studium fertig war. Da kam so diese Hartz IV Abhängigkeit, da gab's die Arbeitslosigkeit, da gab's jetzt auch wirklich diese was für mich eigentlich im im im im ganzen Erwerbsbiographieverlauf ungewohnt ist, so 'ne so 'ne absolut prekäre Situation auch schon seit 'nem längeren Zeitraum.«

Ihre Verletzung durch und ihre Enttäuschung über die Ergebnislosigkeit ihrer großen Anstrengungen bringt sie im folgenden Zitat zum Ausdruck:

> »[…] weil's EXTREM schwierig war. Ich weiß also, das war nach dem Studium, nachdem ich da, ich hab' ja zwei GUTE Abschlüsse, einen mit 1,3, einen mit 1,7, und keinen Job gefunden. Und dann dacht' ich ALLES, ALLES für die Katz?!«

Auch moniert sie, dass sie »zwar jetzt […] zwei akademische Abschlüsse« hat, »aber wirklich daraus kein Kapital schlagen kann« und ist darüber enttäuscht, dass ihre Bildungsinvestitionen »sich nicht in bare Münze ausge aus-

gezahlt« haben. Dadurch wird ihrer Ansicht nach »wirklich auch auch ah Humankapital […] schlichtweg verschleudert«. Schließlich bringt Ulrike Urban mehrfach implizit oder explizit zum Ausdruck, dass andere die Dinge haben, die sie auch gerne haben wollen würde, aber trotz ihres Engagements nicht bekommen hat. Hierzu zählen (wie bei Oliver Oswald) etwa ihre Geschwister, die keinen zweiten Bildungsweg und kein Studium absolviert haben, aber nun »alle bodenständige Berufe« haben, »ihr Häuschen, ihr Auto, ihre ihre Altersabsicherung, die brauchen keine Angst haben, was wie's denen im Alter geht«, während Ulrike Urban mehrfach große Sorgen um ihre Rente artikuliert.

Zusammenfassend zeigt sich Ulrike Urban durch das gesamte Interview hinweg als traurig, enttäuscht, wütend und verletzt über die Ergebnislosigkeit ihrer Anstrengungen. Dies deuten wir als Verletzung des meritokratischen Leistungsprinzips, als Verletzung der Idee, erbrachte Bildungsinvestitionen müssten sich auch irgendwie auszahlen und anerkannt werden. In Ulrike Urbans Sicht wird diese Reziprozitätsannahme nicht eingelöst, während andere für weniger Leistung mehr zurückbekommen würden.

Nach unserer Fallrekonstruktion deutet sie zudem ihr Leben als wenig selbstbestimmbar und schreibt, ähnlich wie Oliver Oswald, externen Faktoren mehr Einfluss zu als ihren eigenen Handlungen. Dies als fatalistisch zu deuten, wäre übertrieben, aber ansatzweise lässt sich doch eine gewisse Schicksals- oder Glücksabhängigkeit interpretieren. In jedem Fall spricht daraus die Vorstellung, dass Meritokratie nicht in Reinform existiert, sondern bei der Relationierung von Input (erbrachte Leistung) und Output (Beschäftigung, Einkommen, …) auch das Glück eine wichtige Rolle spielt – das Ulrike Urban in ihrer Deutung nicht gewogen zu sein scheint:

> »Stellenweise kann man bestimmte Sachen nicht beeinflussen. (Holt Luft) Das ge m so man kann sich bemühen, aber ob dann der richtige Job da ist, ob dann ob man dann auch genommen wird, (holt Luft) stellenweise kann man's nicht beeinflussen. Das ist auch für mich so so ja Glückssache.«

Anerkennungsdefizite sind also bei Ulrike Urban (wie bei Oliver Oswald) vielfältig, nicht nur in der Erwerbs-, sondern auch in der Liebessphäre. Wie es um ihre Einbindung in Nahbeziehungen steht, welche Ambivalenzen sich zwischen der Liebes- und der Erwerbssphäre rekonstruieren lassen und welche Folgen ihre (weiblich konnotierte) Pflegetätigkeit hat, fragen wir in Kapitel 7.

Weitere Fälle und Zwischenfazit

Neben diesen beiden exemplarischen Fällen lassen sich auch bei anderen Befragten mehr oder weniger ausgeprägte Orientierungen an meritokratischen Ideen und deren Nichteinlösung rekonstruieren, etwa bei Pepo Poturica, Nils Novic, Lara Laubenthal, Lars Löbner und Caroline Christiansen. Stark leitend ist diese Idee – oder war es die längste Zeit ihres Lebens – auch bei Veronika Vetter, die sich quasi als allzeit erwerbsarbeitsbereite Arbeitsmarktbürgerin32 rekonstruieren lässt. Petra Podan kann, wie Veronika Vetter, als erwerbsarbeitsorientierte Arbeitsmarktbürgerin rekonstruiert werden, fühlt sich aber für ihre als »Dreifachjobberin« erbrachten Leistungen überhaupt nicht anerkannt – mehr hierzu gleich in Kapitel 4.2.

Zusammenfassend ist also das Meritokratie-Prinzip in den Vorstellungen vieler Befragter fest verankert, ja nachgerade verinnerlicht – wenig verwunderlich, ist es doch eine zentrale und stets hochgehaltene Grundlage des deutschen Bildungs- und Erwerbssystems. Jedoch erweist sich die Idee, erbrachte Leistungen und Mühen würden sich auch lohnen und wenigstens irgendwie auszahlen, für viele prekär Beschäftigte als nicht einlösbar, als Irrglaube und Illusion. Die Anstrengungen der Einzelnen geraten dabei zur vergeblichen Mühe, die verletzten Reziprozitätsannahmen zur schwer erklärbaren und verletzenden Erfahrung von Nichtanerkennung.

Dass die meritokratische Idee mit ihrer Zentralität von Leistung (deren Inhalt gesellschaftlich bestimmt und umstritten ist) nicht tatsächlich umgesetzt ist, sondern vielfach vor allem der Legitimation von sozialen Ungleichheiten dient und damit nachgerade ein ideologisches Potential aufweist, wurde theoretisch schon das eine oder andere Mal herausgearbeitet, etwa von Solga (2005) unter Bezug auf Young (1958). Dass als Leistung nicht mehr der Input (Aufwand, Anstrengung, Mühe), sondern zunehmend der Output (insbesondere Markterfolg) – und auch der nicht unbedingt – zählen, betonte unter anderem bereits Voswinkel (2001) oder Neckel et al. (2005). Empirisch mussten dies auch (nicht nur) einige von unseren Befragten am eigenen Leib spüren und als Anerkennungsdefizite erfahren.

32 Dies meint, dass individuelle und soziale Rechte nicht an den Staatsbürger*innenstatus, sondern – wie zunehmend im aktivierenden Sozialstaat – an Erwerbsarbeitspartizipation geknüpft sind (vgl. Kull/Riedmüller 2007).

4.2 Vom Ringen um Respektabilität

Bei verschiedenen Befragten konnten wir eine weitere Bedeutungsdimension rekonstruieren: Erwerbsarbeit als das zentrale Medium, sich durch sie als vollwertige und respektable Gesellschaftsmitglieder zu verstehen und auszuweisen – und als solche anerkannt zu werden. Erwerbsarbeit ist hier mit hoher Bedeutung versehen und ein fragloser, ja essenzieller Bestandteil eines Normallebenslaufes und eines Normalgesellschaftsmitgliedes. Eine Orientierung und Teilhabe an Erwerbsarbeit sind dabei vollends selbstverständlich. Nun ist Erwerbsarbeit auch bei der Meritokratie-Deutung die orientierende Normalitätsfolie, allerdings steht dort die Relation von erbrachter Leistung und (nicht) erhaltener Gegenleistung im Zentrum und nicht der Respektabilitätsausweis qua Erwerbsarbeit. Empirisch gehen beide (Unter-)Dimensionen des Öfteren Hand in Hand, analytisch unterscheiden wir sie.

Die Befragten, bei denen wir diese Bedeutung rekonstruiert haben, betonen ihre stetige Erwerbsarbeitsteilhabe und/oder grenzen sich von Personen ab, die – aus welchen Gründen auch immer – nicht erwerbstätig sind. Solche expliziten oder impliziten Abgrenzungen gegenüber Nichterwerbstätigen reichen von diffizilen Hinweisen, selbst niemals vom Sozialstaat abhängig sein zu wollen, über den Vergleich mit nicht erwerbstätigen »strohdoofen« Menschen bis hin zu expliziten Rechtfertigung, nicht »asozial« zu sein. Die hier eingeordneten Fälle streben nach Respektabilität und Legitimität,[33] indem sie erwerbstätig sind oder sich sogar als Arbeitsmarktbürgerinnen darstellen und deuten lassen. Exemplarisch dafür stehen Petra Podan (4.2.1) und das Paar Patricia und Pepo Poturica (4.2.2). Aber auch bei anderen Fällen, etwa Anton Alsdorf, wird diese Bedeutungsdimension sichtbar.

4.2.1 »Im Prinzip lief es immer irgendwie auf drei Jobs raus«: Die alleinerziehende Petra Podan

Für die alleinerziehende Petra Podan, Mitte 40, haben Erwerbsarbeit und Berufstätigkeit eine große Bedeutung. Dies bringt sie gleich in ihren ersten Sätzen zum Ausdruck, die in der Regel bereits zentrale Hinweise auf wesentliche Aspekte der Fallstruktur liefern. Sie sagt:

33 Schürmann (2013) bezeichnet ein ähnliches Muster in ihrer Studie »Schmutz als Beruf« als Integritätsbeweise.

»Ja also ich hab' halt ähm ja drei Kinder und ähm bin eigentlich auch die ganze Zeit immer berufstätig gewesen.«

In der Fallrekonstruktion werden drei miteinander zusammenhängende Bedeutungsdimensionen von Erwerbsarbeit deutlich: Erstens gestaltet sich Erwerbsarbeit für Petra Podan als essentiell zur Erlangung und zum Ausweis von Respektabilität, zweitens als zentrales Medium, um Unabhängigkeit von einem Ernährer oder vom Sozialstaat zu erhalten und drittens als notwendig, um die Existenz ihrer Familie zu sichern, für die sie sich als Alleinerziehende verantwortlich fühlt (wobei sich der zweite und dritte Aspekt nicht trennen lassen).

Doch zurück zu ihrer Erwerbsbiographie. Nach Abschluss ihrer kaufmännischen Ausbildung hat sie ihre ersten beiden Kinder geboren – zum Interviewzeitpunkt 17 und 15 Jahre alt – und nahm damals sechs Jahre Erziehungsurlaub. Petra Podans beruflicher Wiedereinstieg war, wie häufig für Mütter, schwierig und die Situation in ihrer alten Firma »problematisch«, weil sie ihr »nicht zusichern wollten, dass ich 'nen Halbtagsjob bekomm«. Da sie sich gerade von ihrem Ehemann getrennt hatte – der einige Zeit später bei einem Unfall tragisch ums Leben kam – und sie alleinerziehende Mutter wurde, konnte sie nicht zurück auf ihre alte Vollzeitstelle mit hohen und flexiblen Anwesenheitserwartungen. So war sie »letztendlich froh, dass ich dann mit einer Gehaltsstufe weniger ne Halbtagsstelle bei der Stadt bekommen hab«.

Nachdem Petra Podan ihren zweiten Ehemann kennen gelernt hatte und erneut schwanger wurde, nahm sie nach der Geburt von Pauline – zum Interviewzeitpunkt sieben Jahre alt – drei Jahre Elternzeit. Danach kehrte sie auf ihre Stelle in der Stadtverwaltung zurück und reduzierte ihre Arbeitszeit auf 45 Prozent, was im öffentlichen Dienst rechtlich garantiert ist, anders als in der Privatwirtschaft. Die Reduktion ist in verschiedenen Sorgeverpflichtungen begründet: Neben der normalen Zeit für Sorge (*Care*) und Erziehung benötigt Pauline wegen einer Herzerkrankung auch häufig tagsüber Begleitung zu längeren Arztkonsultationen. Zusätzlich pflegte Petra Podan ihren schwer erkrankten zweiten (Ex-)Ehemann noch mehrere Jahre bis zu dessen Tod, obwohl sie sich etwa zwei Jahre nach der Geburt von Pauline voneinander trennten.

Für Petra Podan hat Erwerbsarbeit eine hohe Bedeutung und an vielen Stellen betont sie, immer gearbeitet zu haben. Auch während ihrer Erziehungszeiten übte sie verschiedene geringfügige Nebentätigkeiten aus, die sie flexibel in ihren haupterwerbs- und familienseitig vorgegebenen Zeitplan

einpassen konnte: in der Gastronomie und später als Hauswirtschafterin und Nachhilfelehrerin. Sie resümiert: »Also im Prinzip lief es immer irgendwie auf drei Jobs raus.«

In der Rekonstruktion scheint Petra Podan bestrebt, sich qua Erwerbsarbeitsteilhabe als respektables und vollwertiges Gesellschaftsmitglied auszuweisen – und damit nachgerade zur Arbeitsmarktbürgerin zu machen. Erwerbsarbeit erscheint als selbstverständlich orientierende Normalitätsfolie – anders als bei Oliver Oswald nicht in Form eines männlichen NAV, sondern in der für (alleinerziehende) Mütter verbreiteten Form eines Teilzeitjobs und verschiedener Nebenjobs. Sie lässt sich aber an keiner Stelle als Medium der Selbstverwirklichung rekonstruieren, auch wenn Petra Podan einige inhaltliche Aspekte ihrer Haupttätigkeit wertschätzt.

Weiterhin sind die Haupt- und Nebentätigkeiten für Petra Podan notwendig, um finanziell überhaupt über die Runden zu kommen, also zur Existenzsicherung der Familie – und um ihre finanzielle Unabhängigkeit zu sichern. Petra Podan möchte keinesfalls von einem Ernährer abhängig sein, womöglich weil sie zweimal die Erfahrung machen musste, sich auf einen solchen allemal nicht verlassen zu können: Ihr erster Mann verspielte das gesamte Einkommen und das (wenige) Ersparte, weshalb sie *nolens volens* Familienernährerin wurde. Auch in Erziehungsfragen hat sie aufgrund seiner Unzuverlässigkeit immer alles »alleine regeln MÜSSEN«. So trennte sich Petra Podan von ihrem ersten Mann bereits vor dessen tragischem Unfalltod. Auch mit ihrem zweiten Ehemann kam es zur Trennung und er verstarb später an einer längeren Erkrankung. Von ihm und generell fühlt sich Petra Podan »allein gelassen«.

Auch ein Leben von Arbeitslosengeld und damit eine Abhängigkeit vom Sozialstaat ist für sie »keine Option«. Sie möchte ihre Unabhängigkeit qua Erwerbsarbeit sichern und, so eine Deutung, ihre Respektabilität ausweisen, nicht zuletzt »aus Verantwortung den Kindern auch gegenüber«. Zudem erzieht sie ihre Kinder zu einer positiven Haltung gegenüber Erwerbsarbeit, und ihre »Kinder arbeiten auch mit, dass wir hier irgendwie über die Runden kommen«. Allerdings fühlt sie sich vom Sozialstaat, der sich bei Petra Podan in den Sachbearbeiter*innen der Wohngeldstelle manifestiert, ganz und gar nicht in ihrem Erwerbsarbeitsengagement und dem damit implizierten Ausweisversuch von Respektabilität anerkannt. Ganz im Gegenteil werde sie sogar noch als besonders komplizierter Fall behandelt. Über ihre Erfahrungen berichtet sie:

»[…] war der erste Kommentar meiner Wohngeldsachbearbeiterin: ›Wie? Sie haben drei Jobs?‹ Und das war NICH so gemeint ›Wie toll, was haben Se für drei Jobs? Find ich ja schön, dass Sie was machen‹. Also wenn ich jetzt ah arbeitslos wär' und gar nichts machen würde, wär' das einfacher für die, zu berechnen. […] Und das hab' ich am Telefon bei der nächsten Sachbearbeiterin auch schon gehört ›Ja bei Ihnen ist das immer alles so kompliziert‹. […] DA fühl ich's nicht gewürdigt. Also da ist glaub' ich die einfache Variante (atmet aus) man stellt sich 'n bisschen doof und arbeitet nicht.«

Petra Podan ist zutiefst frustriert und moniert, dass Sich-Doof-Stellen und Nichtarbeit eher vom Amt belohnt würden als ihr Erwerbsarbeitsengagement (was auch Elemente verletzter Meritokratieansprüche enthält): »Wo ich echt denke boah, dann lieber strohdoof (lacht) und kein Geld und dann kriegt man's.«

Im Fazit führen Petra Podans Bemühungen, sich als respektable alleinerziehende Arbeitsmarktbürgerin zu verhalten und stets Erwerbsarbeit nachzugehen, um so Respektabilität und Anerkennung zu erlangen, nicht zu den erwünschten Ergebnissen: Sie wird von den Sachbearbeiterinnen nicht anerkannt für ihr Erwerbsarbeitsengagement, bei dem es sich vielmehr um einen erfolglosen Kampf um Respektabilität und Anerkennung zu handeln scheint.

Weitere Erfahrungen der Anerkennung und von Anerkennungsdefiziten

Doch wie ist es um weitere Erfahrungen der Prekarität und der Nicht/Anerkennung in der Erwerbssphäre bestellt? Petra Podans berufliche Situation ist in einigen Dimensionen objektiv und subjektiv prekär und von Anerkennungsdefiziten gekennzeichnet, in einigen Bereichen fühlt sie sich aber auch anerkannt. Sie ist insgesamt mit ihrer beruflichen Situation »zufrieden«, zumal sie sich häufig mit Menschen vergleicht, die weniger verdienen.

Dennoch ist die Lebenssituation finanziell tendenziell prekär: Insgesamt stehen der vierköpfigen Familie 2100 Euro netto zur Verfügung, davon 990 Euro aus der Stadtverwaltung plus drei Halbwaisenrenten, Kindergeld und Einkünfte aus Nebentätigkeiten. Gefragt, wie sie damit auskomme, antwortet sie mit »Phhrhrhrrrr. Ahm wenn die Spülmaschine muckt und der Herd auf einmal nicht mehr heiß wird, krieg ich schon leichtes Herzrasen«. Größere, unvorhergesehene Ausgaben sind eine Herausforderung; insgesamt leben die Podans weder in Armut noch auf großem Fuß. Auch die Kinder müssen beitragen, indem sie Zeitungen austragen, Flaschen sammeln oder Nachhilfe geben. Sehr positiv schätzt Petra Podan die Sicherheit ihres festen

Jobs und die feste Rente. Beides »würd ich schon als erst mal sicher bezeichnen. Und klar kann ich dann nicht die irrsinnigen Sprünge machen, hab' aber eben mein festes Einkommen«.

Allerdings ist sie inhaltlich für ihre Hauptbeschäftigung als einfache Teilzeit-Bürokraft auf dem unattraktiven Mommy-track in der Stadtverwaltung überqualifiziert. Dies störe sie nicht so sehr für sich selbst persönlich genommen, sondern es störe sie

> »mehr personenbezogen. Also es stört mich bei irgend 'nem Typen, den ich doof finde, dass der mehr hat als ich oder 'n tolleren Job hat als ich. Ahm obwohl der vielleicht menschlich und persönlich nicht besser is' oder so oder auch qua von der Qualifikation.«

Sie ist insgesamt relativ zufrieden mit ihrem Einkommen, schwieriger werde die Situation eher im Krankheitsfall. Auch mache ihr ein Teil ihrer Haupttätigkeit bei der Stadtverwaltung inhaltlich »eigentlich schon Spaß«. Sie führt dies aber nicht weiter aus, sondern erzählt stattdessen: »Was überhaupt nicht Spaß macht, sind meine direkten Kolleginnen. Ähm da gibt es immer so Gruppen Mobbing Konstellationen.«

Petra Podan beschreibt das erlebte Mobbing durch die Kolleginnen an mehreren Stellen im Interview ausführlich – wir gehen in Kapitel 4.3.1 näher hierauf ein und interpretieren das Mobbing als intersubjektive Nichtanerkennung in der Erwerbssphäre – und resümiert:

> »Es ist 'n super unangenehmes Arbeitsklima […] also drei Türen weiter hör ich dann immer noch so ›haä bah bah bäh!‹ Da ist dann die eine Kollegin und die keifen sich da jetzt den ganzen Tag an. Das ist einfach schrecklich und ja mein Chef nimmt das alles nicht so ganz so ernst. Nach dem Motto das ist alles nur Pillepapp. Das stimmt in gewisser Weise auch, aber man muss da arbeiten können, und das geht überhaupt nicht.«

Petra Podan mutmaßt zudem, dass ihre Kolleginnen neidisch auf Petra und ihre positive Lebenshaltung sind, die sie trotz diverser Widrigkeiten und Schicksalsschläge aufweist: »Ich glaub bei den direkten Kolleginnen ist es so, dass es teilweise auch Neid is […] sie haben das schon mitgekriegt, dass bei uns so kleine Katastrophen sind und drei Kinder auch nicht alles so easy ist, aber ahm sie kriegen glaub ich auch mit, dass ich das irgendwie recht weiß ich nicht ah frohen Mutes da durchhalte und durchzieh.«

In Anbetracht des stark belastenden Mobbings hatte Petra Podan eingehend überlegt, sich einen neuen Job zu suchen. Aufgrund einer lebensbedrohlichen Erkrankung, wegen der sie fast ein Jahr arbeitsunfähig war und

die jederzeit zurückkehren könnte, fürchtet sie aber, keine unbefristete andere Stelle mehr zu finden. Da die Stadtverwaltung immerhin eine sichere Tätigkeit bietet, entscheidet sie sich letztlich gegen eine Kündigung ins Ungewisse. In ihrer gesundheitlich prekären Situation als Alleinerziehende ist sie aber zugleich »super dankbar dafür (lacht), DEN Job zu haben«, da er ihr die notwendige finanzielle Grundsicherung bietet.

Was Petra Podan als sehr positiv empfindet, sind ihre Nebenjobs. Zwar brauche sie diese, um finanziell über die Runden zu kommen, sie machten ihr im Vergleich zur Stadtverwaltung aber auch »viel mehr Spaß« – nicht zuletzt, weil sie hier viel mehr Anerkennung erhält:

> »Also für MICH ist das diese drei Jobs auch ’ne Form von ich will nicht sagen Luxus, aber ah es gibt eben immer ’n Punkt, wo man mehr anerkannt wird oder nicht. Also es sind dann eben halt mal die die Kinder, die ich da unterrichte, […] die dann total begeistert sind […] so was ist natürlich dann so ’n Highlight […] und das ist natürlich mehr als jetzt so in der Stadtverwaltung.«

Schließlich erhält Petra Podan auch Anerkennung für ihre (Haupt-)Erwerbsarbeit von ihren Kindern, Freund*innen und Kolleg*innen (den direkten Vorgesetzten und einigen anderen Kolleginnen), nicht aber von ihren direkten Kolleginnen.

Für Pedra Podan weist Erwerbsarbeit also insgesamt eine hohe und positive Bedeutung auf: Sie dient dem Ausweis von Normalität und Respektabilität, sichert die Existenz der Familie und die Unabhängigkeit von Petra Podan. Sie fühlt sich aber weder seitens des Sozialstaates für ihr Arbeitsmarktbürgerinnendasein noch von ihren mobbenden Kolleginnen anerkannt. Ob und wie sie diese Anerkennungsdefizite in der Erwerbssphäre ausgleichen kann, fragen wir in Kapitel 7.1.1.

4.2.2 »Mein Mann geht arbeiten«: Patricia Poturica

Patricia (25 Jahre) und Pepo Poturica (28 Jahre) haben drei Kinder (zwei, vier und sieben Jahre) und eine klare Arbeitsteilung: Er verdient als Asphaltbauer das Geld, sie war nie erwerbstätig und kümmert sich um die Kinder und den Haushalt. Diese Arbeitsteilung entspricht ihren Vorstellungen und Beziehungskonzepten. In ihrem Umfeld werden sie als junge Familie aber häufig kritisch beäugt, wie Patricia Poturica erzählt:

»Wir werden so n bisschen abgestempelt, weil ich bin sehr jung auch […] obwohl wir wirklich absolut NICHT asozial leben und auch nicht asozial aussehn, aber da + ja da musste ich […] schon öfters einsetzen und sagen, nee also ich hab' mit asozial nix zu tun, mein Mann geht arbeiten, ich krieg kein Arbeitslosengeld, […] meine Kinder sind anständig angezogen.«

Wie wir hier interpretieren, ist es für Patricia Poturica eminent wichtig, ihre Respektabilität als Familie nach außen auszuweisen und darzustellen und sich von der Zuschreibung, sie seien (womöglich) »asozial«, abzugrenzen. Die Respektabilität scheint für Patricia Poturica unabdingbar an die Erwerbstätigkeit ihres Ehemannes (als Familienernährer) geknüpft und weiter daran, dass sie sich nicht im Hilfsbezug befinden (also der Allgemeinheit keine Kosten verursachen und Patricia auch keine sogenannte *Welfare Mom* ist) sowie die Kinder »anständig angezogen« seien (also im weitesten Sinne nicht vernachlässigt werden und Patricia Poturica ihre Rolle als Mutter auch nach außen sichtbar ordentlich und respektabel erfüllt).

Wie sie in ihrer Paarbeziehung mit Pepo Poturicas erwerbsseitigen Anerkennungsdefiziten umgehen, berichten wir in 6.2.2. In Kapitel 8.1.1 führen wir weiter aus, welche folgenreiche Bedeutung seine bedrohte männliche Ernährerfunktion in ihrer Paarbeziehung aufweist.

Weitere Fälle und Zwischenfazit zum Ringen um Respektabilität

In der eben erläuterten Bedeutungsdimension ist Erwerbsarbeit positiv konnotiert und wird zum zentralen Ausweis, ein normales und respektables Gesellschaftsmitglied zu sein und sich als solches zu präsentieren. Die angestrebte Anerkennung als Arbeitsmarktbürgerin und als respektables Gesellschaftsmitglied steht aber bei prekär Beschäftigten (und mehr noch bei Arbeitslosen) oft in Frage. Sie wird zudem nicht nur durch prekäre Beschäftigung bedroht, sondern bisweilen im Ringen um Respektabilität auch verwehrt.

Deutlich wird dieses Ringen um Respektabilität auch anhand der bei mehreren Befragten rekonstruierbaren Abgrenzungsversuchen gegenüber Nichterwerbstätigen. Sie lassen sich vor dem Hintergrund einer wahrgenommenen oder befürchteten sozialen Nichterwünschtheit, ja eines Stigmas von Erwerbslosigkeit deuten. Die in bestimmten Medien und gesellschaftlichen Diskursen dominierende Figur des »Faulen Arbeitslosen« (siehe hierzu Hirseland/Lobato 2014), der sich auf Kosten der Allgemeinheit sozusagen als Sozialschmarotzer ein schönes Leben macht, ist die äußerste Negativrefe-

renz dieser Abgrenzungsversuche. Ansatzweise scheint dies bei Petra Podan durch, die mehrfach betont, nicht faul oder »strohdumm«, sondern immer erwerbstätig (gewesen) zu sein, selbst wenn sie dafür nicht finanziell belohnt wird. Patricia Poturica grenzt sich von der Figur des »Asozialen« ab, indem sie ihren Mann als erwerbstätig und sich selbst als zwar junge Mehrfachmutter darstellt, die aber keine Leistungen bezieht (und damit keine *Welfare Mom* ist). Schließlich distanziert sich auch Anton Alsdorf von Menschen, die nicht arbeiten. Diese seien aus seiner Sicht »bequem«, würden morgens nicht aus dem Bett kommen, den ganzen Tag fernsehen und sich freuen, trotzdem Geld zu bekommen. Anton Alsdorf hingegen teile nicht nur die Erwerbsnorm, sondern stellt auch heraus, dass er sie immer realisieren konnte: »Ich schaffe jetzt, seit ich fuffzehn bin.«

4.3 »Gute Arbeit« als Ausdruck des Selbst: Veronika Vetter

Für einige Befragte hat Erwerbsarbeit schließlich insofern eine positive Bedeutung, weil sie nach Selbstverwirklichung und Subjektivierung durch Erwerbsarbeit streben. Erwerbsarbeit ist hier mit der Idee verbunden, sich durch sie selbst zu verwirklichen und/oder sich darin auszudrücken. In dieser Bedeutungsdimension dürfte sie immer mit einer hohen subjektiven Relevanz versehen sein. Diese Idee wird in der Subjektivierungsdiskussion (siehe Kapitel 2) und im gesellschaftlichen Diskurs insbesondere zu (hoch) qualifizierter Erwerbsarbeit verbreitet. So waren in einer früheren Untersuchung von Doppelkarriere-Paaren (Wimbauer 2012) fast alle Befragten an Selbstverwirklichung und Subjektivierung qua Erwerbsarbeit orientiert. Konnten aber schon die Doppelkarriere-Paare und dort besonders die Frauen diesen Wunsch aufgrund struktureller und intersubjektiver Barrieren oft nicht umsetzen (ebd.), gilt dies bei prekär Beschäftigten um ein Vielfaches mehr.

Wir stellen nun Veronika Vetter vor, deren Wunsch nach Selbstausdruck durch die faktischen Arbeitsbedingungen nachgerade ins Gegenteil, in Selbstzerstörung, verkehrt wurde. Wie schon bei den Doppelkarriere-Paaren wird auch bei den prekär Beschäftigten ein ideologisches Potential im Versprechen einer Subjektivierung durch Erwerbsarbeit sehr deutlich.

Für Veronika Vetter hatte Erwerbsarbeit die längste Zeit ihres Lebens enorm hohe Bedeutung und stand an allererster Stelle. Schon früh hat sie für sich geplant, dass sie »keine Familie gründen möchte«. Anders als Menschen,

die »familiär gebunden sind«, schaffte sie sich so den »Freiraum«, »entsprechend zu reagieren auf« ihre »Arbeitssituation«. Sie entschied sich gegen potentiell erwerbsarbeitshinderliche Bindungen, konkret gegen eine Paarbeziehung und Familiengründung: Dies sei für sie »kein Weg […] oder nicht der richtige Weg«. Möglicherweise antizipierte sie ein damals und in der ländlichen Region, in der sie aufwuchs, übliches Frauennormalleben mit Eheschließung, Familiengründung, dem Ende ihrer Berufstätigkeit und ihrer Unabhängigkeit – was für sie kein vorstellbares Lebensmodell ist. Stattdessen war sie zeitlich und räumlich (ähnlich wie Oliver Oswald) maximal flexibel und ordnete den Erwerbsarbeitsbelangen alles andere nach. In ihrem ersten Satz im Interview erzählt sie, dass sie »in den letzten Jahren sehr viel umgezogen« ist »und 'n gewisses Nomadenleben geführt« hat. In der Rekonstruktion erscheint sie als hochflexible Arbeitsmarktbürgerin und als quasi geschlechtslose, familienbindungs- und sorgeverpflichtungslose Jobnomadin, deren sozialer Ort und soziale Heimat die Erwerbssphäre darstellt. Veronika Vetter betont, 40 Jahre als Verwaltungsfachkraft in der Versicherungsbranche gearbeitet zu haben. Allerdings erlebte sie – wie wir in Kapitel 4.3 ausführen – mit den seit der Jahrtausendwende in ihrer Branche einsetzenden »gravierende(n) Veränderungen« und Ökonomisierungstendenzen den Beginn ihrer beruflichen Abstiegskarriere. Damals arbeitete sie seit sieben Jahren in einer Versicherung, kündigte aber wegen der Verschlechterungen der Arbeitsbedingungen, zog um, machte eine Fortbildung und zog zwei weitere Male für neue, befristete Tätigkeiten um. Danach ist sie

> »wieder umgezogen. Nach zweieinhalb Jahren gab es wieder Veränderungen zu meinen Ungunsten, was bedeutet hat, ich hab' mich wieder verabschiedet, und so ging das dann immer weiter«.

Wie gesagt, besaß Erwerbsarbeit für Veronika Vetter viele Jahre oberste Priorität und hat auch heute noch eine große Bedeutung. Wie lässt sich die Bedeutung nun inhaltlich qualifizieren? Veronika Vetter möchte »auf 'ne gute Art und Weise 'n Input« einbringen, wie sie bei der Begründung ihrer ersten Kündigung zum Ausdruck bringt. Damals habe sie

> »gesehen, die Entwicklung, die geht in 'ne schwierige Richtung, und ich hab' auch gesehen, das Haus wird sich nicht langfristig erholen also dahingehend, dass ich für mich 'ne Perspektive gesehen hab, dort wieder wirklich auf 'ne gute Art und Weise 'n Input reinzubringen«.

Sie führt sie weiter aus, den »Anspruch« zu haben, »wenn ich arbeite, dass ich dann einfach was Positives bewirke und nicht in Anführungszeichen einfach

nur mal so ’n Rad bin, das so getrieben wird von äußeren Umständen«. Weder in Erwerbsarbeit noch generell in ihrem Leben und ihrer Handlungsorientierung möchte sie ein bloßes Rad sein, das »getrieben« wird von »äußeren Umständen«. Sehr prägnant wird hier schließlich Veronika Vetters Bestreben nach Autonomie und die Ablehnung von Heteronomie in der Erwerbssphäre und generell deutlich, was sich auch durch das gesamte Interview und durch sämtliche Lebensbereiche zieht.

Explizit nach der Bedeutung von Arbeit gefragt, antwortet sie:

»Also es is wirklich so, dass ich mit Arbeit mehr verbinde als nur Broterwerb. Ganz klar. Selbstausdruck und einfach das Gefühl zu haben, guten Input in ’ne vernünftige Struktur zu bringen. Das ist was, was ich sehr schätze, und wenn das weg fällt dieses Gefühl, dann bricht bei mir ganz viel weg ja.«

Veronika Vetter benennt zuerst die materielle Dimension (»Broterwerb«) und dann »Selbstausdruck« als eigentliche Bedeutung von Erwerbsarbeit für sie, sowie nochmals den Input, den sie mit und in ihrer Tätigkeit erbringt. Sei ihr dies nicht mehr möglich, breche bei ihr »ganz viel weg« – Erwerbsarbeit in der geschilderten, »guten« Form lässt sich also als großer und bedeutsamer Teil von Veronika Vetters Identität rekonstruieren.

Zusammenfassend ist für sie, so die Fallrekonstruktion, Erwerbsarbeit essentiell, weil sie das Medium ist, mit dem Vetter etwas Positives in der Erwerbssphäre und in der gesamten Gesellschaft bewirken kann. Idealer Weise ermöglicht sie es Veronika Vetter, ein Stück von sich selbst in die Gesellschaft einzubringen, um so dort etwas selbstbestimmt zu bewirken und zum Positiven zu beeinflussen. Schlussendlich erscheint Erwerbsarbeit als Medium schlechthin, durch welches sich Veronika Vetter selbst auszudrücken (ver) mag. Kann sie dies nicht (mehr), nimmt sie Schaden in ihrer Person und in ihrer Identität bzw. Selbstkonzeption.

Früher, so die Rekonstruktion, ist es Veronika Vetter möglich gewesen, all dies zu erreichen: sich in ihre Arbeit produktiv einzubringen, sich darin selbst auszudrücken und sich selbst zu verwirklichen. Doch mit den beginnenden Ökonomisierungstendenzen und den strukturellen Veränderungen in ihrer Branche seit den 2000er Jahren wird ihr dies, wie sie erzählt, zunehmend erschwert und fortfolgend verunmöglicht – was wir als Anerkennungsdefizite deuten.

Mit Blick auf Anerkennung fühlte sich Veronika Vetter früher auch von den Vorgesetzten recht anerkannt und sei »als Mensch auch noch gesehen worden«. Sie wollte also, so unsere Deutung, als ganze Person und umfassend in ihren Besonderheiten und mit ihren Bedürfnissen (»als Mensch« und

nicht etwa ausschnitthaft als Leistungs- oder Funktionsträger*in oder gar nicht) anerkannt werden, und sie fühlte sich auch derart anerkannt. Heute sei dies hingegen überhaupt nicht mehr der Fall. Auch seien ihre früheren Vorgesetzten unterstützend und anerkennend gewesen, besonders als sie einmal ein Jahr schwer krank war. Damals konnte sie

»nur arbeiten, weil ich einfach 'n super Chef hatte, der gemerkt hat, mir gehts nicht so toll, aber der hat mir das nicht angekreidet oder in irgend 'ner Weise mich unter Druck gesetzt. Sondern ich hatte da einfach auch so den Raum, auch mal zu sagen, boah mir ist grade flau oder so ja. Das kann ich mir heute gar nicht mehr vorstellen, also so wie ich die Arbeitswelt die letzten 15 Jahre erlebt hab'.«

Wie massiv sich die Arbeitsbedingungen für Veronika Vetter in den letzten Jahren verschlechtert haben, führen wir in Kapitel 4.3 nochmals aus. Wie entfremdend und sozialdestruktiv Veronika Vetters Erwerbsarbeit schließlich heute faktisch erlebt, ist Gegenstand von Kapitel 4.4.

Weitere Fälle und Zwischenfazit

Prekär Beschäftigte, die sich in der Erwerbssphäre selbst verwirklichen möchten oder gar können, sind nicht so weit verbreitet wie hoch Qualifizierte. Ansatzweise trifft dies in unserem Sample nur noch für Dana und Daniela Daub sowie für Caroline Christiansen, Familienernährerin mit zwei Kindern, zu.

Caroline Christiansen arbeitet »gerne«, findet Arbeit »bereichernd« und möchte sie »nicht missen«. Arbeit ist für sie ein sehr wichtiger Teil ihres Lebens und »Eigenlebens«. Nicht zu arbeiten, kann sie sich nicht vorstellen. Die kurze Zeit, die sie mit ihren beiden Kindern ausschließlich zuhause war, erinnert sie als Vereinseitigung, wenngleich die doppelte Vergesellschaftung durch Kinder und Erwerbsarbeit für sie auch nicht immer einfach war. Als Journalistin möchte sich Caroline Christiansen in die Gesellschaft einbringen und durch ihre Tätigkeit dazu beitragen, dass die Welt eine bessere wird. In ihrer diesbezüglichen Gestaltungsmacht wird sie aber im Laufe der Zeit aufgrund von Restrukturierungen in ihrem Unternehmen immer mehr eingeschränkt. Sie arbeitet mittlerweile nicht mehr inhaltlich als Journalistin, sondern mit zuarbeitenden Tätigkeiten als freie Mitarbeiterin. Ihre prekäre berufliche Situation und ihre dadurch verhinderten Möglichkeiten zur Selbstverwirklichung und Mitgestaltung kritisiert sie immer wieder im Interview.

Sowohl Veronika Vetter als auch Caroline Christiansen haben also eine sehr hohe arbeitsinhaltliche Orientierung und den Wunsch nach Selbstver-

wirklichung und Selbstausdruck durch Erwerbsarbeit. Bei beiden sind es äußere Bedingungen und prekäre Beschäftigungsverhältnisse, die die Umsetzung dieser Arbeitsorientierung im Laufe der Zeit immer mehr verhindern. Trotz des hohen gesellschaftlichen Stellenwertes von Erwerbsarbeit und der diskursiv verbreiteten Ideen einer Subjektivierung durch Arbeit sind die Möglichkeiten dazu also recht ungleich verteilt. Prekär Beschäftigte scheinen wenig Chancen dazu zu haben.

Bei Dana und Daniela Daub scheint eine angestrebte Verwirklichung hingegen gemeinsam im Paar und als Paar möglich, wenn auch zum Preis objektiv prekärer Lagen. Für beide ist Arbeit maximal positiv besetzt (siehe Kapitel 6.1.2). Dana versteht sich geradezu als »Arbeitstierchen« und fühle sich »auch besser, wenn« sie »sagen kann, heut hab' ich den ganzen Tag gearbeitet«. Vor allem möchten beide ihr gemeinsames Projekt, die Begegnungsstätte Waldkontakt, weiterentwickeln, mit der sie sich beide selbstständig gemacht haben. Allerdings ist dies nicht existenzsichernd. Das Paar arbeitet sozusagen nicht vorrangig für Geld, sondern für einander, wie Dana Daub ausführt:

»Mich treibt das total an, unseren eigenen Betrieb. Und ich hab' dann totale Ehrgeiz auch […] ich merke, ich arbeite auch ganz viel für Daniela also für um ihr das irgendwie auch dann zu zeigen oder irgendwie ich glaube, würd' ich den Betrieb alleine machen oder mit irgend 'ner Person, würde ich vielleicht nicht mit so nem Ehrgeiz hier drin arbeiten.«

Selbst- oder Paarverwirklichung muss man sich also, so ein Fazit, erst mal leisten können.

4.4 Erwerbsarbeit zur Sicherung der Existenz und der Unabhängigkeit

Damit kommen wir zu unserer vierten Bedeutungsdimension, der Sicherung der ökonomischen Existenz durch Erwerbseinkommen. Dies ist eine grundlegende Funktion von Erwerbsarbeit in marktwirtschaftlichen oder kapitalistischen Gesellschaften, neben verschiedenen sozialen Funktionen (vgl. Kapitel 2; Jahoda et al. 1975 [1933]).

Die Existenzsicherung spielt für die meisten der von uns Befragten eine mehr oder weniger wichtige Rolle. Dies ist noch ausgeprägter der Fall, wenn

Kinder im Haushalt leben. Allerdings wird die materielle Bedeutung von Erwerbsarbeit in den Interviews kaum breiter ausgeführt, sondern sie wird oft als selbstverständlich (voraus-)gesetzt. Daher legen wir diese Dimension nicht anhand eines oder zweier exemplarischer Fälle, sondern knapp und über mehrere Fälle dar (siehe Kapitel 4.4.1). Breiteren Raum nahm eine Unterbedeutung der ökonomischen Existenzsicherungsfunktion ein, die finanzielle Unabhängigkeit von einer anderen Person oder vom Staat. Hier waren es besonders Frauen, die diese Unabhängigkeit betonten (siehe Kapitel 4.4.2).

4.4.1 Arbeiten, um zu (Über-)Leben

Viele Befragte verbinden mit Erwerbsarbeit die Sicherung der Existenz und gegebenenfalls auch die ihrer Familie. Arbeitsinhalte oder Selbstverwirklichung können dabei in den Hintergrund treten und einer eher funktional-pragmatischen Orientierung nachgeordnet werden. Es ist aber auch möglich, dass verschiedene Bedeutungen gleichzeitig mit der ökonomischen relevant werden, was in der materiellen und sozialen Doppelfunktion von Arbeit begründet ist.

Schließlich kann die Funktion der Existenzsicherung mit einer (eher) positiven oder einer (eher) negativen subjektiven Deutung von Erwerbsarbeit einhergehen. Wir führen sie in der Kategorie positive Bedeutungen von Erwerbsarbeit auf, weil viele Befragte, die Erwerbsarbeit für ihre Existenzsicherung als relevant erachten, sie als zumindest tendenziell positiv deuten. Allerdings resultieren gerade aus der Existenzsicherungsnotwendigkeit auch negative Deutungen und der Zwangscharakter von Erwerbsarbeit, insbesondere, wenn die Arbeits- und Einkommensbedingungen prekär sind. Diesen Zwangscharakter nehmen einige Befragte sehr deutlich wahr und kritisieren ihn – etwa Walter Wenke, dessen selbstgewähltes Motto »prekär aus Selbstbestimmung« lautet und der durch seinen konsumabstinenten Lebensstil dem Erwerbszwang entgehen will, ebenso Rolf Radler und Theo Tettler, die beide (dauerhaft) von ALG II leben, und Clemens Caspar. Wir kommen in Kapitel 4.7 hierauf zurück.

Wie steht es nun um die materielle Funktion? Wie ausgeführt, sind für Oliver Oswald die Existenzsicherung und die Fähigkeit, durch Erwerbsarbeit eine Familie zu ernähren, sehr wichtig – allerdings konnte er lange kein ausreichendes Einkommen erzielen (siehe Kapitel 4.1.1).

Für die alleinerziehende Petra Podan ist Erwerbsarbeit zur Sicherung der Existenz ihrer Familie zentral; andere Ansprüche an Inhalt oder Qualität ordnet Podan *nolens volens* unter (siehe Kapitel 4.2.1).

Beim Paar Poturica fällt es entsprechend dem Alleinernährer-Hausfrauenmodell in die Verantwortung von Pepo Poturica, durch seine Erwerbstätigkeit die ganze Familie zu versorgen, während Patricia Poturica für die Haus- und Sorgetätigkeiten zuständig ist. Allerdings macht sich Patricia Poturica bisweilen große Sorgen um die ökonomische Existenz der Familie, zumal ihr Mann aufgrund gesundheitlicher Beeinträchtigungen zukünftig arbeits- oder erwerbsunfähig werden könnte. Ihre belastenden Gedanken drückt sie deutlich aus: »Ich kann da teilweise nachts nicht schlafen, wenn ich nicht weiß, was kommt.« Wie fragil das von dem Paar gelebte Arbeitsteilungsmodell in Anbetracht von Pepo Poturicas drohender Arbeits- oder Erwerbsunfähigkeit ist, legen wir in Kapitel 6.2.2 und 8.1.1 näher dar.

Caroline Christiansen haben wir ebenfalls schon erwähnt. Für sie ist Erwerbsarbeit sehr wichtig zur Existenzsicherung der Familie und darüber hinaus, hat also mindestens eine Doppelfunktion. Caroline Christiansen ist, wie Petra Podan, Familienernährerin, jedoch anders als Podan nicht alleinerziehend. Weil ihr Partner Clemens Caspar kein Einkommen erzielt, sieht sie sich gegen ihren Wunsch in der Alleinverantwortung, die Kinder und ihren Partner ökonomisch zu versorgen. Welche Dynamiken dies im Paar entfaltet und welche geschlechterdifferenzierenden Ungleichheiten dies impliziert, thematisieren wir in Kapitel 6.

Sabine Schomann haben wir noch nicht erwähnt. Bei ihr ist Erwerbsarbeit kaum mit Sinn und nicht mit Anerkennung verbunden, sondern hat in »erster Linie« die Bedeutung »Geld verdienen«. Sabine Schomann ist seit Jahren prekär und derzeit als Aushilfe in einer Kaffee-Kette beschäftigt und der Job erfüllt für sie maßgeblich eine ökonomisch-materielle Funktion, neben einer nachgeordneten sozialen Funktion (siehe 4.5). Gefragt, was ihr an der Stelle gefalle, antwortet Sabine Schomann: »Im Moment gefällt mir eigentlich gar nichts da, außer dass ich Prozente auf den Kaffee krieg.« Einen intrinsischen Wert weist der aktuelle Job für sie nicht auf: Sie findet ihn »eintönig« und »langweilig« und ihre »Erfüllung ist der Job nicht«. Sie betont nochmals nachdrücklich:

»Ich mach's wirklich nur wegen der Kohle, nicht weil ich in dem Job aufgehe und weil ich mich da bestätigt fühle und mein oah ja es macht mir total viel Spaß. Nee also es gibt Schlimmeres, ich könnte Fleisch verkaufen/I: (lacht)/Ich verkaufe leckeren Kaffee, das geht dann noch, aber is' is' nicht meine Erfüllung nä.«

Ihre momentane Arbeitssituation empfindet sie als »nicht so gut«, denn sie werde von den dienstälteren Kolleginnen »sehr oft gemaßregelt«, weil sie »zu langsam« sei. Generell habe Sabine »unheimlich viel Kritik bekommen, weil ich mach, wenn ich nervös bin, wenn ich den Leuten gefallen will und alles richtig machen will, mach ich erst recht alles falsch«. Sabine Schomann bemüht sich, möchte »alles richtig machen« und gute Arbeit abliefern, aber die Ergebnisse stimmen nicht damit überein. Neben den zwischenmenschlichen Unstimmigkeiten mit ihren Kolleginnen, die sie einschätzt als »es war noch nicht direkt Mobbing, aber ahm hm war schon unschön« und die sich mittlerweile etwas gebessert hätten, beklagt sie ihr geringes Einkommen in Höhe des Mindestlohnes:

> »Ich find, wir kriegen zu wenig Geld für das, was wir machen. So wir haben halt auch viel Verantwortung […], damit der Laden läuft, und das liegt in unserem eigenen Interesse. Wenn die Filiale schließt, sind wir alle unseren Job los. So. Wir haben volle Verantwortung für den Laden und dafür find ich sind 8,50 Euro die Stunde einfach zu wenig.«

Insgesamt fühlt sie sich für ihre Arbeit nicht anerkannt, stelle sich aber »auch die Frage, wer wer soll mich da anerkennen?« Die Situation mit den Kolleginnen ist wenig angenehm und nicht anerkennend, und »von oben, von den Chefitäten kommt da nich viel jetzt«. Schließlich schätzt sie auch den gesellschaftlichen Wert ihrer Tätigkeit als »nicht sehr hoch« ein: »Ja ich bin bin halt Kaffeeverkäuferin ne, is halt nicht so so weit unten wie 'ne Klofrau, aber ahm ja.«

Walter Wenke schließlich lehnt Erwerbsarbeit klar ab, aber ist auf sie angewiesen. Er sagt: »Ich brauch das Geld zum Existieren« – mehr hierzu in Kapitel 4.8.

4.4.2 Unabhängigkeit vom Staat und vom Mann

Eine wichtige Nebendimension der Existenzsicherung ist die durch Erwerbsarbeitseinkommen ermöglichte finanzielle (und weitergehende) Unabhängigkeit – vom Sozialstaat und von anderen Personen. In unserem Sample sind es vorwiegend Frauen, die diese Unabhängigkeit von einem Partner oder Ehemann betonen und entsprechende Abhängigkeiten ablehnen, oft auch vom Sozialstaat. Allerdings ist es auch für einige Männer, die an einer industriegesellschaftlichen Männlichkeit orientiert sind, nicht vorstellbar, von ihren Partnerinnen abhängig zu sein (etwa für Pepo Poturica und Anton

Alsdorf; siehe Kapitel 6 und 8). Eine Abhängigkeit vom Sozialstaat scheint hingegen für mehrere Männer durchaus denkbar.

Doch zuerst zu den Frauen. So artikuliert etwa Petra Podan klar: »Ich will oder wollte auch immer finanziell unabhängig sein.« Gleiches gilt für Veronika Vetter, die sich früh dezidiert gegen eine Partnerschaft entschieden hat. Sie hätte zudem »große Schwierigkeiten«, vom Einkommen eines Ehemannes oder Partners abhängig zu sein und würde, wenn überhaupt, lieber einen solchen mitfinanzieren als sich finanzieren zu lassen. Sie erklärt ihre Ablehnung von Heteronomie und ihr Streben nach Autonomie als Persönlichkeitseigenschaft:

> »Ich glaub, ich hab' 'n tiefsitzendes Unabhängigkeitsbedürfnis (lacht). Ich glaub', das ist auch das Entscheidende, dass ich dann lieber sag, dann zieh lieber ich den Karren als dass ich mich ziehen lass.«

Auch vom Sozialstaat habe sie nie Leistungen bezogen, außer »gelegentlich immer mal wieder ne Physiotherapie und das wars dann auch schon«. Ihren derzeitigen ALG I-Bezug deutet sie nicht als Leistungsbezug, sondern als ihr zustehende Versicherungsleistung – zumal sie sich nicht als selbstverschuldet arbeitslos oder gar als »faul« fasst.

Auch Ulrike Urban strebt nach Unabhängigkeit von einem (Ehe-)Mann und möchte sich

> »nicht in so 'ne finanziellen Abhängigkeit begeben. Das ist also das da hab' ich auch immer zugesehen, dass ich das erst mal gar nicht mache.«

Mit Blick auf den Sozialstaat hat sie sogar einmal so schlechte Erfahrungen mit ihrem Leistungsbezug nach SGB II gemacht, dass sie auf ihren Anspruch verzichtete: »Also mit Hartz IV, ganz fürchterlich, da hab' ich auch mal ganz freiwillig auf Hartz IV verzichtet und hab' gesagt, also das das tu ich mir nicht an. […] Weil ich das so demütigend fand.«

Anders zeigt sich das Bild mit Blick auf Sozialstaat und männliche Befragte: Rolf Radler, Theo Tettler und Oliver Oswald fühlen sich zwar vom Sozialstaat nicht anerkannt, aber es kommt in den Interviews – anders als bei den meisten weiblichen Befragten – nicht zum Ausdruck, dass sie sozialstaatliche Transfers möglichst vermeiden möchten.

Walter Wenke, den wir in Kapitel 4.8 näher ausführen, hat nach seiner erschöpfungsbedingten Kündigung neun Monate ALG I bezogen. Zwar war er zu Beginn »total verunsichert so oh Gott was passiert hier? Weil war das erste Mal, dass ich arbeitslos war«, doch dann war er »so dankbar […] für diese Zeit«. Im Nachhinein bezeichnet er sie sogar als »WUNDERVOLL«

und als die »schönste Zeit« seines Lebens (siehe auch Kapitel 9.1). Er hat, so die Interpretation, in seiner persönlichen Lage, in der er aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr arbeiten konnte, die dekommodifizierende, also von der Marktabhängigkeit befreiende, Funktion des Sozialstaates erfahren und schätzen gelernt. Abgesehen von dieser Ausnahmesituation widerstreben ihm aber Abhängigkeiten aller Art und damit auch vom Sozialstaat. Nicht zuletzt scheint er die Erwerbsarbeitsnorm und gesellschaftliche Illegitimität von Arbeitslosigkeit tief internalisiert zu haben; wie schwer dies für ihn sagbar ist, wird auch in seinem sprachlichen Ausdruck deutlich:

»Manchmal hab' ich 's Gefühl n bisschen – was völlig es ist nur ein Gefühl, es ist ja nich nicht wahr, weil es ein Gefühl von äh von ich gerate in so 'n Schmarotzertum rein. Vor allem auch ähm dieses Gefühl, von wegen, hey ich finds hammergeil, dass ich ähm arbeitslos bin, das das das ist nicht gut, das DARF ich nicht denken. Also da ist schon so 'n Norm (holt Luft) was Normatives im Hirn von wegen (holt Luft) – nee du darfst doch nicht auf Kosten des Staates arbei äh dich erfreuen oder (holt Luft) du musst mehr arbeiten, du musst der Gesellschaft mehr beitragen, dadurch dass du mehr arbeitest.«

Deutlich wird hierbei jedenfalls auch die durch die gesellschaftlichen Rahmen der Anerkennbarkeit nahegelegte grundlegende Ambivalenz zwischen Freiheit oder Dekommodifizierung einerseits und andererseits Abhängigkeit, Stigma, Illegitimität des Bezuges von Arbeitslosengeld oder von Sozialleistungen. Diese kann dann auch für die Einzelnen spürbar werden.

Hiervon scheint schließlich Clemens Caspar nicht betroffen. Im Paar Clemens/Christiansen kommen sehr deutlich geschlechterdifferente Un-/Abhängigkeitsmuster zum Ausdruck. Anders als viele andere habe Clemens Caspar »nie verinnerlicht, ich muss arbeiten, um Geld zu haben«. Für ihn ist Einkommen offenbar nicht mit Unabhängigkeit verknüpft, sondern Erwerbsarbeit – jedenfalls Erwerbsarbeit, die keinen Spaß macht – ist für ihn gleichbedeutend mit der Verschwendung von Lebenszeit:

»Die hundert Jahre, die wir leben, warum soll ich die denn vergeuden mit mit Zeit, die einfach […] Scheiße ist? Das geht nicht.«

Clemens Caspar würde daher lieber sozialstaatliche Transfers beziehen als eine Tätigkeit ausüben, die ihm keinen Spaß macht. Seit einiger Zeit lebt er vom Einkommen seiner Partnerin, was ihn ebenfalls nicht zu stören scheint. Wenn Caroline Christiansen nachhause kommt und über ihre Arbeitsbedingungen und Kolleg*innen schimpft, hat er kein Verständnis. Stattdessen schlägt er ihr vor, mit ihrer Arbeit aufzuhören und für die Familie Leis-

tungen zu beziehen: »Wenn's dich so anstrengt, dann lass es doch einfach bleiben […] Dann gehen wir eben zum Amt«. Für Caroline Christiansen kommt ein Sozialleistungsbezug hingegen überhaupt nicht in Frage und sie möchte ihn unbedingt vermeiden. Ausführlicher hierzu Kapitel 6.3.1 und 9.

Zwischenfazit

Zusammenfassend ist die materielle Funktion von Erwerbsarbeit für viele Befragte sehr wichtig. Erwerbsarbeit kann dabei (tendenziell) positiv, aber auch negativ gedeutet werden. Je weniger inhaltliche oder auf Selbstverwirklichung zielende Aspekte relevant gemacht werden können, desto eher bleibt nur eine pragmatisch-funktionelle Orientierung. Lässt sich kein ausreichendes Einkommen erzielen und die Existenz nicht sichern, wird dies oft als Anerkennungsdefizit oder als Bedrohung empfunden. Gerade die ökonomische Funktion ist es schließlich, die auch negative Deutungen von Erwerbsarbeit und ihren Zwangscharakter begründet.

Mit Blick auf finanzielle Unabhängigkeit – von anderen Personen und vom Sozialstaat – deuten sich tendenziell Geschlechterunterschiede im Sinne einer größeren Betonung von Unabhängigkeit bei den Frauen an. Diese gehen womöglich auf den expliziten Wunsch zurück, eine – für Frauen der befragten Generationen durchaus im Normalmodell vorgesehene – Abhängigkeit von einem Ernährer zu vermeiden. Womöglich haben die Frauen auch schlechte Erfahrungen gemacht, oder es handelt sich um Selektionseffekte. Abhängigkeit vom Sozialstaat scheint für Männer eher denkbar, aber grundsätzlich zumindest oft als ambivalent. Diese Interpretationen sind allerdings eher spekulativ und wären vertiefend weiter zu untersuchen.

4.5 Weitere soziale Funktionen von Erwerbsarbeit

Bereits Marie Jahoda et al. (1975 [1933]) haben neben der Existenzsicherungsfunktion fünf weitere, »latente Funktionen« (Jahoda 1983) von Erwerbsarbeit[34] herausgestellt: Zeitstruktur, soziale Kontakte, kollektive Ziele, Status und Identität, regelmäßige Beschäftigung (ebd.; Kapitel 2). Fallen die

34 Wir bezeichnen diese als soziale Funktionen, denn sie sind unseres Erachtens nicht latent (siehe Kapitel 2).

weiteren Funktionen durch Arbeitslosigkeit weg, so die Marienthalstudie, kann dies soziale Folgen nach sich ziehen (Jahoda et al. 1975 [1933]; siehe Kapitel 2).

Die sozialen Funktionen (und Folgen) sind auch bei prekär Beschäftigten bedeutsam. Einige davon, etwa Sinnstiftung und Identität, haben wir in Kapitel 4.1 breit ausgeführt. Soziale Kontakte fokussieren wir in Kapitel 7 und die Frage nach Anerkennung und Sinnstiftung als eminent wichtige soziale Funktionen von Arbeit durchzieht das gesamte Buch. Zwei weitere soziale Funktionen von Arbeit, die für die von uns Befragten bedeutsam waren, nennen wir nachfolgend. Dies erfolgt nur sehr knapp und quer über die Fälle, da die beiden Aspekte nicht im Kern der Fallstrukturen standen.

Soziale, kulturelle und gesellschaftliche Teilhabe

Eine wichtige soziale Dimension von Erwerbsarbeit ist ihre über das Einkommen, aber auch jenseits des Einkommens vermittelte soziale, kulturelle und gesellschaftliche Teilhabe (siehe Kapitel 2.1, Becker-Schmidt et al. 1984; Jahoda et al. 1975 [1933]). Deutlich benannt wird diese Funktion oft von denjenigen, bei denen sie eingeschränkt ist, etwa von Theo Tettler, Ulrike Urban, Oliver Oswald, Rolf Radler und Caroline Christiansen. Ihnen mangelt es vor allem an finanziellen Mitteln zur sozialen, kulturellen und gesellschaftlichen Teilhabe. Aber auch Erwerbsarbeit selbst als wichtige Form gesellschaftlicher Teilhabe wird beispielsweise von Ulrike Urban und Oliver Oswald vermisst. Auch Caroline Christiansen fehlte ihr »Eigenleben« und damit vor allem ihr ehrenamtliches und nachbarschaftliches Engagement, als sie mit ihren Kindern zuhause war. Seit sie wieder erwerbstätig ist und das Einkommen der Familie sichert, kann sie sich wegen der fehlenden Zeit ebenfalls nicht ehrenamtlich engagieren. Für Rolf Radler ist es zwar sehr begrüßenswert, dass er mangels Erwerbsarbeit »viel Freizeit« hat, aber dafür auch »natürlich kein Einkommen«. Er empfindet es als »schon ein bisschen blöd, nicht am gesellschaftlichen Leben teilnehmen zu können, wie andere Leute das machen. Ne? Kulturelle Veranstaltungen besuchen oder so, das is also ahm ja fällt n bisschen knapp aus bei« ihm.

Strukturierung des Tages und sinnvolle Beschäftigung

Neben dem ökonomischen Aspekt, dem »Geldverdienen«, benennt Sabine Schomann eine weitere, wenn auch nachgeordnete Funktion von Arbeit.

Nach den vielen Monaten ihrer letzten Arbeitslosigkeit habe sie sich »echt auch wieder 'ne Aufgabe gewünscht«, weil sie sich – anders als einige ihrer Bekannten – nicht selbst in ihrer »Freizeit sinnvoll beschäftigen« könne. Ein Job hingegen bringe sie dazu, »nicht den ganzen Tag zu Hause zu sitzen«. Wie sie selbst reflektiert, sei dies für ihre »psychische Genesung vielleicht wirklich gar nicht gut«. Der Job würde sie davon abhalten: »Jetzt geht das nicht, na ich muss arbeiten«, was sie positiv empfindet. Erwerbsarbeit, so eine Deutung, bringt auch Struktur in Sabine Schomanns Tag und gibt ihr eine »Aufgabe«, was Sabine Schomann begrüßt – auch wenn sie sich insgesamt als Kaffee-Ketten-Aushilfe nicht anerkannt fühlt.

Auch bei Anna Aulinger werden die Strukturierungs-Funktion und die Beschäftigung durch Arbeit deutlich: »Also so in Tag reinleben, also Urlaub zu haben ist schön, aber nur Urlaub zu haben glaub' ich, wäre auch nicht mehr so schön«. Anton Alsdorf pflichtet ihr bei: Er wüsste – ähnlich wie Sabine Schomann – nicht, was er ohne Arbeit mit der vielen freien Zeit anfangen sollte, würde sich langweilen und gewinnt offenbar Struktur aus seiner als sinnvolle Beschäftigung empfundenen Erwerbsarbeit:

> »Also ich brauch das morgens, ich mach ja sonst, wenn ich schon drei Wochen Urlaub hab' da werde ich schon kribbelig und denk, BAH, was soll ich den ganzen Tag machen? Weil mir das einfach zu langweilig wär', jetzt den ganzen Tag irgendwo vor der Glotze zu sitzen.«

Ambivalent ist Theo Tettlers Deutung von Arbeit (siehe 4.4): In erster Linie ist sie für ihn negativ konnotiert, Heteronomie und ökonomischer Zwang pur und bringt keine Anerkennung,

> »auf der anderen Seite hält sie einen äh wach und ah na. Wenn man nur auf'm nur auf Sofa rumhängt, dann sieht man auch nicht so toll aus.«

Bei Walter Wenke lässt sich eine Dreifachbewegung rekonstruieren: Einerseits lehnt er Arbeit radikal ab, auf der anderen Seite vermittelt sie ihm Struktur und wird so zur »Hassliebe«: »Es ist natürlich auch eine Hassliebe, weil ich weiß, es es ist ein Rückgrat, weil diese Arbeit gibt mir eine gewisse Struktur und 'ne gewisse Erdung.« Neben dieser Bivalenz (Fremdbestimmung versus Struktur) ist schließlich drittens die schlichte Notwendigkeit zur Existenzsicherung grundlegend: »Ich brauch das Geld zum Existieren.«

Maria Melchior geht sogar davon aus, dass Menschen ohne Erwerbsarbeit verkümmern:

»Ich also ich denk das gibt den Menschen einfach so was, zu arbeiten. Ich denke Menschen degenerieren, wenn sie keine Arbeit haben. Selbst wenn sie nicht arbeiten WOLLEN, tät es ihnen gut, ein bisschen Arbeit zu machen. Das is MAßGEBEND.«

Daher ist Maria Melchior froh und dankbar, dass sie arbeiten kann, auch wenn sie geringfügig und weit unter ihrer Qualifikation beschäftigt ist und sie kaum Anerkennung in der Erwerbssphäre aktualisieren kann: Ihre Arbeit empfindet sie als so monoton, dass sie in ihrer Sicht auch von einem »gut dressierten Menschenaffen« erledigt werden könnte.

Zwischenfazit

Bis hierher haben wir verschiedene (tendenziell) positive Bedeutungen aufgezeigt, die Erwerbsarbeit für die Befragten aufweisen kann und sind dabei auch auf Erfahrungen der Anerkennung, häufiger aber der Nichtanerkennung, eingegangen. Die Bedeutungen umfassen Erwerbsarbeit als Kern der meritokratischen Idee (4.1), als Respektabilitätsausweis (4.2), als Sicherung der Existenz und von Unabhängigkeit (4.3) sowie als Selbstverwirklichung (4.4). Hinzu kommen weitere soziale Funktionen: gesellschaftliche Teilhabe und Struktur. Viele Befragte deuten Erwerbsarbeit grundsätzlich positiv. Häufig aber stimmen diese Deutungen nicht mit den realen Erfahrungen überein, lassen sich nicht einlösen, nicht umsetzen. Dies und anderes mehr erfahren die prekär Beschäftigten oft als Nichtanerkennung.

4.6 Exkurs: Prekarisierungsprozesse in der Erwerbsarbeit und einige Ursachen

Things are changing, und bei vielen Befragten haben sich die Erwerbssituation und die Arbeitsbedingungen mitsamt den aktualisierten Anerkennungserfahrungen im Laufe ihres Lebens nicht nur verändert, sondern verschlechtert. Die (tendenziell) negativen Deutungen von Erwerbsarbeit bildeten sich fast immer erst im Zeitverlauf und im Kontext dieser Prekarisierungsprozesse heraus, so jedenfalls unsere Rekonstruktion aus den Erzählungen der Befragten. Daher begeben wir uns zuerst auf einen Exkurs, bevor wir in den Kapiteln 4.7 und 4.8 die (tendenziell) negativen Bedeutungen von Erwerbsarbeit vorstellen: Wir nehmen eine Verlaufsperspektive ein und blicken auf

die Veränderungen und Verschlechterungen, die sich im Lauf der Zeit für die Befragten ergeben haben und sich auf die eine oder andere Weise für ihre Erwerbssituation als relevant erweisen.

In Kapitel 4.6.1 rücken wir schwerpunktmäßig Verschlechterungen der persönlichen Arbeitssituation in den Mittelpunkt wie Kündigungen oder ein Wechsel der Vorgesetzten. Es folgen strukturelle und gesellschaftliche Veränderungen von Erwerbsarbeit wie Restrukturierungen (4.6.2).[35] Zuletzt thematisieren wir Veränderungen, die sich nicht in der Erwerbssphäre selbst, sondern im weiteren Lebenszusammenhang durch die Wechselfälle des Lebens ergeben, die aber auch erwerbsarbeitsrelevant wirken (4.6.3). Wo möglich gehen wir auf damit einhergehende Erfahrungen der Nichtanerkennung ein. Schließlich sind die drei Arten von Veränderungen wie immer bei einer Perspektive auf den Lebenszusammenhang nicht strikt voneinander zu trennen, so dass unsere Zuordnung bisweilen nur schwerpunktmäßig erfolgt.

Eine Vorbemerkung vor dem Exkurs: Drei Verlaufsmuster der Prekarisierung

Neben diesen drei Ebenen, auf denen Prekarisierungsprozesse ausgelöst oder verstärkt werden können (individuelle Erwerbssituation, strukturelle Veränderungen der Erwerbssphäre und Wechselfälle des Lebens), haben wir auch prekäre Erwerbsverläufe betrachtet. Hier haben wir vereinfacht drei Verlaufsmuster unterschieden, wobei auch hier die Kategorisierung der Fälle nicht immer ganz eindeutig ausfällt.

Bei einer ersten Gruppe gestaltete sich die Erwerbssituation mehr oder weniger von Anfang an als schwierig: So hat etwa Patricia Poturica ihre Ausbildung abgebrochen, als sie mit 17 Jahren schwanger wurde, und ist als dreifache Vollzeit-Mutter und Vollzeit-Hausfrau seither nicht mehr erwerbstätig (siehe Kapitel 6.2.2 und 8.1.1).

Bei einer zweiten Gruppe oszilliert der Erwerbsverlauf zwischen mehr oder weniger prekären Beschäftigungen, Zeiten der Nichtbeschäftigung und Arbeitslosigkeit, etwa bei Oliver Oswald, Sabine Schomann (siehe oben) und Clemens Caspar. Clemens Caspar hat nur kurz in seinem Ausbildungsberuf als Klempner gearbeitet und ist seitdem prekär beschäftigt oder arbeitslos. Eine lebenslange Vollzeit-Beschäftigung war für ihn nie Ziel. Ihm

35 Beides ist empirisch nicht immer trennbar: Etwa wirken sich strukturelle Veränderungen in einer Branche oft auch auf die individuelle Arbeitssituation aus. Dennoch ist es für unsere Fragstellung ein Unterschied, ob etwa ein Wechsel des Vorgesetzten oder eine Umstrukturierung einer ganzen Branche zu Prekarisierung führt.

sind zudem auch seine ehrenamtlichen Projekte im regionalen Naturschutz sehr wichtig (siehe Kapitel 6.3.1).

Bei einer dritten Gruppe lässt sich eine Abwärtsbewegung, sozusagen eine Abstiegskarriere,[36] nachzeichnen – wenn auch von unterschiedlichen Startpunkten aus und in unterschiedlichem Ausmaß: Kontinuierlich verschlechtert hat sich die Situation etwa bei Theo Tettler, Rolf Radler, Maria Melchior, Ulrike Urban, Birthe Bruhns, Veronika Vetter und Caroline Christiansen. Bei einigen pendelte sich die Situation auch auf einem niedrigen Niveau ein, etwa bei Anna Aulinger, Anton Alsdorf, Petra Podan, Pepo Poturica, Lara Laubenthal, Lars Löbner, Nils Novic und Ben Borg. Bei Rolf Radler, Theo Tettler, Ulrike Urban, Veronika Vetter und Walter Wenke wird nachgerade ein erhebliches Verlaufskurvenpotential (Schütze 1981, 1983, 1984, 1995) deutlich, das sich in ihrer gesamten Biographie entfaltet.[37]

Bei diesen Verlaufsmustern spielen Ereignisse auf den drei eingangs vorgestellten Ebenen eine Rolle, und diesen wenden wir uns nun zu. Zwar steht die Erwerbssphäre im Zentrum von Kapitel 4, dennoch kommen wir in Kapitel 4.6.3 bereits auf den weiteren Lebenszusammenhang zu sprechen. Ausführlich um den Lebenszusammenhang geht es in den Kapiteln 6 und 7, denn es ist der gesamte Lebenszusammenhang zu berücksichtigen, um prekäre Lebenslagen erklären und verstehen zu können.

36 Viertens ist der dauerhafte Übergang in eine nicht prekäre Beschäftigung denkbar. Dies kann in unserem Sample aber deswegen nicht der Fall sein, weil eine prekäre Beschäftigung Sampling-Kriterium ist.

37 »Verlaufskurvenpotential« beschreibt Schütze (1995) als erste Stufe seines Ablaufmodells für Verlaufskurvenprozesse, als »allmählicher Aufbau eines Bedingungsrahmens für das Wirksamwerden einer Verlaufskurve […]; dieses hat in der Regel eine Komponente biographischer Verletzungsdispositionen und eine Komponente der Konstellation von zentralen Widrigkeiten in der aktuellen Lebenssituation« (Schütze 1995: 129). Die Verlaufskurve ist eine grundlagentheoretische Kategorie der Biographieanalyse (u. a. Schütze 1995: 126ff.) und eine von vier »Prozeßstrukturen des Lebensablaufs« (Schütze 1981; 1984: 92). Verlaufskurven stehen »für das Prinzip des Getriebenwerdens durch sozialstrukturelle und äußerlich-schicksalhafte Bedingungen der Existenz. […] Negative Verlaufskurven – Fallkurven – schränken den Möglichkeitsspielraum für Handlungsaktivitäten und Entwicklungen des Biographieträgers progressiv im Zuge besonderer Verlaufsformen der Aufschichtung ›heteronomer‹ Aktivitätsbedingungen ein, die vom Betroffenen nicht kontrolliert werden können« (Schütze 1983: 288).

4.6.1 Verschlechterung der persönlichen Arbeitssituation

Viele Befragte berichten, teilweise eingebettet in gesellschaftliche Veränderungen (4.6.2), wie sich ihre persönliche Arbeitssituation verschlechtert hat. Dies betrifft etwa Theo Tettler, Rolf Radler, Maria Melchior, Petra Podan, Ulrike Urban, Birthe Bruhns und Caroline Christiansen. Veronika Vetter stellen wir nun ausführlicher dar, weil sie exemplarisch für eine Veränderung von einst hoher Sinnstiftung durch Erwerbsarbeit hin zu Destruktivität durch jene steht. Danach gehen wir auf Arbeitsverdichtung in den konkreten Beschäftigungsverhältnissen ein sowie auf verbreitete Mobbingerfahrungen, die wir als Erfahrungen intersubjektiver Nichtanerkennung in der Erwerbssphäre deuten.

Veronika Vetter: Früher »ist man als Mensch auch noch gesehen worden«

Veronika Vetter erfährt erhebliche Verschlechterungen ihrer persönlichen Beschäftigungsverhältnisse, die eingebunden sind in schlechter werdende Arbeitsbedingungen in der gesamten Versicherungsbranche. Ihre gegenwärtigen Arbeitsbedingungen bezeichnet sie als »schwierig«. Auch ihre finanzielle Situation hat sich »abschüssig entwickelt«. Zum Interviewzeitpunkt bezieht sie ALG I in Höhe von 1.100 Euro. Seit der Jahrtausendwende hätten sich in ihrer Branche »gravierende Veränderungen« eingestellt und es sei »eine gewisse Ökonomisierung« eingezogen,[38] die »das Leben am Arbeitsplatz nicht unbedingt leichter gemacht« hätten. Auch bei ihrem damaligen Arbeitgeber setzten Restrukturierungen und Stellenstreichungen ein, der Konkurrenzdruck steigt, die Arbeit wird verdichtet und die Einkommen sinken. Veronika Vetters Handlungs- und Sinnorientierung können als sehr erwerbszentriert bezeichnet werden und sie ist gleichsam als Jobnomadin und Arbeitsmarktbürgerin bereit, nahezu allen erwerbsseitig an sie gestellten Verfügbarkeits- und Mobilitätsanforderungen zu entsprechen. Dennoch erlebte sie seit etwa 2000 eine jahrelange Abstiegskarriere bis zur Aushilfe und mehrere Phasen der Arbeitslosigkeit, so auch zum Interviewzeitpunkt.

38 Gesellschaftliche Veränderungen sind eigentlich Kern von Kapitel 4.6.2. Diese lassen sich aber nicht von Veronika Vetters persönlicher Erwerbssituation trennen. Generell gilt: Wenn wir Fälle in ihrer Gesamtheit nachzeichnen, benennen wir notwendig verschiedene Aspekte – auch solche, die in dem jeweiligen Teilkapitel gerade nicht im Zentrum stehen.

Nachdem sie kurz nach der Jahrtausendwende erstmals ihren Job gekündigt hatte, weil Ökonomisierungstendenzen ihr Konzept von »guter Arbeit« beeinträchtigten, wechselte sie noch häufig die Stellen und ihren Wohnort – weil sie selbst kündigte, ihr Vertrag auslief oder ihr gekündigt wurde. Nach den bereits genannten Umzügen setzte sich die Entwicklung fort:

»Nach zwei Jahren hab' ich dann auch wieder aufgehört, eben weil die Entwicklung da schwierig ist und ja Stellenstreichungen 'n Thema waren, aber nicht nur. Also ich hab' einfach gemerkt, die Daumenschrauben kommen rücken mir auch wieder so unangenehm auf 'n Leib, dass es mir eigentlich ganz recht ist, dass der Vertrag ausläuft. Und so ging das jetzt immer weiter.«

Die veränderten Arbeitsbedingungen beschreibt Veronika Vetter mit »Daumenschrauben«. Sie spricht an verschiedenen Stellen anschaulich in Metaphern der körperlichen Bedrängung, ja der Folter – was vermuten lässt, dass ihre Wünsche nach Sich-Einbringen und Selbstausdruck durch Erwerbsarbeit sich nicht mehr umsetzen ließen, sondern sich in körperliche Pein transformierten. Im Kontext dieser Belastungen erkrankt Veronika Vetter zweimal lebensbedrohlich (siehe Kapitel 4.6.3) und verändert daraufhin ihre Lebenshaltung.

In ihrer gesamten Arbeitssituation zeigen sich für Veronika Vetter große Anerkennungsdefizite: Einerseits will sie sich unbedingt emphatisch und als ganze Person in der Erwerbssphäre einbringen, auf der anderen Seite findet sie nur noch krankmachende und ausbeuterische Beschäftigungsverhältnisse. Direkt gefragt nach Anerkennung in und für Erwerbsarbeit, sagt sie:

»Früher war es so, dass ich so als Persönlichkeit und überhaupt sehr geschätzt war an meinem Arbeitsplatz und ich war da eingebunden und es war 'ne gewisse Verbindlichkeit da.«

Hier sind zwei Aspekte beachtenswert: Erstens fühlte sie sich früher als Persönlichkeit und als ganze Person anerkannt und geschätzt, heute hingegen nicht mehr. Zweitens beklagt sie eine heute mangelnde Verbindlichkeit. In der Interpretation wird deutlich, dass sie damit vor allem Aus- und Zusagen der Firmen über Inhalte und Dauer der Arbeitsverhältnisse meint, welche ihrer Erfahrung und den Erfahrungen in ihrem Bekanntenkreis nach nicht mehr eingehalten werden. Die Firmen scheinen Veronika Vetter Versprechen vorgegaukelt zu haben, die überhaupt nicht der Realität entsprachen, was sie sehr verletzend empfindet:

»Das ist was ganz ganz Entscheidendes für mich auf jeden Fall. Also, dass ich einfach weiß, was wird gespielt, was für ein Spiel wird gespielt ja. Dann kann ich mich drauf

einstellen. Und in letzter Zeit ist es mir eben relativ häufig passiert, dass mir Arbeitgeber signalisiert haben, ja das ist so auf längere Sicht […] und so weiter und so fort. Und das hat sich dann einfach überhaupt nicht so dargestellt, als ich dann begonnen hab, zu arbeiten. […] und dann find ich's auch fairer, wenn diese […] Unternehmen mit LEIHarbeitern arbeiten. Ja dann wissen die Mitarbeiter gleich, auf was sie sich einlassen und ziehen nicht mit Sack und Pack irgendwo hin und stellen dann fest, das is alles nur projektbezogen […]. Und das hab' ich jetzt auch in meinem Bekanntenkreis […] ganz oft gehört ja.«

Weiter moniert sie das Verhalten ihrer Vorgesetzten. Früher habe sie sich mit ihnen austauschen können, sie seien verantwortungsvoll gewesen und hätten sich hinter die Mitarbeiter*innen gestellt. Heute sei dies nicht mehr so:

»Also früher war's so, wenn mich dann irgendwas beschäftigt hat oder belastet hat, konnt ich mit meinen Chefs drüber reden. Ja. Konnt konnte einfach mal auch was loslassen oder so, weil ich wusste, mein Chef steht hinter mir, wenn irgendwas schwierig wird.«

Zudem empfindet sie, dass »die Hierarchien« für sie »mit zunehmendem Alter […] immer steiler geworden« sind, was sie persönlich stark einschränkt und ihr die Luft zum Atmen raubt – ein wieder sehr körperliches Bild, das Veronika Vetter von ihrer Arbeitssituation zeichnet: »Ab 'ner bestimmten (atmet tief aus) Hierarchieform kann ich einfach auch nicht mehr atmen.« Offenbar hatte sie diesbezüglich sehr negative Erlebnisse, die sie vehement kritisiert. Sie erläutert ihre Haltung zu Hierarchien:

»Wenn es in 'ner gesunden Art und Weise praktiziert wird, hab' ich da absolut gar nichts dagegen, im Gegenteil […] Nur wenn es eben sehr sehr missbräuchlich gehandhabt wird und sehr hart und sehr unfair, wie ich's jetzt eben auch in Nahoststadt erlebt hab, da kann ich dann echt nicht mehr mit ja. DAS IST AUCH DE FACTO rückwärtsgerichtet.«

Ihre Erlebnisse auf ihrer letzten Stelle scheinen Veronika Vetter nachgerade traumatisiert zu haben, sie erlebte die Bedingungen als »sehr hart«, »sehr unfair« und »sehr sehr missbräuchlich« und klagt an vielen Stellen im Interview über diese Erfahrungen.

Neben Machtmissbrauch in Hierarchien und dem Vorenthalten von Informationen ist willkürliche »Geringschätzung« ein weiterer Aspekt, den sie mit Blick auf Nichtanerkennung in ihren beruflichen Tätigkeiten erfahren hat und kritisiert. So hatte einer ihrer Chefs »die Tendenz, immer mal wieder auszurasten« und sie einmal sogar »angebrüllt«: »›Wenn Sie wüssten, wie blöd Sie sind!‹«

Schließlich resümiert sie, gefragt nach dem gesellschaftlichen Wert ihrer Tätigkeiten, ihre erfahrene Nicht-/Anerkennung:

»Is geteilt. Also einerseits und andererseits. Einerseits hab' ich das Gefühl, ich hab' sehr viel Wertschätzung erhalten so die letzten Jahre über und gleichzeitig aber genau das GEGENteil. Es ist wirklich beides.«

Positive Wertschätzung habe sie früher »deutlich« mehr erlebt als heute. Die »mangelnde Wertschätzung« drückt sich für sie auch in der genannten »Unverbindlichkeit« der Vorgesetzten aus, deren Informationen zu Vertragsdauer und Perspektiven sich als »Luftnummer entpuppen«. Veronika Vetters Erfahrungen der Nichtanerkennung beschreiben wir ausführlich noch in Kapitel 4.8.2.

Weitere Fälle: Ulrike Urban, Rolf Radler und Theo Tettler

Verschiedene weitere Fälle lassen sich durch eine Verschlechterung ihrer beruflichen Situation beschreiben. Wir nennen eine Auswahl und einige Kritikpunkte.

Ulrike Urban (siehe Kapitel 4.1.2) absolvierte nach längerer Tätigkeit als Heilerziehungspflegerin ein Studium, aber findet trotz zweier sehr guter Abschlüsse keine ausbildungsadäquate Beschäftigung. Seit den Studienabschlüssen ist sie in einer finanziell und beschäftigungstechnisch prekären Lage und nahm vor einiger Zeit eine geringfügige Beschäftigung als Pflegende an:

»Da hatt' ich dann endlich meine […] Diplomzeugnisse, […] aber keinen Job. (Lacht) Ja dann hab' ich mich da schon beworben und mh naja hm dann musst' ich Hartz IV beantragen, weil ich immer noch keinen Job hatte und dann (holt Luft) ja dann musst ich dann auch wieder zurück in die Heilerziehung, dann hab' ich dann irgendwie noch mal 'n Jahr in der Heilerziehung gearbeitet. Dann hatt ich 'n befristeten Vertrag, dann ist mir der nicht verlängert worden, […] dann war ich 'n Jahr arbeitslos. Hab' in der Zeit hab' ich dann also […] 'n Pflegebedürftigen kennen gelernt, mit dem ich ein besonderes Verhältnis hab, 'ne beson besondere Beziehung hab' dann so mehr oder weniger seine Pflege übernommen.«

Ulrike Urbans Situation als Pflegende ist für sie mit Blick auf erwerbsarbeitsseitige Anerkennung belastend und schwer erträglich, vor allem zeitlich, inhaltlich und finanziell. Die Einrichtungsleitung bezahle sie nicht entsprechend ihrer Arbeitsleistung und die Kollegen würden die Pflegebedürftigen oft unterversorgt lassen. Dies ist für sie auch mit Konflikten mit den Kolle-

gen verbunden, die sie deswegen des Öfteren »dann richtig laut und wütend anruft«. Die Dynamik und – nicht nur – anerkennungstheoretische Ambivalenz dieses Falles, die sich erst im gesamten Lebenszusammenhang verstehen lässt, zeichnen wir in Kapitel 7.2.1 nach.

Bei Rolf Radler, Mitte 40, waren die Arbeitsbedingungen im Prinzip von Anfang an schlecht und sind seit Beendigung der Ausbildung prekär. Er hat eine technische Ausbildung, aber wollte nie wirklich in seinem Beruf arbeiten, in dem er dann auch keine Stelle fand. Nach einer vom Arbeitsamt geförderten Weiterbildung machte er sich selbstständig, aber nach Ablauf der Existenzgründungsförderung musste er Insolvenz anmelden. Er wurde arbeitslos und wechselte später in den SGB II-Bezug, in dem er »drin« ist, »seit es Hartz IV gibt«. Daneben übt/e er verschiedene geförderte Arbeitsgelegenheiten aus, wodurch er incl. Wohngeld monatlich über etwa 850 Euro verfügt. Eine Umschulung wird ihm nicht genehmigt, weil er therapeutischen Auflagen nicht nachkommt. Hierbei und bei seiner Einstufung als schwer vermittelbar spielen vermutlich eine diagnostizierte Depression, die er im Interview aber nur andeutet, eine wichtige Rolle. So richtet er sich in seinem SGB II-Bezug ein und ist geringfügig in der Kleinkunstkneipe SubZe beschäftigt. Hier verdient er 100 Euro nebenher und verortet auch seinen Lebensmittelpunkt. Wie dies für ihn jedoch nicht nur Anerkennung vermitteln und eine positive Zugehörigkeit begründen kann, sondern auch (s)ein Verharren in dieser Gegenwelt zur Leistungsgesellschaft, führen wir in Kapitel 7 aus.

Theo Tettler, Mitte 50, hat lange studiert, aber sein Studium nicht abgeschlossen, und hatte verschiedene Studentenjobs, so als Pförtner mit Schichtdiensten in einer Klinik. Als er nach vielen Semestern sein Studium abbricht, arbeitet er einfach weiter in der Klinik als Pförtner, in der Materialdisposition, als Lagerist, handwerklicher und technischer Helfer. Über 20 Jahre lang ist er so in der Klinik tätig und verdient zwar nicht gut, aber für ihn und seine zwischenzeitlich gegründete Familie subjektiv ausreichend. Auch fühlt er sich einigermaßen für das, was er arbeitete, anerkannt. Doch dies ändert sich im Laufe der Zeit: Zu einer länger sich anbahnenden Ehekrise gesellen sich zunehmende gesundheitliche Probleme zuerst körperlicher Art aufgrund der Arbeitsbedingungen im Nachtdienst, durch Arbeitsverdichtung und Mobbing seitens des Chefs, später wachsende psychische Beschwerden. Die negative Entwicklung kulminiert schließlich in der knapp aufeinander folgenden Scheidung, dem Entzug des Sorgerechtes für die Tochter, dem Verlust des Arbeitsplatzes durch Kündigung (trotz seiner Klage vor dem Arbeitsgericht)

und schließlich einem »Burnout« und seiner Selbsteinweisung in die Psychiatrie am Tag der Kündigung. Danach bezog Theo Tettler erst ALG I und seit vier Jahren bis zum Interviewzeitpunkt ALG II. Berufliche und anderweitige Perspektiven hat er keine mehr. Gefragt danach, wie er »so gesellschaftliche Anerkennung oder Wertschätzung« erlebe, antwortet er mit, »ich bin absolut isoliert, ich hab' keine Freunde mehr«. Auch die Dynamik dieses Falles, nachgerade Musterbeispiel einer Verlaufskurve (Schütze 1995), zeichnen wir im gesamten Lebenszusammenhang in Kapitel 7.3.3 nach.

Zusammenfassend haben viele Befragte erlebt, wie sich ihre persönliche Arbeitssituation verschlechtert hat und sie haben dabei vielfältige Erfahrungen der Nichtanerkennung in der Erwerbssphäre gemacht. Wie sie damit umgehen und ob sich Prekarität im Lebenszusammenhang verfestigt oder abgemildert wird, ist Thema späterer Kapitel.

Nachfolgend möchten wir noch zwei generelle Punkte exemplarisch anhand Theo Tettler veranschaulichen: Erstens seine Kritik an der zunehmend geforderten Geschwindigkeit in der Arbeitswelt, die er mit steigendem Alter und aufgrund verschiedener Beeinträchtigungen nicht mehr wie früher vorlegen kann, ebenso Veronika Vetter. Zweitens seine mit einigen geteilten Mobbingerfahrungen.

Von Arbeitsverdichtung und steigender Geschwindigkeit, »Porsches« und »Oldtimern«

Theo Tettler kritisiert mehrfach die Geschwindigkeit, die immer noch mehr und mehr erwartet werde. Früher seien die Anforderungen immerhin noch einigermaßen bewältigbar gewesen:

»Ich sag's ja es war 'ne Rennerei von früh bis spät na. Natürlich war's machbar, wenn man gesund ist und noch einigermaßen jung, dann war's machbar.«

Später aber ergaben sich strukturelle Veränderungen, sein Arbeitsplatz wurde mehr oder weniger eingespart, zudem konnte er aufgrund gesundheitlicher Beschwerden bestimmte Arbeiten nicht mehr übernehmen. In dieser Situation wurde ihm zunächst ein Änderungsvertrag mit 30 Prozent weniger Gehalt angeboten:

»Ja dass ich für verschiedene Arbeiten halt nicht mehr in dem Maße zur Verfügung, daneben ah war aber auch 'ne Umorganisation […] also ah der der Geschäftsführer […] hat ah Stück für Stück meine Arbeiten übernommen na. Und ah irgend-

wann war halt auch nimmer genug Masse da, hm, um um meine Arbeit so zu machen, wie wie 's halt jahrzehntelang war. Alles zusammen waren dann 30 Prozent.«

Da er seine Familie ernähren musste, kam es aber für ihn »überhaupt nicht in Frage, das zu akzeptieren«. Er klagte, doch

»der Chef ist dran ausgerastet, wie man nur so was machen könnte, und hat ah ohne Begründung, zwei Zeilen, Sie sind hiermit gekündigt.«

Theo Tettler fand die Kündigung »bitter«; auf der anderen Seite war er aber auch froh, »dass es vorbei is' ja«. Denn wenn man

»zwei Jahrzehnte in so also in so 'ner wirklich verdichteten Arbeit rumrennt ja, dann is' man auch froh, wenn's aufhört.«

Dennoch scheint er verletzt darüber, dass ihm seine Stelle ungerechtfertigterweise entzogen wurde. Auf die Frage, wie sicher sein Arbeitsplatz gewesen sei, sagt er: »Der war so lang sicher, bis er mir weggenommen wurde.« Später führt er aus, wie belastend, ja unerträglich auch vorher schon die Arbeitsbedingungen – er spricht zwar in der man-Form, aber es geht um seine letzte Arbeitssituation:

»Was dann da an diesen Arbeitsplätzen abläuft für 'n Horror ja, also allein schon ah ah von der Länge her […] und ah acht sieben oder acht Stunden rumrennt ja, wo's kein ah ah ruhiges Tempo gibt, sondern wo's Anforderungen gibt, na, wo's auch keine Kultur gibt, die ah akzeptieren würde, dass man ja sich langsam bewegt (lacht) oder so ja. Man kommt also erschöpft nach Hause, das muss so sein, sonst hat man nicht gearbeitet (lacht).«

Wie sehr ihn diese Bedingungen krank gemacht haben, beschreiben wir in Kapitel 4.8.1.

Auch Veronika Vetter laboriert am zunehmenden Tempo, das in der Erwerbssphäre gefordert werde. Ihres Erachtens gehörten zu guter Arbeit aber auch noch »andere Eigenschaften«, »nicht nur Geschwindigkeit« – die sie als nicht mehr ganz junge Person nicht mehr so leisten könne. Dies kritisiert sie an manchen Stellen deutlich, an anderen implizit, so etwa nachfolgend in einer anschaulichen Metaphorik:

»Die Frage is eben nur: ich bin 'ne Oldtimerin – und das hab' ich ihm *[potentieller neuer Chef]* natürlich nicht gesagt – das is, er ist für mich ein Porsche. Ja, die Frage is, wie geht es zusammen, wenn jemand so total schnell und und effektiv und effizient und dynamisch seinen Alltag bestreitet und ich bin einfach doch 'n bisschen langsamer.«

Ebenso leidet Sabine Schomann daran, im Service nicht schnell genug arbeiten zu können: »Ich kann entweder schnell oder gut. Ich kann schlecht schnell und gut.« Entsprechend gibt ihr ihre Kollegin nachdrücklich zu verstehen:

»Du bist zu langsam! Du bist zu langsam! Und […] die Frau is' der Hammer, die is' so wahnsinnig schnell ahm und ich bin halt nicht ganz so schnell wie sie, also nicht in DEM Job, was mich auch sehr geärgert hat.«

Schließlich kritisiert auch Walter Wenke »die Geschwindigkeit, die in der freien Wirtschaft zurzeit herrscht«. Sie werde »die Leute immer mehr kirre machen durch einfach höhere Geschwindigkeit, Arbeitsverdichtung«. Während er selbst früher »alles immer sehr sehr schnell und korrekt gemacht« habe, hat er sich aber mittlerweile von seiner alten Vollzeit-Erwerbstätigkeit und seiner Karriere und damit »auch extrem von dieser Schnelligkeit verabschiedet«.

Zusammenfassend leiden viele unter der Verdichtung von Arbeit und der Geschwindigkeit, die mehr und mehr gefordert wird. Sie können dieses erhöhte Tempo nicht oder nicht mehr vorlegen – weil es aufgrund physischer oder anderweitiger Gegebenheiten, etwa ein Älterwerden, schlicht nicht möglich ist. In unserer Deutung wird diese Nichtbeachtung von physischen Bedürfnissen und Begrenzungen oft als Nichtanerkennung und als ungerecht empfunden. Ein erfolgreiches Aufbegehren dagegen ließ sich nicht finden, eher ein resigniertes Hinnehmen. Nur Walter Wenke agiert, indem er sich der Erwerbssphäre entzieht.

Mobbing all around – Belastungserfahrungen zwischenmenschlicher Art

Auffällig viele Befragte berichten auch von zwischenmenschlichen Schwierigkeiten und teils heftigen Mobbingerfahrungen, die wir als intersubjektive Nichtanerkennung rekonstruieren.

So hat Petra Podan schmerzlich erfahren, wie Kolleg*innen zur Quelle von Nichtanerkennung werden können. Erinnern wir kurz ihren Erwerbsverlauf. Sie konnte nach der Geburt ihrer zwei Kinder nicht mehr auf ihren Arbeitsplatz in der Privatwirtschaft zurückkehren und landete auf dem Teilzeit-*mommy track* der Stadtverwaltung. Hier bleibt sie als Alleinerziehende mit drei Kindern hängen und richtet sich mangels Alternativen mitsamt zwei Nebenjobs als »Multijobberin« ein (mehr in Kapitel 7.1.1). Ihr Hauptjob in der Stadtverwaltung würde Petra Podan »von der Thematik schon« Spaß machen, aber

»was überhaupt nicht Spaß macht, ahm sind meine direkten Kolleginnen. Ahm da gibt's also immer so Gruppen Mobbing Konstellationen also […] da saßen wir auch schon mal zu viert im Büro und da bin ich dann dazugekommen und dann wurde Licht ausgemacht und ah Fenster auf und ich saß nur im Durchzug und im Dunkeln […] also es ist 'n super unangenehmes Arbeitsklima […] Das ist einfach schrecklich.«

Die Mobbingerfahrungen sind für Petra Podan so furchtbar, dass sie oft nicht schlafen kann, auch tagsüber viel darüber nachdenkt und körperliche Schmerzen erleidet. Sie resümiert: »Durch dieses unglückliche Drumherum mit den Kolleginnen da ist das einfach sehr belastend«. Auch nehme ihr Vorgesetzter dies als »Pillepapp« nicht ernst. Zudem fühlt sie sich zwar von ihren direkten Vorgesetzten, aber nicht von ihrem Chef und vollends nicht von ihren Kolleginnen in ihrer Arbeitsweise und für ihre Arbeit anerkannt. Sie ist bestrebt, zuverlässig zu funktionieren, einen reibungslosen Ablauf der Arbeitsvorgänge zu ermöglichen und ihren Vorgesetzten zuzuarbeiten. Ihre Arbeitsweise sei sehr »ordentlich« und es entspräche »ihrer Mentalität auch, dass die Sachen zügig gemacht werden«. Doch

»das kommt (lacht) eben bei meinen direkten Kolleginnen nicht so an, die haben nicht die Mentalität. Bei meinen direkten Vorgesetzten eben SCHON. […] ja die wissen halt auch, glaub ich, meine Art eben, dass ich versuche, das richtig zu machen, irgendwie zu schätzen. Und ahm ja bei den anderen ist es irgendwie nicht so. Also bei den Vorzimmerdamen ahm, denen mach ich zu viel.«

Petra Podan ist bei weitem nicht die einzige, die explizit über Mobbing am Arbeitsplatz berichtet, sondern auch Sabine Schormann, Oliver Oswald, Birthe Bruhns und Maria Melchior. Theo Tettler schildert ebenfalls einschneidende Belastungen und Mobbingerfahrungen in seiner langjährigen (und bisher letzten) Stelle:

»Also auch schon die ganzen vier Jahre zwischen Scheidung und der Kündigung ah die waren ah ziemlich der Horror ja. Das hat auch damit zu tun, dass bei der Arbeit ah sich ah durch 'nen Geschäftsführerwechsel und durch ah Personalwechsel etliche Probleme ergeben haben, unter den Kollegen, mit den Leuten, mit dem Chef und so. Und die letzten zwei Jahre vom Arbeitsverhältnis waren im Prinzip reines Mobbing.«

Theo Tettler litt so sehr unter seiner gesamten Arbeitssituation, dass er sich am Tag seiner Kündigung in psychiatrische Behandlung begab und bis zur Wirksamkeit der Kündigung fast ein Jahr arbeitsunfähig war. Er hatte einen »Burnout« und konnte nicht mehr arbeiten:

»Ich war zwischenzeitlich so in so ’nem Zustand, dass man mir sofort angesehen hat, (lacht) dass jetzt aber dringend was passieren muss. Und ah der [*Nervenarzt, T.T.*] hat mich dann angenommen und mich dann auch krankgeschrieben und das war ich dann auch bis ++ es gab um die Kündigung noch ’ne gerichtliche Auseinandersetzung.«

Auch Sabine Schomann berichtet von Mobbing in der Ausbildung und der Schule. Einleitend erzählt sie, dass sie zu ihrer Ausbildung gezwungen wurde und sich dort stets als Fremde fühlte:

»Ich bin auch damals in die Ausbildung von meinen Eltern gedrängt worden. Ich wollte eigentlich Krankenpflegerin werden und ah dann suchte aber eine Metzgerei da ’ne Auszubildende und meine Mutter meinte, Du bewirbst dich da jetzt, was Du hast, hast Du. Und ich so: ›Ja aber Mama, METZGEREI!‹ […] egal, ich musste die Ausbildung machen, ich hab’ sie gemacht. Ah ich bin dann ah auch in dem Laden übelst gemobbt worden in der Zeit, weil ich einfach nicht dahin gehört hab.«

Das Mobbing war für sie so schlimm, dass sie die Ausbildung abbrechen wollte:

»Ich sag ich kann nicht mehr ich bin am Ende. Sach, die machen mich nur fertig, die lassen mich merken, dass ich nicht dahin gehör und ich bin echt ’n Sensibelchen. Ich bin in der Schule schon ohne Ende gemobbt worden […] und in der Ausbildung dann wieder gemobbt worden. Ich sach ich ich kann nicht mehr ich kann einfach nicht mehr.«

Zwar hat sie die Ausbildung doch noch abgeschlossen, aber diese nützte ihr dann nichts:

»Dann hatt ich ’ne Ausbildung, mit der ich nichts anfangen konnte, weil ich nicht wieder in die Metzgerei wollte.«

Als Maria Melchior aus der Elternzeit ihres zweiten Kindes zurückkommt, wird sie regelmäßig zur Unternehmensleitung zitiert: Sie sei als Mutter nicht mehr so flexibel und solle doch überlegen, ob sie nicht lieber aufhören möchte zu arbeiten. Maria Melchior will aber auf keinen Fall ihren geliebten Beruf und ihre Festanstellung aufgeben. Bald kursieren Gerüchte über Fehler, die Maria Melchior gemacht habe und die aus ihrer Sicht von der Leitung gestreut wurden. Seit die Unternehmensleitung am Gewinn beteiligt wird, gehe es nur noch um »Geld scheffeln und Köpfe rollen […] lassen«. Bei den Personalentlassungen seien nach Maria Melchiors Wahrnehmung sie als Elternpaar seit jeher im Visier gestanden:

»Also es war halt gegrenzt an Mobbing. Äh ich wurde wurde immer wieder einbestellt äh ob ich nicht so flexibler arbeiten könnte ob nicht das und das. Ja auch irgendwie so Dauerthemen, es is so schwierig viel zu planen. Also wir haben etwa fünfzig Kollegen dort gehabt und waren eins von zwei Paaren, die einzigen, die Kinder haben und beide dort gearbeitet haben, und man wollte eigentlich schon IMMER irgendwo, dass einer von uns geht.«

Während Maria Melchior stark von der Unternehmensleitung unter Druck gesetzt wurde, in einen Auflösungsvertrag einzuwilligen, fühlt sich Birthe Bruhns von ihren direkten Kolleginnen unter Druck gesetzt und gemaßregelt. Jene würden geradezu darauf warten, dass sie einen Fehler begeht:

»Die gucken einem auf die Finger […] das find' ich das Schlimmste, ehrlich. Da hatt' ich da jetzt auch schon mal Konflikte am Arbeitsplatz ja Konflikte.«

Zusammenfassend berichten also viele von Mobbing. Dieses interpretieren wir, auch wenn die Befragten nicht immer einen direkten Bezug zu Anerkennung herstellen, mindestens als Erfahrungen intersubjektiver Nichtanerkennung durch andere. Bei einigen, etwa bei Theo Tettler und Sabine Schomann, verstärkten die Mobbingerfahrungen in der Erwerbssphäre andere Aspekte von schlechter werdenden Arbeitsbedingungen wie Arbeitsverdichtung, geringe Einkommen und fehlender Rückhalt von Vorgesetzten.

4.6.2 Gesellschaftliche und strukturelle Veränderungen

Bei vielen Interviewten werden auch Veränderungen der Organisation und Formen von Erwerbsarbeit ersichtlich, deren Ursachen gesamtgesellschaftlich zu verorten sind, sowie struktureller Wandel und Veränderungen ganzer Branchen. Dies wird implizit oder auch explizit benannt. Bisweilen nehmen in der Erzählung die eigene Geschichte und (als negativ empfundene) Entwicklung aber eine prominentere Rolle ein als die gesellschaftliche Ebene (4.6.1). Andere Befragte argumentieren klar auf gesellschaftlich-struktureller Ebene und beschreiben oder kritisieren teilweise massiv zum Schlechteren veränderte Bedingungen, etwa Theo Tettler, Oliver Oswald, Maria und Markus Melchior, Lars Löbner und Veronika Vetter. Wir stellen zunächst Caroline Christiansen vor, deren Arbeitsbedingungen sich eingebettet in die Umstrukturierung der gesamten Branche verschlechtert haben. Anschließend werfen wir einen übergreifenden Blick auf andere Fälle.

Caroline Christiansen: »Also die sparen sich da zu Tode«

Caroline Christiansen studierte Kommunikationswissenschaften und arbeitet als Journalistin in einem Zeitungsunternehmen. Nach dem Studium wurde ihr von dem Unternehmen eine Tätigkeit als Journalistin auf freier Basis angeboten; eine Festanstellung sei nicht ausgeschlossen. Hochmotiviert nahm sie die Freiberuflichkeit auf und arbeitete in einem Ressort, in dem sie über ihr Lieblingsthema Naturschutz schreiben konnte. Schnell merkte sie aber, dass ihr die Leitung leere Versprechen gemacht hat. Im Zuge von Digitalisierung und Sparmaßnahmen wird das Unternehmen umstrukturiert, was mit Stellenabbau und Arbeitsverdichtung einhergeht. Statt einer Festanstellung erhält sie die Information, nicht mehr gebraucht zu werden. Nur Dank Unterstützung von Kolleg*innen kann sie für ein anderes Ressort weiterschreiben.

Viele Jahre arbeitet Caroline Christiansen unter einer permanenten Drohkulisse. Immer, wenn sie denkt, schon unter maximal schlechten Bedingungen zu arbeiten, kündigt das Unternehmen weitere Sparmaßnahmen an: »Es wird immer schlimmer:« Gute Arbeit erscheint ihr kaum mehr möglich: »Das Niveau und die Qualität wird immer immer mehr […] runtergedrückt.« Das Unternehmen schöpft in ihrer Wahrnehmung lediglich ihre Arbeitskraft ab – ähnlich wie es auch Veronika Vetter als Auswirkung der Umstrukturierungen empfindet. Dass sie auch ein Mensch mit Bedürfnissen ist, Kinder hat und planen muss, interessiere das Unternehmen nicht. Als sie kurz vor der Entbindung steht, soll sie sogar für eine Kollegin einspringen:

»Und mein Chef hatte dann schon noch mal die Überlegung, ›Könnten Sie nicht noch mal kommen? Die Kollegin XY ist grade wieder krank.‹ Hab' ich dann gesagt, ja die Alternative ist, ich krieg jetzt das Kind hier im Büro. Das wollt' er nicht (lacht).«

Im Unternehmen wird derweil weiter umstrukturiert und Personal entlassen. Caroline Christiansen erlebt, wie viele Kolleg*innen, die sich eben noch für sie einsetzten, ihre Arbeit verlieren. Bald darauf wird auch ihr mitgeteilt, dass sie nicht mehr in ihrem Ressort gebraucht würde. Sie könne aber in ein Regionalressort wechseln, in dem Reisen ins Umland erforderlich werden. Weil sie noch immer nur freiberuflich für die Zeitung arbeitet und ein sehr unattraktives Ressort zugewiesen bekommt, würde Caroline Christiansen am liebsten alles hinschmeißen. Da sie sich aber in der Notwendigkeit sieht, die Familie zu ernähren und ihre Jobchancen in anderen Bereichen und Unternehmen als sehr gering einschätzt, willigt sie missmutig ein:

»Ich mach das halt, um die Familie über die Runden zu bringen. Ich hab' keine Alternative so. Also in meinem Alter brauch ich auch gar nicht groß hier irgendwelche Bewerbungen ausfüllen. Ist völlig sinnlos.«

In dem neuen Ressort fühlt sie sich degradiert. Sie ärgert sich über die vielen langweiligen Reisen ins Umland und über die Kolleg*innen in ihrem alten Ressort, denen häufig Fehler unterlaufen würden. Gerade bei den Naturschutzthemen sei sie die Expertin: »Bestimmte Dinge, finde ich, kann nur ich.« Caroline Christiansen weiß, was sie kann, von der Unternehmensleitung wird sie dafür aber nicht anerkannt.

Für ihre Zukunft macht sie sich in dem Unternehmen keine Hoffnung mehr. Da die Insolvenz droht, würden in der Zeitung keine neuen Bereiche mehr eröffnet, sondern nur noch bestehende abgewickelt, und irgendwann auch ihr derzeitiges Ressort:

»So jetzt ist aber ein Stadium erreicht, es gibt keine Alternativen mehr. Es wird zugemacht. Fertig. So es wird nichts Neues gemacht. Also ich kann nicht einfach sagen okay, mach ich eben was anderes. So es wird einfach zugemacht.«

Deutlich wird, wie die prekäre Erwerbsbiographie von Caroline Christiansen eingebettet ist in strukturelle Verschlechterungen der gesamten Branche. Gerade die Printmedienbranche unterlag in den letzten Jahren erheblichen Umstrukturierungen. Caroline Christiansen ist hier mit Blick auf massenhafte Freisetzungen und Umstellung auf freie Mitarbeiter*innen kein Einzelfall. Subjektiv wird dies sehr oft als massive Entwertung und Nichtanerkennung erfahren.

Weitere Fälle und Zusammenfassung

Blicken wir nun etwas allgemeiner auf strukturelle Verschlechterungen. Diese zeigten sich auch in unserem Sample vor allem bei den Branchen und Berufen, die diesbezüglich als die üblichen Verdächtigen gelten: So beschreiben alle Befragten, die in der Alten- oder Krankenpflege im Gesundheitswesen tätig sind, Ökonomisierung, steigenden Kostendruck, Überlast, personelle Unterbesetzung, erhebliche Überstunden und teilweise menschenunwürdige Pflegebedingungen als strukturelle Probleme. Diese schlagen sich in oft erheblichen physischen und psychischen Belastungen nieder. So gut wie alle Pflegenden berichten zudem von teils heftigen Mobbingerfahrungen. Auch die Beschäftigten im Banken- und Versicherungssektor sowie im Einzel- und Großhandel erzählen von massiven Umstrukturierungen, Einsparungen,

Ökonomisierung, Konkurrenzdruck und allgemeinen Verschlechterungen der Arbeitsbedingungen. Gleiches gilt für Personen, die in der Wissenschaft beschäftigt sind (bzw. waren) und nur noch befristete oder gar keine Stellen mehr bekommen (haben) und mit Mitte oder Ende 40 aus dem Wissenschaftssystem gefallen sind, sowie in Printmedien und der Kulturbranche. Selbst in mittleren und einfachen Tätigkeiten in der Verwaltung oder als Arbeiter*innen beklagen Befragte massive Verschlechterungen, Arbeitsverdichtungen, Beschleunigung durch Digitalisierung, techn(olog)ischen Wandel, Stellenkürzungen und -streichungen und gestiegene Anforderungen. Mit Blick auf Anerkennung werden diese Veränderungen bestenfalls nicht als Anerkennung empfunden, häufiger auch als Nichtanerkennung und Entwertung. Wir veranschaulichen exemplarisch einige strukturelle Veränderungen, die bisweilen stark kritisiert werden (oft deutlicher als schlechtere persönliche Arbeitsbedingungen).

Allen voran kritisiert Veronika Vetter analytisch klar gesellschaftliche und strukturelle Veränderungen von Erwerbsarbeit. Ihre Branche habe sich massiv verändert und ökonomisiert und das Führungspersonal übernehme keine Verantwortung mehr. Wenngleich die Arbeitsbedingungen in ihrer Branche »nie leicht« waren, seien »die Bedingungen« in den letzten zehn bis 15 Jahren »wirklich sehr sehr sehr hart geworden«. Diese Verschlechterung der Arbeitsbedingungen kritisiert sie – auf gesellschaftlicher Ebene sogar noch mehr als auf persönlicher – durch das gesamte Interview hinweg sehr deutlich. Hierzu exemplarisch im Vergleich zu früher:

> »Der große Unterschied besteht darin, dass die Arbeit noch LEISTbar war ja und und ich als Mensch auch noch gesehen worden bin«.

Heute hingegen würde die »Arbeitskraft nur noch auf diese extreme automatisierte Funktionalität reduziert«. Weiter kritisiert sie immer steilere Hierarchien, Verantwortungslosigkeit von Unternehmen und eine nahezu allgegenwärtige Ausbreitung von Konkurrenz und Konkurrenzdenken. Auch von den Vorgesetzten gebe es »keine Unterstützung« mehr (siehe Kapitel 4.6.1).

Ulrike Urban kritisiert ebenfalls die in ihrer Wahrnehmung menschenunwürdigen Bedingungen im Pflegesektor, die mittlerweile unter dem Stichwort der *Care*-Krise auch in wissenschaftlichen Fachdiskussionen und der medialen Berichterstattung Gehör und Aufmerksamkeit finden (u.a. Winker 2015; Aulenbacher et al. 2015; siehe Kapitel 2).

Zusammenfassend gehen mit den Umstrukturierungen für viele eine Prekarisierung ihrer Erwerbssituation und zahlreiche Anerkennungsdefizite ein-

her. Oft zeigen sich für die Einzelnen wenig Alternativen, auch abhängig von Ausbildung, Alter, Sorgeverantwortung und Gesundheitszustand. Trotz vielfältiger Aktivitäten und hohem Engagement kann bisweilen die Erwerbssituation nicht verbessert werden. Neben den von uns genannten Feldern ist die gesamte Problematik durch den Strukturwandel auch im Bereich einfacher Tätigkeiten, Industriearbeit und weitläufig mit Blick auf Digitalisierung und Automatisierung hoch relevant.

4.6.3 Von Geburt, Alter, Krankheit und Tod – Veränderungen im Lebenszusammenhang

Alles Leben ist Veränderung. Was heute noch als sicher und gewiss erscheint, kann morgen schon entschwunden sein. Auch viele unserer Befragten haben solche Veränderungen im Lebenszusammenhang erlebt. Kapitel 4 fokussiert die Erwerbssphäre; der Lebenszusammenhang steht erst in den späteren Kapiteln im Zentrum. Wir beschäftigen uns hier dennoch kurz mit einigen Veränderungen im Lebenszusammenhang – soweit diese sich negativ auf die Erwerbssituation auswirken oder sie beeinflussen.[39] Auch hier ist nicht jeder Punkt vollendet trennscharf – doch das Leben ist dies ebenfalls nicht. Wir unterscheiden vier Aspekte, für die sich ein direkter Zusammenhang mit der Erwerbssituation rekonstruieren lässt: Wir beginnen mit Veränderungen der Einstellung zu Erwerbsarbeit und thematisieren dann Lebensereignisse, die die Erwerbsbiographie prekarisieren können: Das Erbringen von Sorge (*Care*), gesundheitliche Beeinträchtigungen sowie anderweitige kritische Lebensereignisse und Schicksalsschläge.

Von Selbsterkenntnissen und Veränderungen der Arbeitshaltung

Einige Befragte waren früher sehr erwerbsorientiert und sind dies oft auch heute noch. Sie kamen jedoch im Laufe ihres Lebens zu der Erkenntnis, dass alleinig Erwerbsarbeit nicht das richtige Lebenskonzept sein kann, etwa Oliver Oswald. Oder sie kritisieren eine einseitige und ausschließliche Fokussierung und vollends überhöhte Bedeutungszuschreibung von Erwerbsarbeit, etwa Veronika Vetter. Manche lehnen Erwerbsarbeit in der heutigen Form

39 Natürlich gibt es auch positive Lebensereignisse. Diese wurden uns aber nicht explizit berichtet beziehungsweise wir rekonstruieren einige in den Kapiteln, in denen wir nach möglichen Abmilderungen von erwerbsseitigen Anerkennungsdefiziten fragen.

auch als falsch ab, etwa Walter Wenke, Rolf Radler, Theo Tettler und Clemens Caspar (Kapitel 4.7).

Bei Dana Daub und Nils Novic war ihre Elternschaft ein wichtiger Wendepunkt. Nils Novic identifizierte sich sein Leben lang stark mit seinem Beruf, doch mit der Geburt der Tochter tritt für ihn alles andere in den Hintergrund. Er bewertet seine Erwerbstätigkeit fast nur noch nach den Freiräumen, die sie ihm für seine Familie ermöglicht. Als er dauerhaft die Spätschicht übernehmen soll, ist für ihn die Kündigung alternativlos:

»Also nur noch Spätschicht ähm von mittags um drei bis nachts um drei oder so, das kann ich nicht machen. Insbesondere jetzt mit meiner Frau und der Kleinen nicht. Das geht nicht.«

Für Veronika Vetter war Erwerbsarbeit Medium des Selbstausdruckes schlechthin. Doch angesichts der Veränderungen der Arbeitswelt, die sie gesellschaftlich kritisiert und auch persönlich als krankmachend erlebt, sowie zweier Erkrankungen beschreibt sie einen Einstellungswandel – auch wenn Arbeit für sie immer noch hohe Bedeutung hat:

»Gleichzeitig merk ich aber, jetzt wo ich älter werde, dass die Arbeit nicht mehr so hoch bewertet wird. Also ja jetzt merk ich, jetzt sind für mich andere Aspekte einfach wichtig. Das Soziale, das Miteinander ja.«

Oliver Oswald resümiert am Ende des Interviews so kritisch wie bedauernd sein jahrzehntelanges Streben nach einem qualifizierten Normalarbeitsverhältnis sowie die Erwerbszentrierung in der Gesellschaft und spezifisch von Frauen, für die er sich interessiert hätte. Durch seine »Denkprozesse« über seine letzte Paarbeziehung kam er zu der Erkenntnis, dass

»das Thema Arbeit haben oder nicht haben […] leider für mich ganz subjektiv es eine viel zu GROSSE Rolle gespielt hat und viel zu oft ’ne Rolle gespielt hat, weil +++ im ++ ich sehr oft erst mal gefragt wurde, was mach ich beruflich und was ist das und wie viel Geld bringt das und wie lange machst du das oder schon oder wie lange machst du das noch oder ahm +++ und ++++ ja ich also oft die Erfahrung machen musste, dass diese Kombination aus aus Beruf und und Finanzen +++ für andere Menschen unglaublich wichtig is und ++ ich denk da ein bisschen anders drüber […] weil ich eben auch glaube, dass Arbeit + nicht der größte Teil unseres Lebens sein sollte. Und zwar nicht nur zeitlich, sondern auch so emotional. Und ahm dafür gibt es zu vieles anderes, was wir zumindest in diesem Teil der Welt irgendwie realisieren können.«

Auch Walter Wenke und Veronika Vetter hadern mit ihrer im biographischen Rückblick als grundfalsch eingeschätzten persönlichen Prioritätensetzung auf

Erwerbsarbeit und mit der diese rahmenden gesellschaftlichen Erwerbsarbeitsnormativität – in der Rekonstruktion deswegen, weil durch die gesellschaftlich beförderte Vereinseitigung und Zentrierung von Erwerbsarbeit individuell und kollektiv viel zu viel wertvolle Lebenszeit und Lebensmöglichkeiten verloren gehen und sozusagen auf dem Erwerbarbeitsaltar geopfert werden.

*Sorge für Kinder, Partner*innen und andere*

Viele Befragte leisten Sorge für ihre Kinder, teils auch für ihre Partner und Eltern. Da der Tag nur 24 Stunden zählt und jeder Mensch nur eine bestimmte Menge an Lebensenergie zur Verfügung hat, können Sorge- und Erwerbstätigkeit nicht beliebig ausgeweitet werden. Wer beides leistet, ist oft doppelt belastet – häufig Frauen. Sie sind daher, wie Regina Becker-Schmidt et al. (1984) herausgearbeitet haben, doppelt vergesellschaftet und doppelt unterdrückt. Auch bei uns sind es fast immer die Frauen, die Sorge (*Care*) leisten – und beruflich oft gegen ihren Willen kürzertreten müssen. Hierzu zählt die Alleinerziehende Petra Podan, die nicht nur Sorge für ihre drei Töchter erbringt und sich deswegen auf dem Teilzeit-*mommy-track* wiederfindet, sondern auch ihren schwer erkrankten Ex-Ehemann bis zu seinem Tod gepflegt hat. Alleinerziehend sind auch Birthe Bruhns und Anna Aulinger. Beide arbeiten deswegen in Teilzeit. Auch Caroline Christiansen ist fast alleine zuständig für die Kinderbetreuung und zudem Familienernährerin. Dies hat sie früher sehr stark belastet; heute ist es eher möglich, da die Kinder bereits größer sind und Caroline Christiansen als prekäre Freelancerin immerhin zeitlich etwas flexibel ist. Maria Melchior verlor nach der Geburt des ersten Kindes ihre Beschäftigung. Seit sie drei kleine Kinder hat, kann sie kaum mehr erwerbstätig sein, da sie ohne Unterstützung ihres Mannes für die Kinder sorgt. Angesichts ihres Burnouts ist ihre Belastungsgrenze offenbar bereits überschritten. Da sie aber sehr gerne arbeiten möchte, übt sie zumindest eine geringfügige und prekäre Beschäftigung aus. Der mit einer betreuungsintensiven Tochter alleinerziehende Theo Tettler sieht sich maximal in der Lage, halbtags und besser noch weniger zu arbeiten, um gut für seine Tochter sorgen zu können. Ulrike Urbans Pflegetätigkeit schließlich bindet nahezu ihre gesamte verfügbare Lebenszeit.

Zusammenfassend ist Sorge (*Care*) eine äußerst wichtige, aber sehr oft unsichtbare und nicht anerkannte Tätigkeit. Es wirkt sich oft negativ auf Erwerbsarbeit, Einkommen, Anerkennung und Selbstsorge derjenigen aus, die

Sorge leisten. Sorge für andere zu erbringen ist also ein erhebliches Prekarisierungsrisiko. Daher beschäftigen wir uns in Kapitel 10 explizit mit Selbst-/Sorge.

Vom Bandscheibenvorfall zum Burnout – gesundheitliche Ursachen eingeschränkten Erwerbsarbeitsengagements

Ein frappierendes Ergebnis ist, dass sehr viele Befragte und alle Befragte ohne Paarbeziehung von mehr oder weniger starken und oft chronischen gesundheitlichen Beeinträchtigungen berichten oder sich aus den Interviews rekonstruieren ließen. Diese waren nur in den wenigsten Fällen arbeits- und rentenrechtlich anerkannt (etwa als Erwerbsminderung, Schwerbehinderung, Berufs- oder Erwerbsunfähigkeit). Sie beeinträchtigen die Lebensführung der Betroffenen teilweise erheblich und sind oft (mit) eine wichtige Ursache für prekäre Erwerbsverläufe. Negative gesundheitliche Folgen von prekärer Erwerbsarbeit thematisieren wir in Kapitel 4.8.

Bisweilen ist es schwierig auszumachen, ob eine eingeschränkte gesundheitliche Situation a) Ursache oder b) Folge der prekären Beschäftigung ist oder sich c) beide wechselseitig verstärkt haben. So deutet bei Theo Tettler, Rolf Radler und Sabine Schomann einiges darauf hin, dass sie dem letztgenannten Teufelskreis (c) zugeordnet werden können. Bei Theo Tettler setzte dieser mit Rückenbeschwerden und einem späteren Bandscheibenvorfall ein und endete (vorerst) in einem kompletten »Burnout« am Tag der Kündigung. Bei Walter Wenke und Maria Melchior dürfte ihre Erschöpfungserkrankung eine Folge der unerträglich gewordenen Arbeitssituation (b) sein; auch Ulrike Urban zählt hierzu – was wir in Kapitel 4.7 und 4.8 noch ausführen. Relativ eindeutig in die erste Kategorie fallen Petra Podan und zunächst Veronika Vetter, deren Erkrankung sich im Lebensverlauf allerdings als wechselseitig verstärkend mit der prekären Beschäftigungssituation entwickelt. Die beiden stellen wir exemplarisch vor.

Petra Podan: Persönliche Belastungen und Unverständnis in der Erwerbssphäre

Bei Petra Podan entwickelte sich einige Zeit vor dem Interview völlig unvorhergesehen eine lebensbedrohliche Erkrankung, an der sie beinahe gestorben wäre. Sie musste, kürzlich verwitwet und alleine mit den drei Töchtern, viele Wochen im Krankenhaus verbringen. Danach war sie mehrere Mo-

nate arbeitsunfähig und in verschiedenen Rehabilitationsmaßnahmen. Bis heute laboriert sie an den Folgen der Erkrankung, die ihre sogenannte Leistungsfähigkeit einschränken, und befürchtet Rückschläge. Insgesamt war die lebensbedrohliche Zeit äußerst belastend. Zwar führen die meisten Interviewten ihre innersten Gedanken und Emotionen in solchen existenziell bedrohlichen Zeiten nicht aus. Petra beschreibt ihre Gefühle immerhin für die Phase der Genesung, in der sie großen »Kummer« und

> »auch zwischendurch starke Depressionen hatte, weil's einfach nicht voran ging. Mir sind auch fast alle Haare ausgefallen […] was ich super schrecklich fand. Alle anderen haben natürlich gesagt, sind ja nur Haare […] dass mich das total mitgenommen hat.«

Zu der inneren Konfrontation mit der eigenen Endlichkeit kommt hinzu, dass es in der Erwerbssphäre sehr häufig an Verständnis für gesundheitliche Einschränkungen fehlt und keine angemessenen Umgangsweisen damit existieren – weder seitens der Vorgesetzten und Kolleg*innen noch organisationsseitig. Exemplarisch nochmals Petra Podan: Während der Krankschreibung musste sie im Büro vertreten werden, was Kolleginnen zum Anlass für Beschwerden nahmen. Petra Podan erlebte dies als emotional stark belastende Mobbingerfahrungen, die sich zu ihrer Erkrankung hinzugesellten. Obwohl sie nach ihrer Erkrankung so schnell wie möglich an ihren Arbeitsplatz zurückkehrte, erntete sie statt Dankbarkeit nur wenig hilfreiche »Sprüche«. Sie könne zwar

> »verstehen, dass das natürlich bei den Kollegen nicht super gut ankommt, weil die nämlich auch keine Vertretung gekriegt haben. Also die mussten mich wirklich da voll auffangen. Ahm auf der anderen Seite mach ich's halt nicht extra und dann kamen halt auch so Sprüche, ja wenn ich eben halt noch nicht voll könnte, soll ich mich halt krankschreiben lassen.«

Veronika Vetter: Von Herz-/Erkrankungen und dem Weg des Herzens

Veronika Vetter, ein paar Jahre älter als Petra Podan, erkrankte zweimal lebensbedrohlich, erstmals vor der Jahrtausendwende. Damals hatte sie einen »super Job«, den sie aber »aufgegeben« hat, weil sie »schwer krank« und »an den existenziellen Rand gebracht« wurde. Allerdings ignorierte sie dies zunächst und war nur einen Monat arbeitsunfähig geschrieben. Sie wollte unbedingt weiterarbeiten, um – so eine Deutung – ihre ungebrochene Arbeitswilligkeit unter Beweis zu stellen und nicht zuletzt aus Angst, »aus dem Ding

nie mehr rauszukommen«. Doch die Krankheit zog sich über ein Jahr hin, weitete sich auf ihr Herz aus und wurde chronisch. Irgendwann, wie Veronika Vetter dezidiert feststellt, »war's mir klar ich muss einfach mehr so auf mein Herz hören ja«. Sie kündigte, zog in eine Gegend, die ihr sehr gut gefallen hat und fand dort einen Job, in dem sie »noch mal kann man sagen Karriere gemacht« hat – bis zu der oben genannten Ökonomisierung der Branche. Erst dann hat sie »aufgrund der äußeren Gegebenheiten dann aufgehört«, dort zu arbeiten.

Danach kam es zu den beschriebenen Entwicklungen und vor dem Interview war Veronika Vetter in einem kleinen Unternehmen beschäftigt, das »ein absolutes Chaos« war. Veronika Vetters Tätigkeiten wichen mehr und mehr von der Stellenbeschreibung ab und sie wurde quasi zum Mädchen für alles, was ihr sehr missfiel. Schließlich erkrankte sie zum zweiten Mal und konnte nur knapp dem Tod entrinnen. Beruflich ist sie deswegen, so ihre Einschätzung, »ganz klar gekündigt worden« – in der Rekonstruktion, weil sie nicht mehr einsatzbereit und leistungsfähig war und damit für das Unternehmen nutzlos oder gar zum Kostenfaktor wurde. In ihrer Deutung kam ihr die Kündigung aber auch ganz »recht«, da sie allemal nicht weiter als Mädchen für alles arbeiten wollte. »Irgendwann« daraufhin habe sie dann

»entschieden ahm ja, ich guck jetzt einfach mal, wo will ich eigentlich wohnen und hab' dann gesagt, okay ich möcht eigentlich in Hierstadt wohnen. Bin jetzt nach Hierstadt gezogen und warte auf meine Entwicklungen. Also das ist jetzt 'ne ziemlich lange Geschichte, aber sie ist halt nun mal (atmet ein) ahm zieht sich ja schon seit fast zehn Jahre jetzt hin.«

Seit dieser letztlich krankheitsbedingten Kündigung ist Vetter auf Stellensuche. Dennoch erfüllt sie ihre Arbeitslosigkeit nicht mehr mit schlechtem Gewissen, wie vielleicht noch vor 20 Jahren. Vielmehr betrachtet sie ihre Arbeitslosigkeit heute als rechtmäßige und notwendige Pause:

»Ich muss ganz ehrlich sagen ++ ich nutze die Zeit, wenn ich nicht arbeiten muss, wirklich um durchzuatmen ja.«

In Anbetracht ihrer jahrzehntelangen Lebensarbeitsleistung und der mittlerweile allgemein »heftig gewordenen« Arbeitsbedingungen empfindet sie es als vollendet legitim, wenn sie schon – gegen ihr Bestreben – arbeitslos ist, es sich dabei gut gehen zu lassen:

»Ich bin ja jetzt nicht derjenige, der sich auf Kosten der Allgemeinheit 'n schönes Leben macht. Ich hab' ja immerhin fast 40 Berufsjahre hinter mir […] ich hatte total anstrengende Jobs und dann denk ich, wenn jetzt die Arbeitswelt so heftig geworden

ist, dann kann ich's mir aber auch in der Zeit, wo ich nicht arbeite, gut gehen lassen. Ja. Und zwar ohne schlechtes Gewissen.«

Eingedenk des großen Stresses und der Einschränkung von Lebensqualität, die Arbeit für sie bedeuten, resümiert sie: »Also mir geht es, das klingt jetzt ziemlich hart, aber mir geht es als Arbeitslose deutlich besser.« Sie ist vor allem »froh«, dass sie »gesundheitlich wieder auf den Beinen« ist, denn das sei »das Entscheidende«. Heute könne sie es »einfach auch genießen, jetzt einfach mal abzuwarten zu gucken, was sich entwickelt. Also diese Offenheit.«

Anhand von Petra Podan und Veronika Vetter haben wir exemplarisch gezeigt, wie gesundheitliche Einschränkungen eine prekäre Erwerbsbiographie befördern können. Sie können auch zu einer dauerhaften Erwerbsunfähigkeit führen. Bei Vetter waren die gesundheitlichen Beeinträchtigungen zudem ein wichtiger Grund, ihre Arbeitshaltung aktiv zu verändern und ihr hohes Erwerbsarbeitsengagement zu reduzieren. In anderen Fällen können sie hingegen zu einem passiv-reaktiven Rückzug führen, so etwa bei Theo Tettler (Kapitel 4.8).

Von Trennung, Scheidung und sonstigen Schicksalsschlägen

Abschließend möchten wir knapp auf weitere überpersönliche Gegebenheiten neben gesundheitlichen Belastungen hinweisen: auf (teils tragische) Lebensereignisse und Schicksalsschläge, die nicht in der Macht der Einzelnen stehen und die die Fähigkeit, überhaupt erwerbstätig zu sein und generell die gesamte Lebensführung erheblich beeinflussen können. Die alltagsweltlich relativ verbreiteten Annahmen, jeder könne arbeiten und alles sei möglich, wenn man sich nur genügend anstrenge, sowie Gesundheit sei ein Allgemeingut und das Leben unendlich, sind ein Trugschluss. Ob jemand bestimmte Erkrankungen erleidet, in eine Geiselnahme gerät und traumatisiert wird, von der Straßenbahn überfahren oder einem herabfallenden Ziegelstein getroffen wird – um nur einige Beispiele zu nennen, die lange nicht so abstrus sind, wie sie klingen mögen – entzieht sich im Allgemeinen dem Einfluss der Einzelnen. Daneben waren es auch Trennungen und Scheidungen von ehemaligen Ehe-/Partner*innen, die dazu beitrugen, dass die Befragten in Armut oder prekäre Lebenssituationen gerieten. Lebensbedrohliche Erkrankungen, chronische Beschwerden und psychische Dispositionen haben wir in ihren negativen Auswirkungen auf Erwerbsarbeitsfähigkeit – und auf den gesamten Lebenszusammenhang – bereits ausgeführt. Todesfälle kom-

men hinzu. So hat Petra Podan zusätzlich zu ihrer eigenen Erkrankung ihre beiden Ehepartner durch Schicksalsschläge verloren, wobei sie dennoch eine grundsätzlich optimistische Person bleibt. Sabine Schomann hingegen kann sich die Aneinanderreihung unglücklicher Ereignisse in ihrem Leben selbst überhaupt nicht erklären: Sie schwankt zwischen ihrer Selbstdeutung »ich hab' einfach immer Pech« und ihrer Deutung, dass sie das denkbar »schlechtestmögliche Karma« habe – in beiden Fällen sind es externe Kräfte, die die Ereignisse gleichsam schicksalshaft bestimmen.

Weitere Schicksalsschläge berichten wir hier auch zum Schutz der Befragten (trotz Anonymisierung) nicht. Viele Ereignisse wurden nur umrissen, manche nur angedeutet, manch eine*r wollte explizit nicht weiter über die Erlebnisse sprechen. Relativ oft hörten wir von überraschenden, verfrühten und häufig tragischen Todesfällen von Personen, die eine zentrale Bedeutung im Leben der Befragten einnahmen. Auch wurden verschiedentlich psychische, physische und sexualisierte Gewalt sowie Verlusterfahrungen, die sicherlich in vielen Teilen traumatisierend wirk(t)en, mehr oder weniger ausführlich erzählt oder angedeutet. Es dürfte nachvollziehbar sein, dass derartige Erfahrungen ein Normal-beziehungs- und Normal-arbeitsbiographisches Weitermachen-als-sei-nichts-geschehen nicht begünstigen.

Wir haben in unserem Exkurs eine Zeitperspektive eingenommen: Bei vielen hat sich die persönliche Arbeitssituation im Lebensverlauf verschlechtert. Viele starteten ihre Erwerbsbiographie mit einer positiven Arbeitshaltung. Prekäre Arbeitskonstellationen können aber im Lebensverlauf oft zu ambivalenten Haltungen gegenüber Erwerbsarbeit oder gar zur Abwendung von ihr führen. Eine wichtige Ursache dürfte sein, dass eine positive Erwerbsarbeitsorientierung unter Bedingungen prekärer Beschäftigungen und prekärer Lebensereignisse nicht oder nur schwer längerfristig umsetzbar erscheinen. Diese Nichtumsetzbarkeit wird oft als Anerkennungsdefizit erfahren.

4.7 Erwerbsarbeit als notwendiges Übel, Heteronomie und Ausbeutung

Wenden wir uns nun wieder den Bedeutungen von Erwerbsarbeit und den Fällen zu, in denen Erwerbsarbeit aus verschiedenen Gründen negativ konnotiert ist. Nahezu niemand erzählt davon, Erwerbsarbeit von Anbeginn an

negativ gedeutet zu haben. Fast immer hat sich dies im Zuge von Prekarisierungsprozessen entwickelt. Wir beschreiben zunächst drei negative Bedeutungen von Erwerbsarbeit: sie erscheint als notwendiges Übel (4.7.1), als Zwang und Fremdbestimmung (4.7.2) und als Ausbeutung (4.7.3). In Kapitel 8 gehen wir auf zwei weitere negative Bedeutungen, ja Pathologien von Erwerbsarbeit ein: Erwerbsarbeit als krankmachend (4.8.1) und als Entfremdung (4.8.2). Wie so oft gehen einige dieser Deutungen ineinander über.

4.7.1 Erwerbsarbeit als existenziell notwendiges Übel

Einige der Befragten fassen Erwerbsarbeit per se als negativ, mit unterschiedlichen Begründungsnuancen, so etwa Theo Tettler, Walter Wenke, Clemens Caspar und Rolf Radler – die allesamt explizit oder implizit Anleihen bei der Marx'schen Lehre nehmen. Für Walter Wenke ist Arbeit, ganz im Marx'schen Sinne, als Lohnarbeit immer entfremdete Arbeit. Er lehnt sie radikal ab (siehe Kapitel 4.8.2) und führt die Bedeutung, die Arbeit für ihn hat, aus: »Es ist negativ. Also ich find Arbeit furchtbar […] je weniger Arbeit, desto besser […] Du musst dich verkaufen, deine Produkte, und ich hasse Arbeit. Ich finde, es ist debil, es ist nicht bereichernd.«

Theo Tettler antwortet auf die Frage, was für ihn »gute Arbeit« ausmache:

»Arbeit KANN nicht gut sein also wie soll das möglich sein? Es is' ah es is' kapitalistische Ökonomie, was kann an der Arbeit denn gut sein?«

Zwar nimmt er diese Absolutheit etwas zurück: »Also zumindest für so Menschen wie mich, die nichts gelernt haben«, verallgemeinert aber erneut: Selbst für »Universitätsprofessoren« sei

»der ökonomische Zwang genauso gegeben […] also selbst diese ah gehobene Klasse ah war immer irgendwie mit dem Rücken zur Wand ja ah, was vorzeigen, was vorweisen zu müssen […], um dann auch noch im nächsten Jahr ihre Gelder […] Also ich glaub dass es überall so ist, nur die Problematik is' anders gelagert na.«

Erwerbsarbeit erscheint bei ihm als ökonomische und biologische Notwendigkeit, als Zwang der Existenzsicherung, und damit als unvermeidbares, notwendiges Übel. Er sinniert, dass

»der Begriff der Arbeit eigentlich schon ah die die Freiwilligkeit nicht mehr umfasst, na sondern halt ah aber nicht nur gesellschaftlich bedingt, sondern ah biologisch bedingt. Hm. Man muss nun mal essen und sich anziehen und sich irgend-

wo Unterschlupf finden (lacht) vor vor den klimatischen Verhältnissen und diese Dinge müssen alle gemacht werden ja. Und das is' ah, ich glaub, das war noch nie lustig.«

Gleichzeitig stellt Theo Tettler, wie Sabine Schomann, eine Ambivalenz von Erwerbsarbeit heraus, die sich für ihn vor allem aus ihrer Fremdbestimmung bis hin zur Destruktion der Arbeitenden versus ihren positiven sozialen Funktionen ergibt:

»Auf der einen Seite will man sie loshaben, na man man empfindet sie auch als das, was was einen dann ah, kombiniert mit der gesellschaftlichen Problematik, bedrückt ja, was einen kaputt macht. Auf der anderen Seite hält sie einen äh wach.«

Auch für Rolf Radler ist Arbeit ein »notwendiges Übel (lacht)«, ebenso für Clemens Caspar. Caspar kritisiert, dass viele Menschen sich über Erwerbsarbeit definieren und damit wichtig machen würden. Dies scheint ihm zu missfallen:

»Also dieses so jemand der weiß ich, so diese komischen Partys, wenn man so Anfang zwanzig oder was machst denn du was machst denn du und dann alle erzählt haben wie toll sie alle Jobs haben und was sie alles und wie wichtig sie sind.«

Clemens Caspar hingegen bestimmt sich nicht über Erwerbsarbeit. Auch wenn er arbeitslos wurde, dachte er nicht, »oh weia, jetzt verlier ich meine Arbeit«, sondern nutzte seine Zeit mit aus seiner Sicht sinnvollen Dingen. Erwerbsarbeit sei »irgendwie notwendig«, weil man auf Geld angewiesen sei. Viele Menschen könnten aber sowieso nicht von dem Geld leben, das sie verdienen: »Ist ja bei uns eigentlich auch so.« Außerdem gebe es Menschen, die einfach nicht in die Erwerbsgesellschaft passen, aber dennoch gemeinschaftlich sinnvolle Arbeit tätigen:

»Es gibt Leute wir haben zum Beispiel mal jemanden gehabt hier im Ort […] der ist rumgelaufen hat mal da ein kaputtes Fahrrad gefunden. Das dahin gebracht. Hat gesagt, hier braucht ihr und so was? Also so so ne Leute gibt's ja auch, die einfach ganz anders leben. In ner ganz anderen Welt sind und trotzdem irgendwie nützlich sind. Für sich selber auch und mit sich selbst zufrieden.«

4.7.2 Erwerbsarbeit als Zwang und Fremdbestimmung

Für Theo Tettler ist Arbeit ein ökonomisch und biologisch begründeter Zwang. Wollend oder nicht, die Menschen müssen arbeiten, um zu überleben. Rolf Radler wählt nicht solch drastische Worte, aber auch er betrach-

tet – jedenfalls gering qualifizierte – Erwerbsarbeit als Zwang und Fremdbestimmung. Gefragt nach der Bedeutung von Arbeit für ihn antwortet er:

»Komm kommt natürlich drauf an, ne, wenn man ’n Job hat ah, wo man quasi sein Hobby zum Beruf macht, ist das was anderes ne, dann geh ich da mit mit ganz anderen Voraussetzungen dran. Ah so ist es halt eher ’n Zwang.«

Noch deutlicher sagt er, »der Zwang zur Lohnarbeit widerstrebt mir«. Wenn er schon arbeiten müsse, »dann am liebsten Teilzeit«. Er lehnt Erwerbsarbeit generell und ein Normalarbeitsleben als Lebensmodell für sich selbst ab: »So ’n normalen in Anführungsstrichen normalen Job ah hab’ ich überhaupt keine Lust drauf so.«

Sabine Schomanns Position zeigt sich als ambivalent: Einerseits wünschte sie sich wieder Erwerbsarbeit, »um nicht den ganzen Tag zuhause zu sitzen«, zugleich beinhaltet die von ihr positiv bewertete Strukturierung des Tages auch eine negative Seite des Zwanges und der Fremdbestimmung. Letztlich sei aber ein Leben ohne Geld ebenfalls fremdbestimmt:

»Einerseits wollt ich den Job, um auch mehr Beschäftigung zu haben, andererseits sitz ich jetzt manchmal hier und denk mir boah war das ’n schönes Lotterleben. Aufstehen, wann du willst, überhaupt machen können, was du willst, so. Ja aber ahm ja da waren halt wieder die finanziellen Sachen, wenn man zu wenig Geld hat, kann man auch nicht immer das machen, was man will.«

In Abwägung zwischen einer finanziellen Fremdbestimmung mangels Erwerbsarbeit und einer zeitlichen Fremdbestimmung durch ihren Job entscheidet sie sich für den Job, wenngleich sie findet, »mehr Freizeit wäre schön«. Später kritisiert sie aber, dass ihr Mindestlohn-Job in der Kaffee-Kette kaum mehr Einkommen bringe als ihre vorherigen Sozialleistungen:

»Das ärgert mich so. Ich hab’ ahm mit diesen 850 Euro im Grunde nicht viel mehr, als ich vorher hatte durch Hartz IV und ’n geförderten Job. So das is’ nich viel mehr. Hab’ aber viel weniger (lacht) Freizeit. So insofern ziemlich Scheiße.«

Auch würde Sabine Schomann nicht jeden Job annehmen, nur um Geld zu verdienen. Er muss zumindest ihren Minimalanforderungen entsprechen. Andernfalls nimmt sie auch Sanktionen durch ihren Sachbearbeiter bezüglich ihres Hartz IV Bezuges auf sich. Sie sagt:

»Mir ist meine Selbstbestimmung und meine Freiheit wichtiger als alles Geld der Welt. Ich penn lieber unter ’ner Brücke, bevor ich mich versklaven lass für irgend ’nen Scheiß.«

Deutlich wird hier also, dass Erwerbsarbeit, wenn sie nicht den inhaltlichen und formalen Minimalanforderungen Sabine Schomanns entspricht, als ihre Freiheit einschränkend und damit als Fremdbestimmung und Heteronomie gedeutet wird. Im Zweifelsfall entscheidet sich Sabine Schomann dafür, »ihre persönliche Freiheit« zu »bewahren«.

Einen ähnlichen *tradeoff*, hier zwischen (Frei-)Zeit und Geld, artikuliert Rolf Radler, den er für sich ähnlich zugunsten von mehr (Frei-)Zeit löst. Seine Nichterwerbstätigkeit bewertet er als

»eigentlich grundsätzlich ganz angenehm ne, man hat halt viel Freizeit (lacht)/I lacht/ah aber entsprechend natürlich kein kein Einkommen ne keine finanziellen Mittel zur Verfügung und das is' dann schon 'n bisschen blöd.«

Auch Walter Wenke zieht bei der Frage nach Zeit oder Geld die Freizeit und Lebenszeit vor (ausführlich 4.8.2). Geld spiele für ihn eine »ganz, ganz untergeordnete Rolle« und er lehnt es vehement ab. Geld steht – so die Rekonstruktion – für Walter Wenke allgemein für das Unmoralische, Entfremdende und Verdinglichende des gesamten Wirtschafts- und Erwerbssystems und spezifisch als Synonym für Walter Wenkes mit dem Falschen vergeudete und fremdbestimmte Lebenszeit. Er zeichnet einen *tradeoff* zwischen Geld als durch heteronome Erwerbsarbeit gebundene Lebenszeit und Glücklichsein als Selbstbestimmung:

»Ein klarer roter Faden in meinem Leben ist, je weniger Geld ich verdient habe, desto glücklicher war ich. Also je mehr ich verdient hab, ich mein in diesen ganzen Führungspositionsjobs, das war eine Katastrophe für mich. Unglaublich einengend und ja.«

Bei Walter Wenke ist der Verzicht auf Geld, ergo auf Erwerbsarbeit, eine tatsächliche aktive Entscheidung, während dies bei Rolf Radler eher als Nichttätigkeit erscheint. Und wenngleich sich Walter Wenke und Theo Tettler aktiv gegen Erwerbstätigkeit entscheiden, lassen sich die jeweiligen Bedingungen als unterschiedlich rekonstruieren: Walter Wenke entscheidet sich zum Zwecke seiner Selbstbefreundung und Selbstfindung für ein selbstbestimmtes, (vermeintlich) autonomes Leben in Muße und gegen eine heteronome Erwerbsarbeit, die ihn beinahe zerstört hätte. Theo Tettler entscheidet sich nicht für etwas, sondern nur gegen eine von ihm als heteronome, weil krankmachende, erdrückende, pathologische und als ihn letztlich tötende, wahrgenommene Erwerbsarbeit. Theo Tettler bewertet es recht ähnlich wie Walter Wenke, wie es für ihn ist, nicht erwerbstätig zu sein und, so die Rekonstruktion, der maximalen Fremdbestimmung zu entgehen:

»Da ist es nur gut. Es gibt nichts Besseres als ah pf einigermaßen selbstbestimmt sein Leben führen zu können […] von daher ist das für meine ah Gesundung sehr wichtig ja.«

Im Teilkapitel 4.8.1 beschreiben wir eingehender die Negativentwicklung von Theo Tettlers Gesundheit und schließen hier mit der Zusammenfassung seiner letzten Berufsjahre:

»Die Krankheit wird immer schlimmer und man kann das beobachten und das zieht sich über Monate oder Jahre und man sieht, wie man langsam abstirbt (lacht).«

4.7.3 Erwerbsarbeit als Ausbeutung

Direkte Erfahrungen der Ausbeutung – die wir klar als Nichtanerkennung deuten – kritisieren nur einige Befragte, anders als Heteronomie und Entfremdung. Auch in unserer Interpretation finden sich nur wenige Hinweise auf Ausbeutung. Unter Ausbeutung verstehen wir mit den Befragten und sehr vereinfacht gefasst insbesondere die Aneignung eines Mehrwertes, den die Befragten durch ihre Arbeitstätigkeit erzielen, durch andere.[40] Dies geschieht vor allem durch Unterbezahlung, die von einigen Befragten bedauert bzw. von denen eine (etwas) höhere Bezahlung gewünscht wird. Am deutlichsten beschreibt Sabine Schomann einen ausbeuterischen früheren Arbeitgeber als

»Scheiß Sklaventreiber. So die Gesundheit eurer Mitarbeiter, na wir sind Sklaven, so unsere Gesundheit is denen doch scheißegal, Hauptsache die Kasse von denen stimmt.«

Auch Ulrike Urban benennt Ausbeutungserfahrungen. In ihrer Pflegetätigkeit klaffe eine große Lücke zwischen ihrer bezahlten und faktischen Arbeitszeit: »Also anderthalb Stunden bekomm ich pro Tag bezahlt, aber ich arbeite da viel mehr.« Sie dürfe

»gar nicht erzählen, was ich dafür bekomme, das sind 800 Euro (lacht). Das ist ahm (atmet ein) das ist ahm nee das ist eine sehr prekäre Geschichte.«

Der Pflegedienst bezahle ihr nicht mehr, »weil das Halsabschneider« seien. Ähnlich fühlt/e sich Rolf Radler in seinen Jobs »halt auch nur ausgenutzt«.

---

40 Eine ausführliche und differenzierte theoretische und empirisch anhand der Laienpflege fundierte Auseinandersetzung mit dem Konzept lieferte jüngst Haubner (2017).

Veronika Vetter nennt Leiharbeitsfirmen an einer Stelle »Sklavenhalter«, was man durchaus als Ausbeutung interpretieren kann. Sie wäre aber bereit, für einen Job auch Gehaltseinbußen in Kauf zu nehmen angesichts ihrer prekären Berufsbiographie und der insgesamt als schlecht wahrgenommenen Arbeitsmarktlage. Vor fünf Jahren hätte sie noch »gedacht boahhh (lacht) für das Geld arbeit' ich nicht«, aber es gäbe »einfach auch Situationen, wo man vielleicht einfach dann ein bisschen elastisch sein sollte.« Diese Elastizität ist Ergebnis ihrer bisherigen Erfahrungen; prospektiv würde sie »gerne auf vier fünfhundert Euro brutto verzichten zugunsten einfach eines angenehmen Umfeldes«. Doch selbst ein solch erheblicher Einkommensverzicht ermöglicht ihr derzeit weder, eine bessere Qualität von Beschäftigung noch überhaupt eine Beschäftigung sicher zu stellen.

Auch Oliver Oswald nimmt lieber eine schlecht bezahlte, aber inhaltlich halbwegs interessante Tätigkeit in Kauf, auch wenn er sein geringes Einkommen als Anerkennungsdefizit und als Makel empfindet. Sabine Schomann und Rolf Radler hingegen erhalten nur einen niedrigen Lohn ohne positive Arbeitsinhalte und fühlen sich in beiderlei Hinsicht nicht anerkannt: Sabine Schomann empfindet sich mit dem Tariflohn als unterbezahlt angesichts der Verantwortung, die sie habe, und auch Rolf Radler würde gerne mehr als den Tariflohn erhalten. Theo Tettler schließlich müsse nehmen, was er kriegen könne und habe keine Wahl.

Es scheint, als hätten sich die prekär Beschäftigten an geringe Einkommen und schlechte Bezahlung gewöhnt und als hätte sich das Kritikpotential angesichts ihrer wahrgenommenen schlechten Beschäftigungssituation für sie erschöpft – jedenfalls mit Blick auf Einkommen. Anders ist die (Kritik-)Situation mit Blick auf Entfremdung und Pathologien von Erwerbsarbeit.

4.8 Von den Pathologien selbst- und sozialdestruktiver Erwerbsarbeit

Wir kommen nun zu den zwei letzten, klar negativen Bedeutungen von Erwerbsarbeit, die zugleich auch Folgen von Erwerbsarbeit sein können: Zum einen die Bedeutung »Arbeit macht krank« (4.8.1), wobei Arbeit auch dann krank machen kann, wenn dies in der Selbstdeutung (noch) nicht erkannt wird. »Pathologien der Arbeit I« sind also auch eine mögliche Folge von (prekärer) Erwerbsarbeit. Zum anderen haben wir die Bedeutung »Erwerbsarbeit

als Entfremdung« (4.8.2) rekonstruiert. Auch hier können sich, unabhängig von der Deutung der Befragten, negative Folgen zeigen. Wir bezeichnen dies als »Pathologien der Arbeit II«.

4.8.1 Pathologien der Arbeit I: Wenn Arbeit krank macht

Bei vielen Befragten wird teils drastisch deutlich, wie belastend und krankmachend ihre prekären Arbeitsbedingungen sind. Dies reicht von auch gesamtgesellschaftlich weit verbreiteten körperlichen Beschwerden wie Verspannungen, Kopf- und Rückenschmerzen über auch chronische Beschwerden und Erkrankungen (der Wirbelsäule, Gelenke, des gastrointestinalen Traktes, des Herz- und Kreislaufsystems, Immunschwächen u. v. a. m.) bis hin zur kompletten Arbeitsunfähigkeit. Oft gehen die somatischen Beeinträchtigungen mit vielfältigen psychosomatischen Beschwerden einher. Bei einigen manifestieren sich auch verschiedene psychische Syndrome und Symptome. Insgesamt sind die Ursachen oft nicht eindeutig beispielsweise in der Erwerbssphäre zu lokalisieren, sondern nur im gesamten Lebenszusammenhang zu verstehen. Da wir weder Mediziner*innen noch Psycholog*innen sind, können wir keine Diagnosen stellen. Wir schildern aber einige unserer datengestützten Interpretationen von belastenden und krank machenden Arbeitsbedingungen, wobei wir nur die vorsichtigste Interpretation anführen und einiges zum Schutz der Befragten nicht berichten.

Oliver Oswald war zwar zum Interviewzeitpunkt selbst (noch) nicht von Überlastungserscheinungen betroffen, berichtete aber über Kolleg*innen, die gesundheitlich unter den Arbeitsbedingungen litten, bis hin zu längeren Ausfällen:

> »Was ich leider bei meinem jetzigen Arbeitgeber auch schon mitbekommen habe, dass Leute durch Überlastung, durch Stress, durch zu viel Druck krank geworden sind. Und dann echt mehrere Monate ausfielen.«

Seiner Wahrnehmung nach ist es besonders der (externe) Druck, der die Beschäftigten krank mache. Er glaubt, dass

> »irgendein Druck weitergegeben wird, der von außen kommt […]. Und zumindest ist das meine Wahrnehmung in mehreren Fällen gewesen und die Leute haben's zum Teil dann hinterher auch so erzählt, dass es die Leute krank gemacht hat. Ob das Burnout war, ob das 'n Hörsturz war oder irgendein Virusinfekt, der irgendwie die Leute lange verschleppt haben, weil sie nicht zum Arzt gehen wollten oder nich nich frei nehmen wollten und dann die Leute richtig längere Zeit flachgelegt hat. Solche

Dinge sind für mich 'n Symbol dafür, dass irgendwo Arbeit nicht gut läuft oder nicht gut organisiert ist oder in Anführungsstrichen UN-menschlich abläuft oder erzwungen wird oder irgendwie so etwas.«

Auch in Petra Podans Erzählungen wird recht deutlich, dass die Arbeitsbedingungen, die Mobbingsituation durch die Kolleginnen und der fehlende Rückhalt durch Vorgesetzte bei ihr in Form von Kopf- und Bauchschmerzen somatisieren und ihr viele sorgenvolle Gedanken und psychische Belastungen bereiten – die sie aber erträgt (vgl. Kapitel 7).

Bei Pepo Poturica löst eine Allergie eine schwere Lungenentzündung aus. Im Krankenhaus legt ihm das medizinische Personal nahe, umgehend seinen Tätigkeitsbereich zu wechseln, da die hohe Staubkonzentration auf den Baustellen seine Lungenfunktion erheblich beeinträchtigt. Trotz seiner drohenden Berufsunfähigkeit sieht Pepo Poturica, wie wir in Kapitel 6.2.2 ausführen, aber (derzeit) keine Möglichkeit, seine Stelle zu kündigen.

Ulrike Urban hat sich in der jahrelangen, körperlich und psychisch sehr belastenden Tätigkeit in ihrem Ausbildungsberuf als Heilerzieherin »gesundheitlich völlig ruiniert« (4.1.2) und auch Sabine Schomann berichtet Dramatisches über den Saisonjob mit körperlich äußerst anstrengenden Arbeitsbedingungen, den wir in Kapitel 4.7.3 schon vorgestellt haben:

»Die Leute sind uns reihenweise umgekippt. Wir hatten fast täglich 'n Notarzt da, der sich um irgend 'n Kollegen kümmern musste, weil der kollabiert ist.«

Sie erträgt diese Situation zunächst mehrere Jahre, aber in der dritten Saison wird es für sie untragbar und sie beschwert sich bei der Firmenleitung. Obwohl sie nur marginale Verbesserungen einforderte, wurde ihr Vertrag nicht verlängert:

»[…] hieß es: ›so brauchst dich nächstes Jahr gar nicht neu bewerben. Stehst jetzt auf der roten Liste, dich wollen wir hier nicht mehr haben‹. Wo ich dann gesagt habe gut ich will euch auch nicht haben ihr Scheiß Sklaventreiber. So die Gesundheit eurer Mitarbeiter, na wir sind Sklaven, so unsere Gesundheit is denen doch scheißegal, Hauptsache die Kasse von denen stimmt.«

Rolf Radler erzählt wenig, aber er scheint in seinem Ausbildungsberuf als berufs- oder erwerbsunfähig kategorisiert worden zu sein, aufgrund der stressigen Arbeitsbedingungen:

»Da bin aber drauf kaputt geschrieben […], weil ich das ah die Arbeitsbedingungen nicht mehr aushalte. Zu viel Stress und so.«

Für Walter Wenke lässt sich die genannte Einengung und Fremdbestimmung durch seine frühere, zwar sehr gut bezahlte, aber zeitlich ausgedehnte Tätigkeit in Führungsposition als körperliche und seelische Bedrohung, ja als knapp bevorstehende Zerstörung rekonstruieren. Wie er sagt, habe er damals zwar

»finanziell so was von ausgesorgt jeden Monat. (holt Luft) Aber trotzdem, du hast gedacht, du du du zerbrichst jeden Augenblick.«

Theo Tettler ist schließlich, so die Rekonstruktion, durch die Arbeitsbedingungen im Krankenhaus letzten Endes komplett arbeitsunfähig geworden (wenngleich hier verlaufskurvenförmig verschiedene Aspekte zusammenkamen). Er beginnt seine Erzählung:

»Meine momentane Situation ist nicht so schön. Bin seit ah etwa drei Jahren arbeitslos +++ also etwa weil ah ich war in meinem alten Arbeitsverhältnis, wo ich 25 Jahre gearbeitet hatte […] zum Schluss krank, also ein dreiviertel Jahr krank. Durch die Kündigung erkrankt.«

Schon die Jahre vor der Kündigung »waren ah ziemlich der Horror« und es bahnten sich verschiedenste körperliche Beeinträchtigungen an:

»Ich hatte ja also nicht nur ein Problem mit den Nerven, sondern ah ich war schon beinah (zieht Luft ein) ah beinah halbseitig gelähmt gell, da war die ganze Schulter hier runter bis in Rücken rein alles entzündet und so. Nur vom Stress, da schläft man dann schlecht, wenn man ah familiäre und Probleme und Probleme am Arbeitsplatz hat, dann kann man nicht mehr schlafen, dann ist man nicht mehr fit, dann wird man einfach krank und zwar ziemlich schnell und man hat auch keine Chance, da irgendwas zu verbessern ja. Die Krankheit wird immer schlimmer und man kann das beobachten und das zieht sich über Monate oder Jahre und man sieht, wie man langsam abstirbt (lacht).«

Theo Tettler, so unsere Rekonstruktion, schaute sich in seiner verlaufskurvenförmigen Abwärtsentwicklung jahrelang bei seinem von den unerträglich gewordenen Arbeitsbedingungen verursachten »Absterben« selbst zu – wie ein*e soziologische*r Beobachter*in, oder wie eine handlungsunfähige und entfremdete menschliche Hülle.

Am Tag der Kündigung und wegen ihr brach Theo Tettler schließlich, gleichsam in einem finalen *showdown*, körperlich und seelisch komplett zusammen:

»Bin also am Tag der Kündigung, die Kündigung kam sehr überraschend für mich ahm +++++++ bin ich ah durch Hierstadt gefahren und hab' ah +++ einen Psychiater (lacht) gesucht na ah ah einen Nervenarzt und so ich war einfach kaputt fertig.«

Seine Diagnose lautete »Burnout. Kombiniert mit ah also Hauptdiagnose war glaub ich Depression«. Seit dem Tag der Kündigung und in den folgenden Monaten, in denen er eine erfolglose Kündigungsschutzklage laufen hatte, war er nicht mehr in der Lage, zu arbeiten:

»Es war unmöglich, inner in dieser Zeit der Auseinandersetzung also für mich unmöglich, an den Arbeitsplatz zurückzukehren. Und hatte dann das Glück, dass ich erstens 'nen Nervenarzt gefunden hab' […] und zweitens, dass der mich auch ah die ganze Zeit über krankgeschrieben hat bis ah zur Kündigung bis ah ah zum Ende der Kündigungsfrist.«

Doch Theo Tettler ist nicht der einzige, der aufgrund der prekären und belastenden Arbeitsbedingungen, aufgrund von Arbeitsverdichtung, hohem Druck, Unsicherheit, Mobbing und anderem mehr einen »Burnout« erlitten hat. Birthe Bruhns und Maria Melchior waren etwa wegen eines Burnouts in einer Reha-Maßnahme, Maria Melchior wird weiterhin wegen einer Depression behandelt, ähnlich Sabine Schomann. Einige benennen explizit einen »Burnout«, andere – etwa Walter Wenke, den wir in Kapitel 4.8.2 vorstellen, umschreiben ihren entsprechenden Zustand mit absoluter Erschöpfung oder ähnlichem.[41]

Zusammenfassend lässt sich bei einigen Befragten explizit die Deutung rekonstruieren, Erwerbsarbeit ist etwas, was die Menschen krank macht. Darüber hinaus kann Erwerbsarbeit und besonders prekäre Erwerbsarbeit, auch wenn sie nicht subjektiv so gedeutet wird, die Menschen krank machen, ihre Gesundheit gefährden – in Form eines Erschöpfungssyndroms, aber auch in vielfältigen anderen Formen. Dies bezeichnen wir als Pathologien der Arbeit I.

4.8.2 Pathologien der Arbeit II: Erwerbsarbeit und Entfremdung

Damit kommen wir zu einer zweiten Art von Pathologien: zur Deutung von Erwerbsarbeit als Entfremdung und den entfremdenden Folgen prekärer Arbeit. Entfremdung ist ein Schlüsselbegriff der Kritischen Theorie und

41 Der Begriff »Burnout« stammt von Freudenberger (1974) und lässt sich als Ausgebranntsein übersetzen. »Burnout« ist keine medizinische Diagnose, sondern eine Ansammlung an Symptomen. Oft wird es auch als Erschöpfungssyndrom bezeichnet. Gemeint sind damit eine anhaltende, oft chronische körperliche und emotionale Überlastung und ein Erschöpfungszustand. Dabei können auch Kriterien einer Depression erfüllt sein.

steht in einer langen Tradition.[42] Sehr knapp gefasst verstehen wir mit Jaeggi (2005) unter Entfremdung eine »Beziehung der Beziehungslosigkeit« (ebd.: 19), eine »*defizitäre* Beziehung, die man zu sich, zur Welt und zu den Anderen hat« (ebd.: 23). Sie ist »verbunden mit [...] Sinnlosigkeit, die sich mit *Machtlosigkeit* [...] verschränkt [...]« und ein »*Herrschaftsverhältnis*«, das über »Heteronomie« hinausgeht. »Entfremdung bedeutet Unverbundenheit oder *Fremdheit*« (ebd.: 40). Kurz: Entfremdung ist ein »Verhältnis gestörter bzw. verhinderter Welt- und Selbstaneignung« (ebd.: 19f.).

Wir beginnen mit Erfahrungen der Entfremdung, die uns berichtet wurden. Diese sind recht vielfältig, und wir führen sie hier nur exemplarisch anhand der Fälle Veronika Vetter und Walter Wenke aus. Daneben ließe sich auch Oliver Oswald heranziehen. Bei Sabine Schomann, Aushilfe in der Kaffee-Kette und die meiste Zeit nicht oder prekär beschäftigt, wird eher Verdinglichung deutlich. Unter Verdinglichung verstehen wir, sehr vereinfacht, nicht wie ein Selbstzweck, sondern als bloßes Mittel zum Zweck, wie ein Objekt behandelt zu werden.[43] Für Schomann ist es »gute Arbeit«, wenn sie einen Chef hat, der

> »nicht nur die Zahlen sieht und der nicht nur meine Arbeitskraft sieht, sondern auch ah, dass ich 'n menschliches Wesen bin.«

Dies habe sie aber nie so erlebt, was im Umkehrschluss deuten lässt, dass sie im Erwerbssystem nur als Arbeitskraft und nicht als menschliches Wesen behandelt wird.

Veronika Vetter und die »Erwerbsarbeitsmatrix«

Veronika Vetter und ihre mittlerweile sehr erwerbskritische Haltung, jedenfalls was die Bedingungen betrifft, unter denen Erwerbsarbeit seit einigen Jahren stattfindet, haben wir bereits vorgestellt. Entfremdung wird weitgehend nur implizit deutlich, anders als bei Walter Wenke. In Veronika Vetters Deutung ist Erwerbsarbeit in der aktuellen Escheinungsform maximal belastend, krankmachend und schränkt ihre Lebensqualität ein:

---

42 Eine beeindruckende theoretische, begriffliche und empirisch unterfütterte Auseinandersetzung mit Entfremdung bietet Jaeggi (2005), wenn auch nicht mit Blick auf prekäre Beschäftigung.

43 Zu einer anerkennungstheoretischen Bestimmung von Selbst- und Fremdverdinglichung siehe etwa Honneth (2005); rezipiert und auf Doppelkarriere-Paare bezogen wird dies etwa von Wimbauer (2012: 333ff.)

»Also für mich ist es wirklich so, dass Arbeit mit ’nem extremen Stress verbunden is’, mit Reduktion von Lebensqualität, was einfach das Einkommen, das ich hab’, das das wiegt das eigentlich gar nicht mehr auf ja.«

Mehrfach verdeutlicht sie, dass falsche Strukturen von Erwerbarbeit sie krank machen:

»Also wenn ich in widersinnige Strukturen eingespannt bin +++ das das KANN ich einfach nicht durchhalten, das macht mich krank ja.«

Von jenen fühlt sie sich auch körperlich bedroht wie von einem Folterinstrument, wie wir bereits an den heranrückenden »Daumenschrauben« und an den ihr die Luft zum Atmen (und damit zum Über-/Leben) raubenden Hierarchien veranschaulicht haben: »Ab ’ner bestimmten (atmet tief aus) Hierarchieform kann ich einfach auch nicht mehr atmen.«

Körperliche Bedrohungen sind das eine, Entfremdung ist das andere. Diese deutet sich – womöglich auch als Verdinglichung, wie bei Schomann – an, wenn sie vehement kritisiert, dass heute »Arbeitskraft nur noch auf diese extreme automatisierte Funktionalität reduziert« wird. Eindeutig um Entfremdung geht es, wenn Veronika Vetter Erwerbsarbeit massiv als vereinseitigte gesellschaftliche »Matrix« kritisiert, die die Menschen – in ihrer, so die Deutung, gesellschaftlich bedingten Verblendung – von sich selbst, von den eigenen Bedürfnissen, von den anderen und von den Bedürfnissen der anderen abbringe:

»Die Menschen sind so in dieser Matrix drin, Job ist das Wichtigste, dass sie bestimmte Realitäten gar nicht mehr wahrnehmen.«

Unter anderem aufgrund dieser Entfremdungserfahrungen, der Bedrohungen und möglichen Zerstörung von Körper und Gesundheit und der falschen Versprechen mit Blick auf Arbeitsinhalte und Dauerhaftigkeit von Stellen, die man ihr vorgegaukelt habe, strebt Veronika Vetter heute danach, ihren eigenen Weg des Herzens zu gehen. Sie will nun immer »ganz konsequent« »bei sich selber« bleiben und den fremdbestimmten, krankmachenden, entfremdenden Strukturen und letztlich der übermächtigen Erwerbsarbeitsmatrix entfliehen. Dass ihr das allerdings nicht so leichtfällt und sie weiterhin an Erwerbsarbeit orientiert ist, sprich: Ambivalenzen deutlich werden, zeigt auch ihre Reflektion über ihre derzeitigen Bewerbungsgespräche:

»Einerseits […] möcht ich was tun, möcht ich mich einbringen in eine halbwegs oder überwiegend gesunde Struktur, und gleichzeitig merk ich, wenn ich dann in den Gesprächen sitze (atmet tief ein) klingeln schon wieder die Alarmglocken.«

Schließlich prangert Veronika Vetter vehement eine weitere strukturelle Ambivalenz, ja nachgerade Paradoxie an. Diese entstehe/n durch die sich aus der Ausweitung von befristeter, flexibler und projektbezogener Beschäftigung ergebenden höchst widersprüchlichen Anforderungen, die aber uneinlösbar seien:

»Im Grunde kann man gar nicht mehr länger PLANEN, als was weiß ich bis zum nächsten (lacht) Wochenende oder so ja. Das ist auch so 'n Widerspruch. Eigentlich sollte man 'ne Perspektive entwickeln und gleichzeitig KANN man sie gar nicht mehr entwickeln, weil die Realität einfach dagegen spricht.«

Die Arbeitsbedingungen bergen für Veronika Vetter also, so die Rekonstruktion, Entfremdungserfahrungen, paradoxe und damit unmöglich einzulösende Anforderungen, die Gefahr von Pathologien, körperliche Bedrohungen bis hin zu Selbstzerstörungen und insgesamt ein recht großes Ideologiepotential.

Walter Wenke: Von der »totalen Entfremdung« zur »Selbstbefreundung«

Walter Wenke ist zum Interviewzeitpunk Anfang 30, der jüngste und höchstqualifizierte Befragte.[44] Während und nach seinem dualen Studium war er als Führungskraft in der Versicherungswirtschaft tätig. Er arbeitete »fuffzich Stunden die Woche, zum Teil ging's auch mal hoch auf 80, 90«. Den Druck seitens seiner Vorgesetzten, in seiner Führungsposition und im Verkauf allgemein beschreibt er als sehr hoch und den Vertrieb als frei von jeglicher Moral. Im Lauf der Zeit erkannte er die Anforderungen in seiner Führungsposition und die gesamte Versicherungswirtschaft als »gar nicht so richtig meins«. Zudem wurde er »klein gehalten in dem Job« und fühlte sich »frustriert und gekränkt«. Sein erster Satz im Interview lautet:

»Also für mich ist so ein ähm Einschnitt gewesen zu erkennen, was ist Fremdbestimmung, was ist Selbstbestimmung.«

In diesem ersten Satz sind wesentliche Aspekte der Fallstruktur enthalten, hier die Differenzierung zwischen »Fremdbestimmung« und »Selbstbestimmung« sowie der »Einschnitt« zwischen beiden. Wie Walter Wenke weiter erzählt, habe er

44 Mit seiner akademischen Ausbildung erfüllt er an sich das Kriterium einer mittleren bis geringen Bildung nicht, und er ist neben Paar Daub der einzig selbst gewählte prekär Beschäftigte. Dennoch präsentieren wir ihn hier, weisen aber explizit auf seine hohe Bildung hin (ebenso bei Paar Daub und Oliver Oswald).

»irgendwann den *cut* gemacht, weg von diesen Führungspositionen hin zu ähm Teilzeit. Und zwar prekär aus Selbstbestimmung.«

Später im Interview deutet er an, dass er nach einigen Jahren seiner erfolgreichen Karriere einen Burnout hatte: Er »war einfach voll durch« und nahm einen »radikalen Bruch« vor, indem er der seiner Ansicht nach maximal fremdbestimmten und entfremdenden Erwerbsarbeit weitest möglich entsagte. Er kündigte, war neun Monate arbeitslos, ist seitdem nur noch 15 Stunden pro Woche befristet als Aushilfe tätig und hat sich einen Lebenstraum erfüllt: sich einem Studium Generale und dem Nachdenken zu widmen. Immer wieder verzichtet er zeitweise komplett auf Erwerbsarbeit, hat seinen Konsum radikal reduziert, wohnt in einem besetzten Haus und arbeitet erst wieder, wenn es finanziell absolut erforderlich ist. Erscheint er in der Rekonstruktion früher als seiner Karriereorientierung hörig, so ist heute das Gegenteil der Fall:

»Ich war am Anfang ja wie gesagt, der berufliche Karrierist, Macht, Geld, das war so eine Sache, zu der ich sehr Herr (leicht unverständlich) war. Das hat sich jetzt sehr sehr stark gewandelt.«

Heute bezeichnet er sich als »prekär aus Selbstbestimmung«: Den radikalen Verzicht auf ein erwerbszentriertes Leben und die weitgehende Reduzierung von Erwerbsarbeit auf das materiell Notwendigste habe er selbstbestimmt und bewusst gewählt, wie er oft betont:

»Das war auch ne ganz klare Entscheidung für mich, ich WOLLTE weniger arbeiten und […] hab' ich mich eben für […] dieses Konzept entschieden […] mehr Raum lassen für wirklich die eigenen Wünsche, Interessen […] alles aus 'ner Selbstbestimmung heraus. Nicht, weil ich keine andere Wahl hatte, sondern weil ich das mir so zusammengebaut habe.«

Mit seiner aktiven Entscheidung gegen Erwerbsarbeit möchte er der Entfremdung, die aus seiner Sicht der Erwerbsarbeitsgesellschaft inhärent ist, entrinnen und Zeit für seine »Selbstwerdung« gewinnen:

»Ich rede immer lieber so von Selbstwerdung immer, das ist ähm man muss sich die Zeit frei schaufeln. Ich mein, Selbstbestimmung führt dazu, dass man Dinge macht, die ähm einen SO werden lassen, wie man möchte, sag ich jetzt mal.«

Ein wesentliches Scharnier in seiner Arbeits- und Lebenskonzeption ist seine Vorstellung, dass Erwerbsarbeit gebundene Lebenszeit ist, und diese Lebenszeit ihm entsprechend fehlt, wenn er einer Erwerbstätigkeit nachgeht. Eine 40-Stunden-Arbeitswoche ist für ihn

»Lebenszeit, die ich entweder verprass […] für irgendeine Riesenunternehmen oder für mich nutze und vielleicht daraus was viel Wertvolleres erwachsen kann als eben nur ein Gehalt am Ende des Monats.«

Er strebt heute nach Selbstbestimmung, nach Selbstfindung, Selbstverwirklichung und Selbstbefreundung, welche er durch Erwerbsarbeit als – so die Rekonstruktion – Inbegriff von Fremdbestimmung und Heteronomie bedroht sieht. In seiner Erwerbskarriere hat er die »absolute Entfremdung« erfahren. Er erzählt anschaulich von dem »Schlüsselmoment«, wie es zu seiner Abkehr von seiner Karriere kam: Er arbeitete zeitlich sehr ausgedehnt in einer Tätigkeit, die ihn nicht interessierte, nicht zu ihm passte und von der er sich entmächtigt und entfremdet fühlte:

»Das war schon ein Zeichen, dass ich eigentlich ähm ah ohnmächtig bin. Also, dass ich eigentlich ich hab' keine Ahnung, was ich mache, ich ta ich tu da nur was irgendwie Fremdbestimmtes.«

Zusätzlich war er extremem Druck im Verkauf ausgesetzt, was in der Summe eines Tages zu seinem Zusammenbruch führte:

»Ich hab' den diesen Chef auf der an der Pelle gehabt also immer der natürlich auch einen unglaublichen Druck ausge geübt hat. Und ich hab' irgendwann gemerkt so ja POAH also jetzt ist is' vorbei. Also ich ich funktionier gar nicht mehr. Also ich war eigentlich völlig entfremdet von mir. Also ich hab' mich auch selber nicht gespürt und so und war einfach voll durch und dann so boah krass nee, also das das so kann's keinesfalls weitergehen.«

Walter Wenke beschreibt sich hier als ohnmächtig, fremdbestimmt, er »funktionierte« nicht mehr, spürte sich nicht mehr und fühlte sich »völlig entfremdet«. Die Versicherung charakterisiert er als umfassendes, entmenschlichendes und entmenschlichtes Herrschaftssystem: »Das war ein absolut totalitäres System, wo es für die Menschen keinen Raum gab.«

In der gesamten Fallrekonstruktion erscheint Walter Wenke in vielerlei Hinsicht maximal entfremdet. Wir gehen nur auf Arbeitsaspekte im weiteren Sinne ein: Hier fühlt Walter Wenke sich in allen Marx'schen Dimensionen und noch weiteren entfremdet: Er lässt sich angesichts seiner mangelnden Identifikation mit den Versicherungsprodukten als vom Produkt seiner Arbeitstätigkeit entfremdet rekonstruieren. Weiter beschreibt er sich – und die Menschen allgemein – angesichts einer ubiquitären Spezifizierung und Fragmentierung von Arbeit als von der eigenen Arbeitstätigkeit entfremdet, wie er nachfolgend kritisiert:

»Diese ARBEITSverdichtung, diese Geschwindigkeitszunahme einerseits, andererseits die Spezifizierung von Arbeit. Man macht immer spezifischere Sachen, es gibt keinen + große Projekte oder Ganzheitliches […] Die Abstrahierung, Spezifizierung, dieses nicht Ganzheitliche, diese völlige Fragmentierung von von Arbeit, das ist, du machst immer so einen kleinen Bruchteil von einem Großen, dass keiner mehr eigentlich weiß ähm, was er eigentlich da macht.«

Drittens, so die Rekonstruktion, fühlt er sich als Gattungswesen von der Gesellschaft entfremdet und viertens von seiner Chefin und den Kollegen, also von den Mitmenschen. Bei der Frage nach Anerkennung kommt seine generelle Fremdheitserfahrung in der Erwerbssphäre zum Ausdruck. Er fühlte sich zum ersten Mal in seinem ungelernten Aushilfsjob anerkannt:

»Das war jetzt der erste Platz, wo ich wirklich das Gefühl hab, ich werde anerkannt. Bei den anderen vor allem nicht verstanden. Also nicht verstanden GRUNDSÄTZLICH in allen Jobs […]. Ich hab' mich sehr sehr ich hab' mich immer fremd gefühlt in den Jobs und ähm das fand ich einen sehr zentralen Punkt auch, warum ich auch sehr unglücklich war in vielen Jobs.«

In der Summe und Folge seiner (Lohn-)Arbeitserfahrungen beschreibt er sich also in der Zeit vor seiner Kündigung als von sich selbst »völlig entfremdet«, er »spürte sich nicht mehr«. Er war, so die Interpretation, jedenfalls emotional oder sensorisch wie tot. Mit Jaeggi (2005) kann dies als verhinderte Welt- und Selbstaneignung bezeichnet werden.

Fazit: Walter Wenkes Arbeitskonzept …

Wie lässt sich Walter Wenke Arbeitskonzept zusammenfassend rekonstruieren? Erwerbsarbeit im Kapitalismus ist für Walter Wenke, wie Lohnarbeit für Marx, immer und notwendig entfremdete und entfremdende Arbeit, die letztlich krank macht und zum Absterben der Beschäftigten führt. Sie ist Heteronomie, Fremdbestimmung pur und hat in Anbetracht der menschlichen Natur einen Zwangscharakter, weil sie unabdingbar erforderlich ist, die ökonomische Existenz zu sichern. Erwerbsarbeit ist in Wenkes Deutung synonym mit gebundener (und damit: vergeudeter) Lebenszeit, die in der Lebenszeitgesamtbilanz fehlt und eben nicht für Muße oder Selbstverwirklichung verwendet werden kann. Neben diesen sehr grundlegenden und massiven Kritikpunkten zeigt sich für Walter Wenke Erwerbsarbeit zudem als unmoralisch, besonders in der freien Wirtschaft. Die gegenwärtigen Erscheinungsformen von Arbeit erweisen sich in seiner Sicht über kurz oder lang als selbstdestruktiv für die Beschäftigten und als sozialdestruktiv für soziale Be-

ziehungen. Entsprechend dieser Deutungen lehnt Walter Wenke Erwerbsarbeit radikal ab. Konträr zum Subjektivierungsdiskurs sieht Walter Wenke Erwerbsarbeit nicht als Quelle von Selbstverwirklichung, Anerkennung oder gar Menschwerdung, sondern als dessen Gegenteil, ja als übermächtige und zerstörerische Kraft.

… und seine arbeitskritische Umorientierung

Als Folge leistet er nur das Nötigste an Erwerbsarbeit und fasst, angelehnt an Aristoteles, »Müßiggang und Muße« als das »höchste Gut«. Er benötige dringend Raum zum Denken und Muße:

»Das ist für meine eigene Gesundheit und Entwicklung unglaublich wichtig. Das heißt, um da Kapazitäten für dafür zu haben, heißt es einfach weniger verdienen, weniger arbeiten und das aus vollster Überzeugung.«

Seine radikal veränderte Erwerbs- und Lebenshaltung beschreibt er als Ergebnis

»dieser Krisenzeit wo ich, wie ich vorher gesagt hab, diese totale Entfremdung hatte, auf einmal mein Leben KOMPLETT umgeschmissen hab. […] wo ich endlich mein Leben umgeworfen habe. Also mein ganzes, meinen Lebensentwurf umgeworfen habe Richtung Selbstbestimmtheit und weg von diesen ja von diesen Konventionen, die von außen auf einen ein wirken.«

Heute sei er generell »so was von arbeitskritisch geworden«, übt auch Kritik an den konkreten Arbeitsbedingungen und sieht seinen radikalen Lebensentwurf als Vorreiter. Wie er sagt, sei es ein »unglaublich neues Phänomen in der Gesellschaft«, dieses

»Leben von Selbstbestimmung und sein sich entziehen von der übertriebenen Leistungsanforderung, die auf m Arbeitsmarkt zur Zeit is'. Und (holt Luft) ich bin nur einer, der jetzt damit anfängt.«

In seinem »Entwurf« einer erwerbs- und konsumkritischen Lebenshaltung sieht er sich, ähnlich wie Veronika Vetter, »ziemlich als Pionier oder avantgardistisch« und als Vorreiter: »das lebt noch keiner richtig vor, mir fehlt es auch an Vorbildern«, in seiner Herkunftsfamilie und gesellschaftlich. Seine Haltung betrachtet er als für die gesamte Gesellschaft sehr nützlich:

»Ich leiste meinen Beitrag für die Gesellschaft und wahrscheinlich noch viel mehr als manch anderer, weil ich langfristig vielleicht etwas hervorbringen kann durch diese Selbstbestimmung, das ähm von viel größerem Nutzen ist für die Gesellschaft, als

wenn ich äh null acht fuffzehn mäßig Versicherungen verkaufe, womit ich in meinen Augen eh mehr Schaden anrichte als ähm Nutzen.«

Allerdings ist er selbst noch nicht ganz überzeugt, dass er sein Lebenskonzept schon radikal genug lebt und denkt oft darüber nach, die 15 Stunden noch weiter zu reduzieren:

»Wer einmal Blut leckt, will noch mehr. Und für mich war das ähm das Gefühl der ähm Selbstbestimmung. […] Dann fang ich an mich äh zu fragen: Könntest du mit NOCH weniger Geld auskommen? Könntest du diese Selbstbestimmung noch radikaler leben? Und das ist auch so […] Experimente-Moment oder so ein Selbstversuch, zu gucken, wie radikal kann ich Selbstbestimmung leben?«

(Vor-)Ausblick

Walter Wenke strebt in seiner radikal arbeitskritischen Haltung keine Anerkennung mehr in der Erwerbssphäre an. Unter welchen (strukturellen) Voraussetzungen er aber überhaupt erst solchermaßen »prekär aus Selbstbestimmung« sein kann und inwiefern er sich dabei von den anderen Befragten unterscheidet, führen wir in Kapitel 7.1.3 aus – ebenso einige anerkennungstheoretische Konsequenzen und alltagspraktische Implikationen seines nicht nur erwerbsarbeitsbezogenen, sondern generellen radikalen Autonomiestrebens.

4.9 Zwischenfazit: Von Selbstausdruck über Heteronomie zur Destruktivität von Erwerbsarbeit

Für fast alle Befragten hat oder hatte Erwerbsarbeit eine hohe Bedeutung und viele sind erwerbsarbeitsorientiert. Häufig aber konnten sie keine Beschäftigung finden oder auf Dauer stellen, die ihren Vorstellungen guter Arbeit entspricht. Dabei verfolgen viele eine meritokratische Idee, aber sehen ihre Leistungen und Bemühungen im Erwerbssystem nicht in einer angemessenen beruflichen Position und Bezahlung honoriert und sind darüber enttäuscht, verständnislos und verbittert. Bisweilen wandelte sich eine positive Deutung von Erwerbsarbeit im Lauf der Zeit daher in ambivalente oder negative Deutungen. Anders als die von uns früher untersuchte Gruppe der Doppelkarriere-Paare (Wimbauer 2012) berichten die prekär Beschäftigten

nicht von positiven Subjektivierungs- und Selbstverwirklichungschancen in ihrer Erwerbstätigkeit, sie erzählen nicht von Möglichkeiten, sich einzubringen, ihr Selbst auszudrücken, Dinge zu gestalten oder zu bewegen. Wenn doch, dann wird deren Verhinderung thematisiert, nicht deren Realisierung. Selbstverwirklichungschancen in der Erwerbssphäre mögen existieren, ebenso die eine oder andere Erfahrung von Anerkennung. In den Interviews treten diese aber zugunsten von Anerkennungsdefiziten oder bestenfalls von Ambivalenzen zurück. Ausführlich geschildert, bedauert und kritisiert werden darüber hinaus Heteronomie, Zwang und Fremdbestimmung, belastende und krank machende Arbeitsbedingungen und Arbeitssituationen sowie vielfältige Erfahrungen der Nichtanerkennung, der Verweigerung von Anerkennung oder gar der Missachtung.

Erst dieser Kontext und die geschilderten Erfahrungen sind es, vor deren Hintergrund einige Befragte Erwerbsarbeit generell als nicht »gut«, falsch oder selbstzerstörerisch ablehnen. Andere lehnen Erwerbsarbeit nicht generell, aber in der gegenwärtigen, falschen Form als entfremdend und als (potentiell) selbst- und sozialdestruktiv ab, da sie die eigene Gesundheit, soziale Beziehungen oder die gesamte Gesellschaft bedrohen kann. In der Gesamtschau bergen Erwerbsarbeit und die gesellschaftliche Erwerbsarbeitszentrierung damit eine Reihe von Pathologien: Sie können eine Selbstdestruktivität entfalten sowie eine Sozialdestruktivität, die soziale Nahbeziehungen oder auch die gesamte Gesellschaft erfassen kann. Veronika Vetter bringt dies mit Blick auf die massiv verschlechterten Arbeitsbedingungen, Ökonomisierung, Flexibilisierung, mangelnde »Verbindlichkeit«, falsche Versprechen bezüglich Dauerhaftigkeit der Stellen und nur noch befristeter Beschäftigungen resümierend auf den Punkt:

»Das frisst unglaublich in die Gesellschaft Löcher. Ja also so empfinde ich das, ja das ist so, es löchert die Gesellschaft von innen raus auf.«

5. Verhältnisse von Anerkennung/s-defiziten: Ein Überblick

Bei allen prekär Beschäftigten lassen sich, so unser erstes übergreifendes Ergebnis, Erfahrungen der Nichtanerkennung in der Erwerbssphäre rekonstruieren. Diese haben wir in Kapitel 4 veranschaulicht. In welchem Verhältnis stehen diese Anerkennungsdefizite nun mit anderen Anerkennungssphären? Sie führen nicht automatisch auch zu Nichtanerkennung etwa in Nahbeziehungen. Prekarisierungs- und Nichtanerkennungsprozesse sind im Lebenszusammenhang keine einseitig kausalen Phänomene und keine destruktiven Automatismen. Vielmehr – so unser zweites zentrales Ergebnis – zeigen sich komplexe Wechselwirkungen im gesamten Lebenszusammenhang. Das Spektrum dieser Relationierungen und Dynamiken ist sehr breit. Dies gilt auch für die subjektiven Bedeutungen der je auffindbaren Erfahrungen von Anerkennung und Nichtanerkennung und für ihre Bewältigungsformen. Will man verstehen, wie sich die Zusammenhänge konkret zeigen, welche Dynamiken sich wie entwickeln und welche Bedeutungen die Lebensbereiche und möglichen Anerkennungsdefizite für die Einzelnen haben, ist es zunächst notwendig, die Komplexität der Einzelfälle zu rekonstruieren. Erst nach diesem vertieften Blick in die spezifischen Konstitutionsbedingungen und Relationierungen der Lebensbereiche können die Ergebnisse abstrahiert und verallgemeinert werden.

Bezüglich unserer Hauptfrage nach dem Verhältnis von Erfahrungen der Nichtanerkennung in der Erwerbssphäre und in anderen Anerkennungssphären, v. a. in der Sphäre der Liebe, haben wir sechs Konstellationen abstrahiert, die wir in Tabelle 4 darstellen. Bevor wir diese Konstellationen gleich überblickshaft skizzieren (Kapitel 5) und empirisch veranschaulichen (Kapitel 6 und 7), bedarf es einer kurzen Erläuterung. Es handelt sich in Tabelle 4 um idealtypische Konstellationen, die in dieser Reinform empirisch nicht existieren. Sie wurden durch Abstraktion, durch »einseitige Steigerung eines oder einiger Gesichtspunkte« (Weber 1904: 65) gewonnen – im Zentrum stand das Verhältnis der Anerkennungssphären Erwerbsarbeit und Nahbe-

ziehungen (Liebe). Mit Max Weber (1904) gesprochen, ist unsere Idealtypik in ihrer »begrifflichen Reinheit […] nirgends in der Wirklichkeit empirisch vorfindbar«. Sie ist eine modellhafte gedankliche Konstruktion eines theoretisch relevanten Zusammenhangs zu »einem in sich einheitlichen Gedankenbilde« (Weber 1904: 65) und dient als heuristisches Mittel der Erkenntnis.

Idealtypen existieren also empirisch nicht in Reinform. Zudem ist es in unserer konkreten Idealtypik bisweilen schwer, eine klare Abgrenzung zwischen der ersten Konstellation »Abmilderung von Anerkennungsdefiziten« und der zweiten Konstellation »Ambivalenzen der Anerkennung« sowie zwischen der zweiten und der dritten Konstellation »Kumulation von Anerkennungsdefiziten« zu ziehen. Dennoch erschien uns die zweite Kategorie der »Ambivalenten Anerkennung« als notwendig. Gerade das Nachzeichnen der Konstitution, Bedeutungen und Wirkungsweisen der jeweiligen Ambivalenzen ist entscheidend für ein umfassendes Verständnis prekärer Lebenslagen. Daher nehmen wir die mangelnde absolute Trennschärfe in Kauf. Empirisch sind die drei Konstellationen vermutlich auf einem Kontinuum anzusiedeln.

Kommen wir nun also zur Übersicht in Tabelle 4, bei der wir zwischen Paaren und Menschen, die nicht in einer Paarbeziehung leben unterscheiden.

In aller Kürze zunächst zu den Paaren (a). Ein wichtiges Ergebnis ist, dass aus prekären Beschäftigungsverhältnissen nicht zwangsläufig ein Brüchigwerden von Paarbeziehungen resultieren muss, sondern die Paarbeziehung erstens eine wichtige Bewältigungsressource darstellen kann: Bei einigen (wenigen) prekär beschäftigten Paaren konnte fehlende Anerkennung in der Erwerbssphäre durch intersubjektive Liebesanerkennung im Paar aufgefangen oder vererträglicht werden, jedenfalls temporär (1a) – Konstellationen, die wir als »Paare mit starkem Paarzusammenhalt« bezeichnet haben. In der zweiten Konstellation wird erwerbsseitige Nichtanerkennung im Paar einerseits aufgefangen, andererseits wird aber auch ein anderweitiges Anerkennungsdefizit hergestellt, das Verhältnis ist also ambivalent (2a). In der dritten Konstellation kumulieren die Anerkennungsdefizite in der Erwerbssphäre, in der Liebessphäre und in anderen Sphären zu multiplen Anerkennungsdefiziten (3a).

In den Varianten 2a und 3a gesellt sich zur erwerbsseitigen Nichtanerkennung auch eine Nichtanerkennung durch den*die Partner*in. Diese ist insofern oft vergeschlechtlicht, als Frauen von ihren Partnern häufig wenig für die geleisteten Sorgearbeiten anerkannt werden. In einem Fall fand aber auch ein Mann wenig Anerkennung für die von ihm gewünschte und geleis-

Tabelle 4: Verhältnis von Nichtanerkennung in der Erwerbssphäre und Nicht-/Anerkennung in anderen Sphären

	(a) Prekär beschäftige Paare	**(b) Prekär Beschäftigte ohne Paarbeziehung**
(1) Abmilderung erwerbsseitiger Anerkennungsdefizite	(1a) Durch Liebesanerkennung im Paar abgemildert *Laubenthal/Löbner, Daub*	(1b) Durch Nahbeziehungen oder alternative Sinnquellen abgemildert *Petra Podan, Veronika Vetter, Walter Wenke*
(2) Ambivalenzen der Nicht-/Anerkennung	(2a) Ambivalente (oft vergeschlechtlichte) Relationierungen von Nicht-/Anerkennung *Alsdorf/Aulinger, Bruhns/Borg, (Paar C./Clemens Casper), Novic, Poturica*	(2b) Ambivalente (oft vergeschlechtlichte) Relationierungen von Nicht-/Anerkennung *Ulrike Urban, Rolf Radler, (Oliver Oswald)*
(3) Kumulation von Anerkennungsdefiziten	(3a) Durch Nichtanerkennung im Paar (geschlechterdifferenzierend) verstärkt *(Paar C./Caroline Christiansen), Melchior*	(3b) Durch Nichtanerkennung in Nahbeziehungen (Gesellschaft, Sozialstaat, …) und fehlende alternative Sinnquellen verstärkt *Oliver Oswald, Sabine Schomann, Theo Tettler*

Quelle: Eigene Darstellung

tete Sorgearbeit (Paar Novic). In den Konstellationen 2a und 3a geht fehlende berufliche Anerkennung – wesentlich auch vergeschlechtlicht – häufig mit Konflikten zwischen den Partner*innen und weiterer paarinterner Nichtanerkennung (oft der Partnerin) einher. Ob allerdings die Paarbeziehung beendet oder trotz bestehender Konflikte weiter geführt wird, ist mitunter dann eine Frage der (oft für die befragten Frauen nicht) zur Verfügung stehenden und denkbaren Alternativen (zu den Paaren siehe u. a. Motakef 2019b).

Bei den Befragten ohne Paarbeziehung (b) kann es mangels Partner*in keine romantische Liebesanerkennung im Paar geben. Allerdings fällt auch eine potentielle Nicht-Anerkennung durch eine*n Partner*in weg sowie die Möglichkeit eines ungleichen Geschlechterarrangements im Paar. Wir fan-

den hier Fälle, in denen Nichtanerkennung in der Erwerbssphäre zwar nicht durch eine*n Partner*in, aber durch andere Nahbeziehungen – Freundschaften, Familie, Kinder – oder anderes Sinnstiftendes teils ausgeglichen oder zumindest erträglicher gemacht wird (1b) (Podan, Vetter, Wenke). In fünf weiteren Fällen war dies hingegen weniger oder gar nicht zu finden. Hier unterscheiden wir Konstellationen, in denen sich die (alternative) Anerkennung in sozialen Nahbeziehungen und/oder anderen Sphären als ambivalent erweist (2b) sowie Konstellationen, in denen von einer Kumulation und damit von multiplen Anerkennungsdefiziten zu sprechen ist (3b). Wie erwähnt, handelt es sich hierbei um eine Idealtypik, in die sich nicht alle Fälle eindeutig in ein Kästchen einordnen lassen.

In den folgenden Kapiteln zeichnen wir anhand exemplarischer Fallausschnitte nach, wie sich die drei idealtypischen Konstellationen der interessierenden Wechselverhältnisse bei den Paaren (Kapitel 6) und bei den Befragten ohne Paarbeziehung (Kapitel 7) konstituieren und reproduzieren.

6. Paarbeziehungen als Anerkennungs-ressource oder -verhinderung

In diesem Kapitel arbeiten wir heraus, wie und wodurch mögliche Anerkennungsdefizite aus der Erwerbssphäre in Paarbeziehungen abgemildert oder etwa durch fehlende Liebesanerkennung verstärkt werden können. Besonderes Augenmerk richten wir dabei auf Ungleichheiten in Folge der geschlechterdifferenzierenden Arbeitsteilung (siehe auch Kapitel 2.2.4). Wir interessieren uns für Geschlechterungleichheiten, die etwa in der Arbeitsteilung der Paare relevant werden und fragen, wie Paare in ihrer Paarbeziehung Geschlechterungleichheiten re-/produzieren. Hierbei sind für uns insbesondere heterosexuelle Paare von Bedeutung, da in diesen geschlechterdifferenzierende Normen besonders wirken. Wir präsentieren zudem den Fall eines gleichgeschlechtlichen Paares.[45]

Wie wir in Kapitel 3.3.2 ausgeführt haben, fassen wir Paarbeziehungen als eigenständige Untersuchungseinheit. Wir haben Paarinterviews geführt, um die Aushandlungs- und Herstellungsleistungen, also das *doing gender*, *doing inequality* und *doing recognition,* erfassen und rekonstruieren zu können, wofür sich die Paare wechselseitig Anerkennung zollen oder entziehen und wie sie im Binnenverhältnis Verantwortung und Freiräume verteilen.

Mit Ausnahme von Paar Daub und ansatzweise auch Paar Christiansen/Caspar fanden wir in unserem Sample keine explizite und geteilte Orientierung an Egalität in der paarinternen Arbeitsteilung. Während Paar Daub seine Gleichheitsorientierung auch realisiert, ist dies bei Paar Christiansen/Caspar nicht der Fall.

---

45 Mit LGBT*Q-Familien und dortigen ungleichen Anerkennungsverhältnissen beschäftigten wir uns gemeinsam mit Almut Peukert, Julia Teschlade und Leoni Linek im DFG-Projekt »Ambivalente Anerkennungsordnung. *Doing reproduction* und *doing family* jenseits der ›Normalfamilie‹« (1.1.2018 bis 31.3.2021), wobei LGBT*Q für lesbian, gay, bi, trans* und queer steht (siehe https://www.projekte.hu-berlin.de/de/ambivalente-anerkennung).

Entsprechend Tabelle 4 (Kapitel 5) berichten wir von drei Konstellationen, in denen erstens Paare mit einem starken Paarzusammenhalt (6.1) erwerbsseitige Anerkennungsdefizite abmildern können. Zweitens zeigen wir, wie Paare mit einem ambivalenten Zusammenhalt (6.2) ihre Paarbeziehung teilweise als Ressource, teilweise als Belastung und als brüchig erleben. Drittens stellen wir Paare mit einem schwachen Paarzusammenhalt (6.3) ins Zentrum, in denen Anerkennungsdefizite (vor allem für die Frauen) kumulieren.

6.1 Paare mit starkem Paarzusammenhalt

Wir beginnen mit den Paaren mit einem starken Paarzusammenhalt: Wie gelingt es ihnen, mögliche erwerbsseitige Anerkennungsdefizite erträglicher werden zu lassen? Welche strukturellen und welche paarspezifischen Faktoren kommen hier zum Tragen?

6.1.1 Die Gesellschaft sieht nicht ihre Leistungen: Lara Laubenthal und Lars Löbner

Lars Löbner arbeitet als Fachkraft für eine ambulante Pflegeassistenz in einer 24-Stunden-Betreuung, Lara Laubenthal als Erzieherin in einer intensivtherapeutischen Wohngruppe. Beide bedienen sich einer deutlichen Wortwahl, um ihre Arbeitsbedingungen zu beschreiben. Unisono bezeichnen sie diese als »beschissen«. Vor allem die zeitlichen Entgrenzungen beeinträchtigen ihr Leben. Lars Löbner wechselte in den vergangenen Jahren mehrfach die Pflegeeinrichtungen, da seine Arbeitszeiten so entgrenzt waren, dass er »für nix Zeit« hatte und bedauert: »letztendlich hab' ich von meinem Leben nix gehabt«.

Zeitlich entgrenzte Erwerbsverhältnisse und Arbeit aus Überzeugung

Zum Zeitpunkt des Interviews arbeiten beide weiterhin in wechselnden Schichtdiensten, Nacht- und Wochenendeinsätze hat aber immerhin Lars Löbner nicht mehr. Die Wechselschichtdienste machen aus Lara Laubenthals Leben »irgendwie so ein Durcheinander« und setzen ihr auch körperlich zu: »da hab' ich halt keinen Tagesrhythmus, wo sich mein Körper immer

wieder zu 'ner bestimmten Zeit einfach ausruhen kann«. Da sie keine Kinder haben, würden sie bei der Urlaubsplanung benachteiligt und regelmäßig an Feiertagen eingesetzt. Wenn Lara Laubenthal sich über die Arbeitszeiten und Schichtdienste bei ihrer Leitung beschwert, wird auf ihr junges Alter verwiesen, was sie als ungerecht empfindet. Durch den Schichtdienst haben die beiden nur selten gemeinsam frei. Auch an Weihnachten und Sylvester seien sie häufig getrennt, was sie von anderen Paaren unterscheide, wie Lara Laubenthal findet: »hab' ich dann auch alleine gefeiert […] ja ist dann schon anders wie bei anderen Paaren«. In der Deutung beklagt Lara Laubenthal hier nicht nur die fehlende gemeinsame Zeit als Paar, sondern auch ihre Abweichung von einem ihr als normal erscheinendem Leben als Paar.

Sieht man von den Beschäftigungsbedingungen ab, identifizieren sich aber beide stark mit ihren Berufen. Anders würde dies aus Lars Löbners Sicht auch gar nicht gehen, was Lara Laubenthal bekräftigt:

> »also die Berufe muss man aus Überzeugung machen /Lara Laubenthal: Ja/ anders geht 's nicht. Wenn du nicht davon überzeugt bist, dass dann kriegst du das einfach nicht hin dann macht dich das psychisch so kaputt«.

Lars Löbner betont, dass er nicht einfach am Schreibtisch Zeit absitze, sondern immer unterwegs und in Aktion sei. Er müsse sich immer auf den konkreten Menschen einstellen, arbeite körperlich hart und trage viel Verantwortung. Auch Lara Laubenthal stellt ihre große Verantwortung heraus. Sie dürfe auf keinen Fall Fehler machen, müsse immer ansprechbar und souverän sein. Sie betont mehrfach, wie körperlich und psychisch herausfordernd ihre und auch seine Tätigkeit sei, vor allem wenn man sie mit Akademiker*innen in Büros vergleicht, die vom »Tuten und Blasen von der Praxis wieder keine Ahnung haben«.

Beide verweisen also auf die hohen Anforderungen, die an sie gestellt werden und auf den großen Einsatz, den sie bringen. Dabei markieren sie eine Differenz zu Menschen, die in ihrer Wahrnehmung zwar über viel Bildung verfügen, aber dennoch wenig von der Praxis wissen, zumindest im Vergleich zu ihnen. Für diesen großen Einsatz erwarten sie auch eine Gegenleistung, nämlich gesellschaftliche Anerkennung, wie sie konsensuell ausführen:

> »Weil du opferst schon 'n ziemlichen Großteil von deinem Leben für die Leute, damit das denen /Lara Laubenthal: Ja/ schöner und besser und angenehmer zu machen, und dafür find ich gehört auch eine Anerkennung«.

Wie zeigt sich für sie also das Verhältnis von dem, was sie mit ihrer Erwerbsarbeit gesellschaftlich erbringen und dem, was sie zurückerhalten?

Fehlende gesellschaftliche Anerkennung

Aus ihrer Sicht erhalten sie nur von ihren Pflegepatient*innen und den Bewohner*innen Anerkennung, aber nicht von ihren Einrichtungen, der Politik und der Gesellschaft. Dies erleben sie als ungerecht. Die fehlende Wertschätzung für Lars Löbners Arbeit zeigt sich für ihn in seinen entgrenzten Arbeitszeiten. Büroangestellte hätten wesentlich mehr Freizeit als er und im Vergleich fühle er sich »wie so 'n Idiot«:

> »Das zieht dich dann schon runter für das dass du 15 Stunden am Tag buckelst und der stempelt nach acht Stunden und macht ‚joo ich geh jetzt heim, hab' Wochenende, Feiertage ah ja, da hab' ich ein Brückentag, dann hab' ich mal vier Tag frei'«.

Fehlende Anerkennung drücke sich für Lars Löbner auch darin aus, dass sein hoher Einsatz in seiner Erwerbsarbeit vielen als Selbstverständlichkeit erscheine:

> »Und das ist das Problem, das mich am meisten stört, dieses selbst ja einfach das alles haja natürlich ist einer da, der macht das schon klar und das nervt«.

Lara Laubenthal war schockiert, als sie hörte, dass Langzeitarbeitslose als Erzieher angeworben werden sollen: »Mein Beruf kann jeder Depp machen […] so fühl ich mich da«. Beide sind auch mit ihren Einkommen nicht zufrieden. Zwar können sie ihre laufenden Kosten decken, aber ihr enormer Einsatz und auch die Belastungen der Schichtdienste werden nicht vergolten, wie Lars Löbner findet: »was du kriegst, das ist ja 'n Witz«. Für Lara Laubenthal drückt sich an ihrem im Vergleich zur Industrie geringen Einkommen die fehlende gesellschaftliche Wertschätzung für ihre Tätigkeiten und für die Pflegebranche insgesamt aus, was sie als große Ungerechtigkeit erlebt und worin Lars Löbner sie leidenschaftlich unterstützt:

> Lara Laubenthal: Das würd's niemals in der Industrie geben
> Lars Löbner: nee
> Lara Laubenthal: das ist einfach
> Lars Löbner: und darum macht's ja auch keiner mehr
> Lara Laubenthal: und das macht auch einem auch ähm so bisschen 's gibt gibt einem so 'ne WUT gegenüber der Politik und dann denkt man einfach […] man selber wird ausgenutzt wie eine Weihnachtsgans.

Das Paar bringt übereinstimmend großen Ärger zum Ausdruck. Während andere für das wenige Geld gar nicht arbeiten würden, seien sie die Dummen, die es trotzdem machen. Lara Laubenthal ärgert sich über die Schamlosigkeit, mit der in ihrer Wahrnehmung gesellschaftlich ein Vorteil aus ihnen

gezogen wird (»ausgenutzt wie eine Weihnachtsgans«). In der Rekonstruktion erscheint das Verhältnis von dem, was sie mit ihrer Erwerbsarbeit gesellschaftlich geben und dem, was sie zurückhalten, als stark gestört.

Sichtbarmachung ihrer Leistungen und Herstellung von Gemeinsamkeit im Paar

Beide kommen darin überein, dass sie unter harten und zeitlich entgrenzten Bedingungen arbeiten und dafür nicht ausreichend gesellschaftliche Anerkennung erhalten. In ihrer Paarbeziehung machen sie dagegen ihre Leistungen in der Erwerbssphäre wechselseitig sichtbar. Auch dabei stellen sie viel Gemeinsamkeit her, denn beide arbeiten nicht etwa im Büro, sondern sehr hart »an der Front«, wie Lara Laubenthal betont. In einer Lesart platziert Lara Laubenthal das Paar in einen militärischen Kontext, in dem sie an der vordersten Linie gemeinsam gegen Feinde kämpfen. Die oben von Lars Löbner markierte harte Arbeit (»buckelst«) wird von ihr um die Konnotation des Risikos und der Lebensgefahr (»Front«) verstärkt.

Beide sind sich auch darin ähnlich, nicht studiert, sondern eine Ausbildung absolviert zu haben. Sie seien die »kleinen Arbeiter«. Oben stellten wir dar, wie sie sich von Büroangestellten und Akademiker*innen abgrenzen. An dieser Stelle präsentieren sie mit »kleine Arbeiter« ihre Zugehörigkeit. In der Deutung markieren sie hier ihre körperlich anstrengende Tätigkeit, mit der sie zwar nicht im gesellschaftlichen Rampenlicht stehen, aber die Gesellschaft voranbringen. Mehrfach bekräftigen sie sich im Paarinterview wechselseitig darin, wie wichtig und nicht selbstverständlich ihr großer Einsatz sei, wie etwa, wenn Lars Löbner über Lara Laubenthals Arbeit ausführt: »Wie ich schon gesagt habe, das ist nicht alles selbstverständlich, dass sie […] Nachtschicht schiebt«. Zudem hält Lara Laubenthal Pflegetätigkeit für gesellschaftlich notwendig: »man braucht halt Leute, wo das machen«.

Mit dem wechselseitigen Herausstellen ihres enormen Einsatzes und ihrer Leistungen in ihrer Paarbeziehung können sie die erwerbsseitigen Anerkennungsdefizite zwar nicht aus der Welt schaffen, aber sie werden erträglicher, weil immerhin der je andere die Leistungen in der Erwerbssphäre und die besonderen Belastungen wahrnimmt. Indem sie wechselseitig ihre Belastungen und Leistungen sichtbar machen und anerkennen, stellen sie Gemeinsamkeit her, was ihren Paarzusammenhalt weiter stärkt.

Ein starkes Team

Ihr starker Paarzusammenhalt resultiert aber nicht nur aus der wechselseitigen Sichtbarmachung und Anerkennung ihrer Leistungen in der Erwerbsphäre. Sie zollen sich auch Liebesanerkennung, benennen ihre Gefühle füreinander, ihre Nähe und betonen, dass sie eine lebendige Beziehung haben. Für Lara Laubenthal habe sich aus der anfänglichen Verliebtheit »richtige Liebe« entwickelt, sie mag Lars Löbner für seinen Humor und seine Sensibilität: Er »sieht […] auch mal, wenn's mir schlecht geht und und solche unausgesprochenen Sachen«. Sie könne sich auf ihn verlassen und findet, dass es mit ihm »im Team gut funktioniert«. Auch könnten sie über alles reden, was Lars Löbner bekräftigt und sich als »Freund und bester Freund in einem« versteht. Er schätzt an seiner Partnerin »eigentlich alles, ihre Art«. Dass sie sich so gut verstehen, liegt für das Paar vor allem daran, dass beide an ihrer Beziehung arbeiten und er nicht erwarte, »dass sie automatisch bis an mein Lebensende mit mir zusammenbleibt, […] wenn ich nix mache«. Lara Laubenthal bestätigt: »Beziehung ist immer ein permanentes Arbeiten«. In der Rekonstruktion wird ihr Paarzusammenhalt auch durch die Ähnlichkeit ihrer Beziehungsvorstellungen und die ihrer wechselseitigen Erwartungen weiter abgesichert.

Im Haushalt zeigt sich eine ungleiche Arbeitsteilung: Nach Lara Laubenthal erledigt sie Dreivierteil, er ein Viertel. Auch wenn Lars Löbner versucht, seinen Anteil größer darzustellen als er Lara Laubenthal erscheint, wirft sie ihm ihre Mehrarbeit im Haushalt nicht vor, sondern entlastet ihn mit Verweis auf ihr Geschlecht: »Ah ich würd sagen, das ist ähm, die Frau sieht da manchmal ein bisschen mehr wie der Mann.« Es scheint, als würde Lara Laubenthal über ihre Ungleichheiten in der Arbeitsteilung hinwegsehen wollen. Entscheidender sei, dass sie einen starken Zusammenhalt haben und »meistens schon als Team« sehr gut zusammenarbeiten.

Lara Laubenthal und Lars Löbner stehen also für ein Paar mit einem starken Paarzusammenhalt, der auf ihrer intersubjektiven Liebesanerkennung sowie auf ihrer reziproken Anerkennung für ihre Leistungen in der Erwerbssphäre basiert. Damit können ihre erwerbsseitigen Anerkennungsdefizite füreinander erträglicher machen. In Lara Laubenthals Selbstbeschreibung des Paares, ein gutes Team zu sein, tritt allerdings auch die ungleiche Hausarbeitsteilung in den Hintergrund, die sie zudem mit tendenziell naturalisierenden Geschlechterdifferenzen entproblematisiert.

6.1.2 Arbeit als Dienst an der Liebe: Dana und Daniela Daub

Dana und Daniela Daub arbeiten heute sehr gerne (siehe Kapitel 4.3), dies war aber nicht immer so. Als sich die beiden kennenlernten, hatte Dana gerade ihr Ethnologie-Studium abgeschlossen. Daniela Daub stand kurz vor Abschluss ihres Biologie-Studiums, was sie zuvor für ein Semester unterbrochen hatte, da ihr Sohn Dennis auf die Welt kam. Für beide war es die sprichwörtliche Liebe auf den ersten Blick. Dem Paar ist schnell klar, zusammenbleiben zu wollen, wie sich Daniela Daub erinnert: »Und da haben wir dann unser Leben sozusagen also haben wir dann gesagt, dass wir's auch zusammen gestalten wollen«. In der Geschäftsführung eines naturkundlichen Museums und in der Verwaltung einer Umweltbehörde finden beide einige Monate nach ihrem Abschluss sichere und qualifizierte Beschäftigungen, die beide nicht wirklich erfüllte, wie Dana Daub ausführt: »na wir haben beide halt Geld verdient so und ähm waren aber in beiden Berufen nicht wirklich zufrieden«. Auch wenn sie qualifizierte und sichere Beschäftigungen fanden, klaffte zwischen dem, was sie taten und dem, was sie wollten, eine Lücke.

Etwas Gemeinsames machen

Nach wenigen Jahren entschließen sich Daniela und Dana Daub zu kündigen, um das machen zu können, »was wir schon immer eigentlich wollten« (Daniela Daub): Dana Daub mag Bildungsarbeit, aber nicht in einem Museum, und Daniela Daub will sich für Naturschutz einsetzen, aber nicht in einer Behörde. Beide möchten etwas Gemeinsames machen, eine sinnvolle Arbeit, über die sie gemeinsam bestimmen können und in der sie ihren Alltag teilen. Nach nächtelangen Überlegungen ist die Idee einer Begegnungsstätte für Naturschutz geboren und das Paar beginnt, sie Schritt für Schritt zu verwirklichen. In einer nahegelegenen ländlichen Region finden sie eine renovierungsbedürfte Villa und unterzeichnen einen Pachtvertrag. Nach drei Jahren, in denen beide weiter in Teilzeit arbeiten, um sich den Renovierungsarbeiten und der Konzeptualisierung der Begegnungsstätte WaldKontakt widmen zu können, begrüßen sie die ersten Gäste. Die von ihnen geführten Waldlehrpfade, die Workshops zur Anlage eines Hochbeets, die geführten Spaziergänge zur Pilzernte und die ornithologischen Workshops werden allerdings nur zögerlich nachgefragt. Vor allem Familien nutzen die Tagesstätte in den Schulferien. Eigentlich müsste das Begegnungszentrum ausgebaut werden, um auch Schulklassen beherbergen zu können.

Nachteile der prekären Selbstständigkeit

Mit ihrer Selbstständigkeit realisieren die Daubs zwar ihren gemeinsamen Wunsch, dieser erweist sich jedoch auch als prekär: Sie haben nur ein sehr geringes Einkommen und müssen hohe Investitionen tätigen. Auch wenn sie unter der Armutsgrenze leben, sind sie optimistisch, dass es in Zukunft besser wird. (Viel) Geld spiele für das Paar ohnehin nur eine untergeordnete Rolle, schließlich seien sie laut Daniela Daub Idealistinnen: »Ich finde Reichtum definiert sich nicht […] mit Geld«. Auch Dana Daub betont: »ich mach diese […] Arbeit nicht, weil ich Geld verdienen möchte«.

An ihrer Tätigkeit beklagen sie, dass sie als Frauen im direkten Kontakt mit Jägern und Förstern häufig nicht ernst genommen würden, so Daniela Daub:

> »Also ich finde, Männer haben oft die Tendenz so grade, wenn sie F äh Frauen sehen, sehr gerne erst mal alles zu erklären und irgendwie grade so wenn's männ männliche Bereiche sind«.

Auch hätten sie kaum Freizeit, da ihr Betrieb, so Dana Daub, »einem Fass ohne Boden« gleiche und sie sechs Tage die Woche von sieben Uhr morgens bis 22 Uhr abends arbeiten. Wie sie resümieren, ist ihre Selbstständigkeit ein risikoreiches und ambivalentes Unterfangen, da es nur funktioniert, so lange beide gesund und tatkräftig sind. Auch sind sie darauf angewiesen, dass ihr Sohn Dennis gesund ist und im Arbeitsalltag weitgehend mitlaufen kann und will.

Was sie an ihrer Selbstständigkeit weiter stört, sei die viele bürokratische und buchhalterische Arbeit sowie Werbung. Weiter steht der Ausbau der Begegnungsstätte an, womit sie mit baurechtlichen, architektonischen und finanziellen Fragen beschäftigt sind, für die sich beide nicht kompetent fühlen. Auch müssten sie ihre Werbestrategien ausbauen, um mehr Buchungen zu erhalten. Dana Daub resümiert:

> »Natürlich ist das nicht alles rosarot irgendwie so […] die ganze Vermarktung, der ganze wirtschaftliche oder ö ökonomische Druck und grade in der Hochsaison, wo wir wirklich sechzehn achtzehn Stunden pro Tag arbeiten […] dieses man muss ja sich vermarkten und man muss irgendwie äh gucken, dass das Geld reinkommt, und das nimmt leider einen großen Teil ein in unserer Arbeit«.

Sinnvolle Arbeit

In einer sozialkommunikativen Dimension betrachten sie ihre Selbstständigkeit allerdings nicht als prekär, sondern als maximal sinnvoll. Dana Daub findet, Lernen sollte nicht innerhalb von festgelegten Zeitintervallen im Museum stattfinden, sondern draußen im Freien und ohne zeitliche Begrenzung. Daniela Daub möchte sich nicht der Logik der Pünktlichkeit und des Stundensolls unterwerfen, sondern der Natur und den wechselnden Jahrzeiten.

In starken Worten der Hingabe und Leidenschaft erläutert Daniela Daub ihre Begeisterung darüber, dass sie als gemeinsame Chefinnen über Entscheidungsautonomie verfügen:

»Das lieb ich und ich mh lieb auch so, dass wir selbstständig sind. Also, dass wir beide die Chefinnen hier sind und wirklich selber sagen können, so machen wir es, so machen wir es nicht. Und einfach zu zweit das entscheiden können«.

Auch ihre mit ihrer Selbstständigkeit verbundenen Freiheiten und ihre daraus resultierende Zeitautonomie seien ihnen nicht nur wichtig, sie lieben sie:

»so diese Freiheiten die wir haben. Das find ich, das das lieb ich schon sehr. Also, dass wir auch sagen können, jetzt trinken wir ein Kaffee und jetzt machen wir eine Pause und äh jetzt mh machen wir Sonntag arbeiten wir durch, aber dafür machen wir mal am Mittwoch frei oder so. Also dass dass wir da selber so entscheiden können ähm, wie wir unsern Alltag gestalten w w wie wir unsere Arbeit gestalten«.

Das Paar ist zutiefst dankbar für seine Arbeit: »ich find's nach wie vor ein Geschenk, dass wir diese Arbeit machen«. Während wir bei Lars Löbner und Lara Laubenthal rekonstruierten, dass das Verhältnis zwischen dem, was sie mit ihrer Erwerbsarbeit der Gesellschaft geben und dem, was sie zurückerhalten, gestört scheint, fühlt sich Paar Daub für seine gemeinsame Selbstständigkeit beschenkt. In der Deutung geben sie sich dieses Geschenk selbst. Es ist aber auch ein gesellschaftliches Geschenk, dass ihnen ihre Selbstständigkeit überhaupt möglich ist und sie nicht ihren alten Berufen nachgehen müssen.

Paarverwirklichung durch Arbeit

In der Rekonstruktion steht für Dana und Daniela Daub nicht Erwerbsarbeit und auch nicht die Begegnungsstätte WaldKontakt, sondern ihre Paarbeziehung an erster Stelle. Sie führen die Begegnungsstätte nicht vorrangig, weil sie nach Selbstverwirklichung in der Erwerbssphäre streben, sondern als

Mittel der Paarverwirklichung: In ihrer Tätigkeit bei WaldKontakt praktizieren sie ihre wechselseitige Liebe. Sie arbeiten füreinander und sind stolz auf das, was sie gemeinsam geschaffen haben. Dabei ergänzen sie sich in ihren Leidenschaften, Bildungsarbeit und Naturschutz, teilen die gleichen Ziele und leben niemals nebeneinander her.

Dass sie sich wechselseitig sehr gut ergänzen, zeigt sich auch in der Aufteilung der Hausarbeit, so Dana Daub:

»Wir fragen uns oft mal vorher so, was willst du denn machen, und dann denken wir uns beide oh Gott was wir lieber machen und es ist immer genau das, was die andere dann nicht machen will und es passt dann«.

Beide betonen, darauf zu achten, dass sich keine Ungleichheiten in ihre Arbeitsteilung einschleichen, wie sie ihnen von heterosexuellen Paaren bekannt sind. Dana Daub erläutert, dass sie nicht nach männlichen und weiblichen Tätigkeiten unterscheiden:

»Also wir haben natürlich unsere Vorlieben. Und ähm aber wir beide machen auch Bereiche, die irgendwie jetzt vielleicht klassisch eher Männer machen und andere die mh eher Frauen eher machen. Aber und wir fragen uns auch immer, ja willst du nicht mal das andere machen, also wir schauen schon, dass es auch immer die Offenheit gibt, dass man, dass man da auch mh die die Arbeiten wechselt«.

Mit Blick auf ihre Arbeitsteilung erscheint es ihnen als Vorteil, kein heterosexuelles Paar zu sein:

»Uns ist glaub ich auch die Gleichberechtigung sehr wichtig und da sind, sagen wir oft, wir sind froh, dass wir zwei Frauen sind. Weil da oft die Rollenmodelle nicht so vorgegeben sind.«

Auch Dana und Daniela Daub haben einen starken Paarzusammenhalt und können schnell ausführen, was ihre Paarbeziehung so besonders macht. Im Folgenden erzählt Daniela Daub und Dana Daub pflichtet ihr bei:

»Dass wir in vielen Punkten SEHR ähnlich ticken. Oder uns sehr großes ++++ ja + ich ++ wir teilen oft G Gedanken oder manchmal äh ist es echt so, dass man manche Sachen gar nicht mehr aussprechen braucht und weiß, was die andere äh sagt oder so. Also ich hab's Gefühl, da ist son sehr sehr ähnliches Ticken. Dann natürlich auch die gemeinsame Leidenschaft. […] Also, dass wir, dass uns dieselben Sachen begeistern. Dass wir uns darüber austauschen können«.

Dana und Daniela Daub haben mit WaldKontakt, so unsere Deutung, einen Raum und ein gemeinsames Vorhaben geschaffen, an und in dem sie sich wechselseitige Liebes- und Leistungsanerkennung zollen. Dana Daub

erklärt, dass sie sich »jeden Tag in irgendeiner Form […] sagen, dass wir uns lieben«. Unsicherheiten ihrer Selbstständigkeit nehmen sie in Kauf, da, so die Rekonstruktion, ihre Tätigkeit einem höheren Ziel, ihrer Paarverwirklichung, dient. Wenn man an die in Kapitel 2 erwähnte arbeitssoziologische These einer Entgrenzung von Arbeit und Leben anschließen möchte, ließe sich im Fall Daub eine Entgrenzung von Liebe in die Arbeit nachzeichnen bzw. eine Indienstnahme der Arbeit für die Liebe. Die wechselseitige Liebes- und Leistungsanerkennung ist für Paar Daub so zentral, dass die vielen Nachteile von WaldKontakt – das geringe Einkommen, die langen Arbeitszeiten und die viele Zeit, die sie mit unbeliebter Werbung, Buchhaltung und Planung einer räumlichen Vergrößerung verbringen – in den Hintergrund treten. Als Anerkennungsdefizite erfahren sie diese Nachteile nicht. Indem es dem Paar gelingt, WaldKontakt und die gemeinsame Arbeit daran und darin zum Medium des Ausdruckes ihrer wechselseitigen Liebesanerkennung zu machen, erleben sie ihre Tätigkeit subjektiv also nicht als prekär, sondern als maximal sinnvoll.

Zwischenfazit

Anhand der beiden Fälle zeigten wir, dass erwerbsseitige Anerkennungsdefizite und Belastungen durch einen starken Paarzusammenhalt zwar nicht kompensiert (im Sinne von komplett ersetzt und unwirksam gemacht) werden können. Sie können aber, wie bei Paar Laubenthal/Löbner, erträglicher gemacht werden und Belastungen können, wie bei Paar Daub, in den Hintergrund geraten. Das Paar Laubenthal und Löbner schafft Gemeinsamkeit dadurch, dass sie ihre Belastungen und Anerkennungsdefizite in der Erwerbssphäre wechselseitig markieren und anerkennen, was ihre Paarbeziehung weiter stärkt. Gleichzeitig werden ihre erwerbsseitigen Anerkennungsdefizite durch diese Sichtbarmachung vererträglicht. Paar Daub deutet und erfährt erwerbsseitige Belastungen und Nachteile, wie ein geringes Einkommen, nicht als Anerkennungsdefizite. Da für sie ihre Paarverwirklichung an erster Stelle steht und diese durch das gemeinsame Vorhaben möglich wird, rücken die Belastungen und Herausforderungen ihrer Selbstständigkeit in den Hintergrund.

6.2 Paare mit ambivalentem Paarzusammenhalt

6.2.1 Besser als vorher, aber nicht »rosarot«: Birthe Bruhns und Ben Borg

Als Birthe Bruhns und Ben Borg vor drei Jahren zu einem Paar wurden, unterschieden sie sich, was Belastungen in ihren Leben betrifft, stark voneinander. Daran hat sich bis heute wenig geändert: Birthe Bruhns ist alleinerziehend und kann sich auf die leiblichen Väter der zehn und 14 Jahre alten Kinder nicht verlassen. Durch die alleinige Verantwortung für die Kinder und ihren Schichtdienst als Pflegerin für Kinder mit Behinderung ist sie seit Jahren mehrfach belastet und war bereits in einem stationären Reha-Aufenthalt. Mit Blick auf ihre Kinder ist sie aber stolz auf ihre Lebensleistung als Alleinerziehende und auch auf ihre Souveränität, die sie sich im Laufe der Jahre erarbeitet hat. Ben Borg hatte noch nie Sorgeverantwortung und immer viel Zeit für seine Tätigkeiten, seine Freundschaften und seine vielen Hobbies. Auch Geldsorgen waren ihm lange Zeit unbekannt.

Unterschiede in der prekären Beschäftigung

Birthe Bruhns leidet unter der Arbeitsverdichtung in dem Pflegeheim, in dem sie arbeitet, unter ihren Schichtdiensten und den Kolleginnen, von denen sie sich kontrolliert fühlt (siehe auch Kapitel 4.6.1). Ben Borg gehört zu den wenigen Befragten unseres Samples, der keine Anerkennungsdefizite benennt, obwohl er prekär beschäftigt ist. Er hat keine Berufsausbildung und erzielte früher mit Sportwetten viel Geld. Als die Behörden sich für die Tätigkeiten des Wettbüros zu interessieren begannen, nahm Ben Borg dies zum Anlass, sich von seinem alten Leben abzuwenden: »dann irgendwann dann ich musste aufhören 'ne«.[46] Rückblickend distanziert sich Ben Borg von dieser Zeit:

> »Ich war 'n halber Verbrecher […] man entwickelt sich ja auch weiter […] damals war auch die Sichtweise der Welt, die ich hatte, 'ne andere 'ne«.

Seit zwei Jahren ist Ben Borg auf einer 50-Prozent-Stelle als Küchenhelfer in einer Schule tätig. Es belastet ihn zwar, dass er so wenig und weniger als Birt-

46 Wie sich in diesem Zitat zeigt und auch im Paar- und Einzelinterview deutlich wurde, lässt er es im Unklaren, wie es zu dieser Abkehr kam. Er will sich nicht darüber äußern und auch nicht, wie er überhaupt zu den Sportwetten kam und was er dort konkret machte und wusste.

he Bruhns verdient (siehe Kapitel 8.2.2). In unserer Deutung ist es für ihn aber entscheidend, dass er sich von seinem früheren Leben distanziert. Ben Borg möchte sich, so unsere Rekonstruktion, läutern, er will nun anders als früher Gutes tun und sich als ehrlich und zuverlässig erweisen.

Schon immer habe er gerne für andere gekocht. Durch Birthe Bruhns Vermittlung bekam er die Stelle an einer Schule. Mit seiner Teilzeitbeschäftigung erzielt er ein geringes Einkommen und sie ist zudem befristet, also insgesamt prekär. Gleichzeitig erfährt er in einem arbeitsinhaltlichen Aspekt viel Anerkennung und bezeichnet sich als »super glücklich«. Dies liege vor allem an seinem guten Kontakt zu den Kindern von Anfang an: »wir waren direkt auf einer Wellenlänge«. Auch mit der Köchin verstehe er sich sehr gut. Insgesamt will er unter keinen Umständen die Schulkochstelle für seine vorige Tätigkeit eintauschen:

»Sie können mir EINE MILLION Euro bieten und ich würde ablehnen. Können Sie mir glauben. Ich will NIE wieder da zurück«.

Während Ben Borg sich mit seiner Vorgesetzen und den Kindern gut versteht, ist Birthe Bruhns mit ihren direkten Kolleginnen zerstritten. In ihrer Arbeit, aber auch als Mutter versteht sie sich als »Einzelkämpferin«. Auf die leiblichen Väter kann sie sich nicht nur nicht verlassen. In unserer Rekonstruktion muss sie die Kinder sogar vor den Vätern schützen. Zum Vater eines Kindes besteht wegen seines delinquenten Verhaltens eine Kontaktsperre, zum Vater des anderen hat sie gelegentlichen Kontakt, er ist allerdings spielsüchtig. Auch das Jugendamt erweist sich als wenig hilfreich, im Gegenteil: Als sie einen Vater wegen seiner Spielsucht anzeigt und eine Kontaktsperre durchsetzen will, gerät sie in das Visier der Ämter. Sie solle sich rechtfertigen, warum sie sich nicht einfach über Unterstützung freue. Birthe Bruhns »Einzelkämpferin«-Dasein wird durch das Jugendamt weiterbefördert:

»Seitdem ist das Thema, ich regel’ meine Sachen selber. Ich will da keinen mehr haben, der mir irgendwie da… möchte ich nicht, kein Amt und nee wir schaffen das schon so, das geht schon«.

Paarbeziehung als Ressource und Quelle der Anerkennung für Birthe Bruhns

Seit Ben Borg in Birthe Bruhns Leben ist, übernimmt er manchmal die Betreuung der Kinder, wenn sie Schichtdienst hat. Für sie ist dies eine große Entlastung. Anders als die leiblichen Väter ist Ben Borg verlässlich und erscheint nicht als Bedrohung für Birthe Bruhns Familie. Ben Borg stellt auch

nicht ihre Souveränität in Frage, die sie sich als Alleinerziehende erarbeitet hat, sondern macht sie vielmehr sichtbar, indem er ihr Anerkennung und Respekt dafür zollt, was sie in ihrem Leben leistet.

Durch Ben Borg verlieren die erwerbsseitigen Anerkennungsdefizite, die Birthe Bruhns in dem Pflegeheim erfährt, etwas an Bedeutung, denn mit Ben Borg kann Birthe Bruhns, in der Deutung, aus ihrem Alltag fliehen, etwa wenn sie an den Wochenenden gemeinsam wegfahren oder abends Badminton spielen. Birthe Bruhns hilft es auch, dass sie mit Ben Borg über ihre Frustrationen mit ihren Kolleg*innen sprechen kann und er sie darin ernst nimmt. Er bedauert, dass sie es in ihrer Arbeit nicht nur schwer, sondern auch schwerer als er selbst hat: »also sie hat's eigentlich auf jeden Fall schwerer, allein von der körperlichen Arbeit und mit den Kollegen und so, auf jeden Fall. Leider.« Dadurch macht er ihre Belastungen und Leistungen in ihrer Arbeit sichtbar und anerkennt sie.

Für beide steht außer Frage, dass sie sich lieben, was aber nicht bedeutet, dass Birthe Bruhns durch ihre wechselseitige Liebe von ihren Belastungen befreit wird. Aus ihrer Sicht müsse sie sich auch weiterhin alleine um alles kümmern:

> »Ich denke auch schon, dass wir uns lieben, so dass wir da jetzt eine vertrauensvolle Basis haben und ja […] nur jetzt immer so nee hach ja alles rosarot, nee […] weil ich immer denke, das hängt so alles an mir. Ich muss immer alles managen so.«

In ihrer Wahrnehmung kann sich Ben Borg gar nicht vorstellen, was es bedeutet, alleinerziehend zu sein, so unsere Interpretation:

> »Mein Kopf, der rattert immer von morgens bis abends, weil ich hab' so viele Termine ne, die ich halt immer so wahrnehmen muss, ne da ++ ja und für ihn is' es, ne kann ich ja auch sagen ne? Du hattest ja noch nie die Situation, 'ne Frau mit 'm Kind zu haben«.

Entsprechend kritisiert Birthe Bruhns Ben Borg, dass er »so den Blick gar nicht dafür« habe, was sie alles machen müsse, was Ben Borg aber von sich weist.

Der Partner als Schüler und weitere Belastungen

Ben Borg schafft also Sichtbarkeit für Birthe Bruhns Belastungen und Leistungen als Alleinerziehende (auch wenn sie dies nicht uneingeschränkt ebenso sieht). Wie die Rekonstruktion zeigt, tut er dies auch, in dem er sich zu einem Schüler von Birthe Bruhns macht, der von ihr lebenspraktische Fähigkeiten für ein ehrliches und einfaches Leben erlernen möchte. Darin sucht

er wiederum ihre Anerkennung. Diese Anerkennung lässt sich aber als ambivalent rekonstruieren, da, so die Deutung, Ben Borg Birthe Bruhns nicht auf Augenhöhe als egalitärer Partner, sondern als Schüler in einem hierarchischen Schüler-Lehrerin-Verhältnis begegnet. Mitunter gerät er, so eine weitere Deutung, sogar zu einem weiteren Kind von ihr, womit sich ihre Belastungen weiter verstärken.

Dies zeigt sich zum Beispiel in einer Interaktion im Paarinterview, als sie über ihren Umgang mit Geld sprechen. Birthe Bruhns verfügt zwar über wenig Geld, kann aber mit ihrem wenigen Geld haushalten, was sie mit Stolz erfüllt. Ben Borg schämt sich dafür, weniger als Birthe Bruhns zu verdienen (siehe Kapitel 8.2.2), was für Birthe Bruhns wiederum unproblematisch ist. Ärgerlich für sie ist, dass er nicht mit (seinem) Geld umgehen könne, was zum Beispiel beim Einkauf deutlich werde. So habe Ben Borg keine Vorstellung von angemessenen Preisen und kaufe die teuersten Markenprodukte:

»Er sollte Ananas kaufen in der Dose und dann hat er die teuersten Dinger gekauft. Dann hab' ich mich so aufgeregt […] geht gar nicht, ja. Genau das sind so Sachen, wo ich mich so aufrege, dann bin ich bin ich dann erstmal geladen«.

Birthe Bruhns möchte nicht auch noch in ihrer Paarbeziehung die Hauptverantwortung tragen und wirft Ben Borg geringe lebenspraktische Kompetenzen vor. Er räumt ein, dass er noch nie mit Geld umgehen konnte und lange die Einstellung hatte, »Geld wechselt immer nur den Besitzer«. Er habe sich »aber schon gebessert jetzt, seitdem ich mit ihr zusammen bin«.

Neben Geld ist die Unordnung in Birthe Bruhns Wohnung ein weiterer Streitpunkt. Sie halten sich immer in ihrer Wohnung auf, er hilft aber kaum bei der Hausarbeit mit. Immer müsse sie ihm erklären, was ansteht, so Birthe Bruhns. Wenn es um Unterstützung in der Hausarbeit geht, scheint, so eine bereits oben erwähnte Interpretation, Ben Borg für Birthe Bruhns wie ein drittes Kind zu sein. Permanent müsse sie ihm oder den Kindern Dinge hinterhertragen, so dass sie unablässig mit Aufräumen beschäftigt sei, was sie ebenfalls ärgert:

»Ich reg' mich ja schon oft drauf ah so auf, wenn ich grade irgendwie alles so geputzt und gemacht hab' und ne? der eine kommt dann und SCHMEISST da was hin und da was hin und äh so Tabakkrümel […] es ist ja immer es ist ja fortlaufend dieser Haushalt das nimmt ja nie 'n Ende«.

Ben Borg räumt dies ein, relativiert seinen Beitrag aber dahingehend, dass er mehr helfen würde, wenn er mehr Zeit hätte, was Birthe Bruhns aber nicht glaubt.

Ambivalente (Liebes-)Anerkennung im Paar: Mehr Sichtbarkeit, mehr Belastungen

Das Paar steht für den Fall, wonach erwerbsseitige Anerkennungsdefizite im Paar aufgefangen werden können (wobei wir nur bei Birthe Bruhns Anerkennungsdefizite in der Erwerbssphäre rekonstruierten). Indem Ben Borg Verständnis für Birthe Bruhns berufliche Belastungen zeigt und ihre Belastungen, aber auch ihre Leistungen als Alleinerziehende sieht, macht er diese sichtbar und anerkennbar und anerkennt sie. Zudem stellt ihre Paarbeziehung, so die Rekonstruktion, eine Ressource dar, mit der beide aus ihrem Alltag entfliehen können, so dass Birthe Bruhns erwerbsseitige Anerkennungsdefizite in den Hintergrund treten können.

Ben Borg sucht in der Deutung nach Anerkennung für seine Läuterung und seine Lernfortschritte und findet in Birthe Bruhns eine Partnerin, die in ihm einen verlässlichen und loyalen Menschen erkennt, schätzt und liebt. Das Paar zollt sich also wechselseitige Liebesanerkennung und schätzt dies auch. Birthe Bruhns und Ben Borg nehmen ihr gemeinsames Leben als deutlich besser wahr als das vorherige Leben ohne den*die andere*n. Dennoch lässt sich das paarinterne Anerkennungsverhältnis als ambivalent rekonstruieren: In der Paarbeziehung erscheint Ben Borg nicht als Partner auf Augenhöhe, sondern macht sich zum Schüler, der von seiner Lehrerin Anerkennung für seine Lernfortschritte anstrebt. Birthe Bruhns sieht ihre Paarbeziehung trotz der gelungenen wechselseitigen Liebesanerkennung und der Zuverlässigkeit Ben Borgs nicht »rosarot«, denn ihre vielen Belastungen bleiben weitgehend bestehen und werden durch Ben Borgs geringe lebenspraktische Kompetenz noch vermehrt.

6.2.2 Nach innen stabil, nach außen brüchig: Patricia und Pepo Poturica

Patricia und Pepo Poturica leben ein Arrangement aus männlichem Alleinernährer und weiblicher Hausfrau (siehe Kapitel 4.8.1).[47] Bald nach dem Kennenlernen wurde Patricia Poturica schwanger. Die gemeinsame Verantwortung für ein Baby war anfangs herausfordernd, vor allem für Patricia Poturica, die noch nicht volljährig war. Rückblickend hätte aber gerade ihre

47 Diesen Fall stellen wir ebenfalls in Motakef/Wimbauer (2019a) sowie Motakef (2019b) dar.

gemeinsame Elternschaft einen starken Paarzusammenhalt befördert, so Patricia Poturica:

»Also wir sind durch die Kinder sind wir enger zusammengekommen, muss ich schon sagen. Das ist Hand in Hand, wenn man das nicht Hand in Hand macht, dann … also entweder man trennt sich dann lieber oder es funktioniert, man hält zusammen und dann passt das«.

In der Deutung konnte das Paar nach anfänglichen Schwierigkeiten eine gemeinsame Praxis etablieren, die für beide stimmig ist und in welcher der Bestand der Beziehung nicht in Frage gestellt wird.

Weibliche Hausfrau und prekärer männlicher Alleinverdiener

Patricia Poturica war nie erwerbstätig, sondern ist mit der Betreuung und Erziehung der drei Kinder und dem Haushalt befasst. Pepo Poturica arbeitete lange als gelernter Asphaltbauer. Mit den Kollegen, Arbeitszeiten und seinem Einkommen war er zufrieden. Sein Betrieb war »wie eine kleine Familie«, doch mit einer neuen Führungsriege verschlechterten sich Pepo Poturicas Arbeitsbedingungen und sein Einkommen. Es sei ein

»neuer ähm Vorstand […] so so ein neuer Meister gekommen […] als Chef und der hat angefangen, an meiner Prämie rumzuschrauben dann hat er mir die Nachtschicht weggenommen«.

Patricia Poturica beklagt, wie wenig Geld sie dann trotz seiner Arbeitstätigkeit hatten:

»also wir hatten hinterher so wenig Geld, dass es uns gar nicht gereicht hat /Pepo Poturica: Genau/Und obwohl er jeden Tag arbeiten war«.

Pepo Poturica wechselte in einen Betrieb, in dem er eigentlich als Asphaltbauer arbeiten soll, aber bislang nur für Hilfsarbeiten eingesetzt wird und entsprechend (noch) weniger verdient. Auf Nachfragen wird er vertröstet, die Auftragslage sei schlecht. Pepo Poturica ist enttäuscht und frustriert. Die Mühen, die er in seine Ausbildung gesteckt hat, scheinen ihm umsonst und auch seine Berufsjahre nichts wert zu sein. Er fühle sich zum Hilfsarbeiter degradiert und weit unter seiner Qualifikation eingesetzt. All dies habe er eigentlich immer vermeiden wollen:

»Ich hab' mit mit Absicht früher schon angefangen, irgendwie n Beruf zu zu lernen, damit ich erst gar nicht in diese Situation gerate, und jetzt […] geh ich grad wieder einen Schritt zurück«.

Um zu verhindern, dass er arbeitslos wird, falls sich die Auftragslage weiter verschlechtert und angesichts des nahenden Winters schreibt Pepo Poturica wieder Bewerbungen.

Mit seinem Einkommen kommt die Familie nur schlecht über die Runden. Seit zwei Kinder in die Schule gehen, stehen fast wöchentlich Extraausgaben an und überhaupt sei »immer wieder mal was zu zahlen«. »Es gibt bei uns echt Monate, wo ich sag, wir kommen echt nur haarscharf durch«, so Patricia Poturica. Planen könnten sie nicht, der letzte Urlaub war vor vier Jahren, »es haut echt nicht hin«.

Geschlechterdifferenzierende Aufgabenteilung

Dass Patricia Poturica dazu verdient und die Einkommensverluste kompensiert, ist für das Paar keine Option. Sie hat keine Ausbildung und kann sich mit ihren drei kleinen Kindern und dem Haushalt nicht vorstellen, erwerbstätig zu sein, auch nicht geringfügig. Patricia Poturica vermisst, wie sie erklärt, eine Erwerbstätigkeit auch nicht, denn für sie habe eine gute Erziehung und Betreuung ihrer Kinder höchste Priorität. Sie betreut ihre Kinder zuhause, was beide auch besser finden. »Wer die Kinder auf die Welt bringt, soll sich auch kümmern«, so Pepo Poturica. Außerdem könnten sie sich die Gebühren dafür ohnehin nicht leisten: »da zahlst du dich tot und dämlich«.

Patricia Poturica betont, dass sie als Hausfrau ebenfalls hart und lange arbeite: »da steht schon viel an. Also ich steh morgens um halb sieben auf und geh abends teilweise um elf halb zwölf ins Bett und bis dahin bin ich nur am Rennen«. Pepo Poturica bestätigt dies und sagt, dass er längst schlafe, wenn für sie der Tag zu Ende gehe. Insgesamt unternimmt Patricia Poturica große Anstrengungen, dass die Kinder wohlerzogen und gut angezogen sind und der Haushalt gut geführt ist, was Pepo Poturica auch sehr wertschätzt. Aus seiner Sicht müsse er seine Partnerin regelrecht in ihrem Arbeitseifer stoppen: »da noch und dann noch bügeln und dies und das und da sag ich ja na komm geh ins Bett«.

In der Rekonstruktion erscheint dem Paar die geschlechterdifferenzierende Arbeitsteilung als richtig und stimmig. Zudem steht für beide fest, dass Pepo Poturica die Hausarbeiten nicht so erledigen kann, wie sich Patricia Poturica dies vorstellt, weshalb er sich komplett heraushält (siehe auch Kapitel 8.1.1). Im Paar gibt es keine Konflikte darüber und Patricia Poturica anerkennt Pepo Poturica als zuverlässigen Vater und Familienernährer:

»Er ist ein guter Vater. Er macht sein Job gut, er geht arbeiten, er guckt, dass Geld reinkommt, er kümmert sich um uns«.

Nach der Falldeutung wertschätzt sie an ihm, dass sie mit ihm den gemeinsamen Alltag bewältigen kann und er seinen Aufgaben als Familienernährer und -vater verantwortungsvoll nachkommt.

Starker Paarzusammenhalt durch ihre Elternschaft und Liebe

Bei dem Paar lässt sich ein starker Paarzusammenhalt rekonstruieren, der in der von ihnen wahrgenommenen gelungenen gemeinsamen Elternschaft begründet ist sowie in ihrer wechselseitigen Liebe: Sie seien nicht nur »gute Eltern«, sondern es sei zudem »die LIEBE an sich«, was das Paar zusammenhalte. Patricia Poturica kann sich ein »Leben ohne IHN gar nicht mehr vorstellen« und auch Pepo Poturica benennt klar und schnell, was er an seiner Partnerin schätzt:

»Was ich halt gut finde an ihr ist wirklich, dass sie immer mit mir mit harmoniert […] also sie sie geht mit mir durch dick und dünn. Also das find ich gut […], dass sie hinter mir steht«.

Wie sich hier zeigt, wertschätzt Pepo Poturica an seiner Partnerin ihre Loyalität und Verlässlichkeit, was er auch durch die Redewendung hinter jemandem Stehen bekräftigt. In der weiteren Deutung bringt er zum Ausdruck, dass er seine Paarbeziehung als intakt und konfliktfrei wahrnimmt.[48]

Die Fragilität des geschlechterdifferenzierenden Alleinernährermodells

Für den starken Paarzusammenhalt und für das Funktionieren des Paararrangements ist, wie dargelegt, eine geschlechterdifferenzierende Arbeitsteilung konstitutiv. Sie erfahren sich als gutes, harmonisches und funktionierendes Team, weil sie sich unterschiedliche, aber gleichwertige Zuständigkeiten und Kompetenzen zuschreiben – er die Erwerbsarbeit, sie die Erziehung der Kinder und die Hausarbeit – und diese in ihrer Wahrnehmung erfolgreich meistern. Allerdings ist es genau diese Orientierung, die das Paar in seiner Existenz potentiell gefährdet. Warum?

48 Diese Redewendung legt jedoch auch die Deutung nahe, dass er vor ihr steht, was auf das Geschlechterarrangement bezogen auf eine machtvollere Position von ihm hindeutet. Im der Fallrekonstruktion verdichtet sich diese Deutung eines Machtgefälles zugunsten von Pepo Poturica aber nicht.

Patricia Poturica berichtet, dass sie von ihren Nachbarn, im Kindergarten und in der Schule häufig »abgestempelt« würden, was sie darauf zurückführt, eine junge Mutter zu sein:

»Ja da gehste zum Elternabend dann guckt ein die Lehrerin an so auf die Art äh ich würde auch schon gefragt ›Sind Sie die Schwester?‹ sag ich ›Nee ich bin die MAMA‹, ›ach so ah so‹. Ja da wirst du nicht wirklich anerkannt da ach, du bist die junge Dumme, die kriegt sowieso nix auf die Reihe, auf gut Deutsch gesagt«.

Patricia Poturica wehrt sich gegen die Vorbehalte, mit denen sie konfrontiert werden. Es sei nur der »erste Eindruck«, den andere von ihnen gewinnen:

»Wenn Leute uns sehen, die denken erstmal UHH. Aber wenn se dann in unser Leben reinschnuppern und gucken, was wir machen, wie wir LEBEN, wie wir uns geben, dann sind doch sehr viele von uns positiv überrascht und sagen ›Wow. Hätte ich gar nicht gedacht, dass ihr das so‹ oder auch zu mir: ‚Hätt' ich nicht gedacht, dass du das so gut managst mit drei Kindern oder er regelmäßig arbeiten geht' ja«.

Aus ihrer Sicht sind sie nicht »asozial«, sondern eine zwar junge, aber anständige und respektable Familie (siehe auch Kapitel 4.2.2 und 9.2.2). Ihre geschlechterdifferenzierenden Aufgaben meistern sie, so die Deutung, erfolgreich und nach bestem Wissen und Können. Dies bedeutet jedoch auch, so die Rekonstruktion, dass Pepo Poturica seine Erwerbstätigkeit aus zwei Gründen auf keinen Fall aufgeben kann und darf: Erstens würde damit in Patricia Poturicas Wahrnehmung die für sie eminent wichtige Anerkennbarkeit als respektable Familie und damit die soziale Existenz der Familie bedroht. Zweitens wäre auch die materielle Existenz der Familie – und von Patricia Poturica – nicht mehr gesichert. Eine Familienernährerinnentätigkeit erscheint ihr aufgrund ihrer Sorgezuständigkeit und fehlenden Ausbildung nicht als denkmögliche Alternative. Im Paarinterview appelliert sie daher an ihn, auf keinen Fall seine Erwerbsarbeit aufzugeben, schließlich würde er damit seine Partnerin verraten und sitzen lassen:

»aber man denkt halt ok ich kneif die Arschbacken noch ne Weile zusammen, weil das ist uns wichtig, das ist, wenn du sagst von heut auf morgen nöö da geh ich nicht mehr hin, pfhh was mache ich dann? Dann können wir hier ausziehen, dann können wir's Auto verkaufen, dann geht gar nichts mehr und dann sitzt ich da mit drei Kindern«.

Während beide übereinstimmen, dass Pepo Poturica nicht arbeitslos werden darf, stellt sich im Verlauf des Paarinterviews heraus, dass Pepo Poturica aus gesundheitlichen Gründen gar nicht mehr auf der Baustelle arbeiten dürfte und vermutlich kurz vor der Berufsunfähigkeit steht. Gegen den Rat seiner

Ärzt*innen gibt er aber seine Beschäftigung nicht umgehend auf (siehe Kapitel 4.8.1), sondern will erst kündigen, wenn er einen anderen Job gefunden hat.

Ihr offenbar derzeit sehr gut funktionierendes, geschlechterdifferenzierendes Paararrangement ist, so die Rekonstruktion, nach innen durch wechselseitige Anerkennung und Liebe füreinander intersubjektiv abgesichert. Von außen betrachtet, erweist sich das Arrangement aber als ambivalent und höchst fragil und führt das Paar in ein Dilemma: Eine Weiterführung seiner Beschäftigung verschärft Pepo Poturicas schlechten Gesundheitszustand. Eine umgehende Beendigung seiner Beschäftigung würde zwar seiner Gesundheit dienen, aber sowohl ihre materielle Existenz als auch die Respektabilität und Anerkennbarkeit als Familie gefährden. Patricia Poturica ist damit, wie im Alleinernährermodell häufig der Fall, ökonomisch (und anderweitig) vom Ernährer abhängig, und schließlich kann auch Pepo Poturica die finanzielle Verantwortung, die im Alleinernährermodell allein auf den Schultern einer Person lastet, beispielsweise im Fall einer Erkrankung nicht weiter tragen.

Zwischenfazit

Wir haben in diesem Teilkapitel Paare mit einem ambivalenten Paarzusammenhalt präsentiert. Hier konnte die Liebesanerkennung im Paar zwar erwerbsseitige Anerkennungsdefizite abfedern, zugleich ließen sich aber – für die Partnerin und teils für das Paar – andere Anerkennungsdefizite oder Paardestabilisierungen ausmachen: Birthe Bruhns kann durch die Anerkennung und den Zusammenhalt im Paar erwerbsseitige Anerkennungsdefizite abfedern. Das paarinterne Anerkennungsverhältnis ist jedoch ambivalent, da Ben Borg ihr als Schüler begegnet und ihre Belastungen sogar vergrößert. Bei Familie Poturica ist die Ambivalenz im geschlechterdifferenzierenden Paararrangement begründet. Nach innen haben sie einen starken, durch wechselseitige Liebe und die Kinder gefestigten Zusammenhalt. Da Pepo Poturica aber gesundheitlich stark beeinträchtigt ist, steht seine weitere Erwerbstätigkeit in Frage, was die ökonomische und soziale Existenz der Familie bedroht. Das Alleinernährermodell erweist sich also, besonders in prekären Erwerbs- und Lebenslagen, strukturell als äußerst fragil. Gleichzeitig ist es für das Paar undenkbar, sich in seiner Arbeitsteilung anders zu orientieren.

6.3 Paare mit schwachem Paarzusammenhalt

6.3.1 Seine »berufliche Nichtanerkennungsresistenz« versus ihre Alleinverantwortung: Clemens Caspar und Caroline Christiansen

Caroline Christiansen und Clemens Caspar leben in einem Familienernährerinnen-Arrangement. Caroline Christiansen verdient nahezu alleine das Einkommen für sich, Clemens Caspar und die beiden jugendlichen Kinder.[49] Die Belastungen sind also ungleich verteilt: Caroline Christiansen trägt alleine die Verantwortung für das Familieneinkommen und kümmert sich, zumindest zum Zeitpunkt des Interviews, überwiegend alleine um die Kinder und den Haushalt, da Clemens Caspar regelmäßig bis abends in dem von ihm betriebenen kleinen Café ist.

Im Folgenden zeigen wir, wie Clemens Caspar seiner Partnerin erstens Anerkennung für ihre Leistungen als Familienernährerin vorenthält und sie zweitens daran hindert, alternative Anerkennung für Leistung in ihrer ehrenamtlichen Arbeit zu erhalten. Umgekehrt sucht Clemens Caspar erst gar nicht nach Anerkennung für Leistung in der Erwerbssphäre. Caroline Christiansen schätzt wiederum seine unkonventionelle Art und seinen Eigensinn, auch wenn sie weiß, dass sie es bei ihm – wie wir in Kapitel 8.4.3 ausführen – mit einem »Eigenbrötler« zu tun hat.

Clemens Caspars berufliche Nichtanerkennungsresistenz

Clemens Caspar betont mehrfach, dass für ihn Erwerbsarbeit nicht von Bedeutung sei und findet es nachgerade albern, wenn sich Menschen mit ihrer Arbeit identifizieren (siehe Kapitel 4.4.2 und 4.7.1). Clemens Caspar erlebt, so jedenfalls seine Äußerungen im Interview, erwerbsseitige fehlende Anerkennung nicht als Anerkennungsdefizit. Im Verlauf seiner prekären Erwerbsbiographie hat er, so seine Darstellung im Interview und unsere Rekonstruktion, eine Art Immunität gegen die Versprechen erwerbsseitiger Anerkennung entwickelt. Anders als fast alle anderen Befragten scheint er in der Erwerbssphäre keine Anerkennung zu suchen und hat dies offenbar auch nicht zu einem früheren Zeitpunkt seiner Biographie

49 Diesen Fall diskutieren wir auch in Wimbauer/Motakef (2017b), Motakef/Wimbauer (2019a) sowie Motakef (2019a,b).

getan. Diese Immunität von Clemens Caspar bezeichnen wir als berufliche Nichtanerkennungsresistenz.[50]

Keine Anerkennung für ihre Leistungen in der Erwerbssphäre und für die Familie

Caroline Christiansen ist zwar Familienernährerin, aber Clemens Caspar anerkennt sie hierfür – und auch sonst, wie unsere Rekonstruktion zeigt – nicht. Caroline Christiansen ist über ihre verlaufskurvenförmige Erwerbsbiografie frustriert und erlebt als Anerkennungsdefizit, nach all den Jahren nur auf Abruf und zu Themen für ihre Zeitung zu arbeiten, die sie überhaupt nicht interessieren (siehe Kapitel 4.6.2). Oft kommt sie frustriert nach Hause. Wenn sie dann auf Clemens Caspar trifft, kommt es häufig zu Streit. Sie würde sich wünschen, dass er ihr zuhört und sie ihren Frust loswerden kann, er sieht dies aber nicht ein und will nichts hören. Er begründet seine fehlende Bereitschaft damit, dass sie, anders als er, ihre Arbeit brauche, mehr noch: geradezu abhängig von ihr sei, weswegen sie gar nicht über ihre Belastungen schimpfen brauche:

Clemens Caspar:	Na bei dir ist ja anders, du brauchst ja 'ne Ar also bei ihr ist wirklich sie braucht einfach 'ne Arbeit. Also ich denke, sie definiert sich mehr über Arbeit, als ich das mache […] und ja, ohne würde sie kaputt gehen. Und sie ist natürlich schon auch im Moment äh fühlt sie sich in der Pflicht auch wirtschaftlich hier einfach äh das so weit am Laufen zu halten und geht deswegen auch arbeiten. Also, dass du sagst du würdest, wenn's dir aussuchen könntest, was anderes machen oder das nicht mehr machen. Das ist ja nicht so. [Du brauchst das ja wirklich.
Caroline Christiansen:	[Ich würde weniger machen dafür was anderes […]
Clemens Caspar:	Neeeee […]
Caroline Christiansen:	[Doch
Clemens Caspar:	[Du brauchst das. […]

50 Diese könnte auch als Selbstschutz interpretiert werden. Nimmt man diesen Faden auf, könnte Clemens Caspar sich mit seiner beruflichen Nichtanerkennungsresistenz vor Stigmatisierungen und Verletzungen in der Erwerbssphäre wappnen. Auch könnte diese latent die Funktion erfüllen, sein Scheitern im Erwirtschaften eines sichernden Einkommens und als männlicher Ernährer zu maskieren. Ob seine berufliche Nichtanerkennungsresistenz Selbstschutz, eine Maske und/oder eine in der Biographie erworbene Haltung ist, können wir hier nicht abschließend klären, da wir seine Selbstdarstellung im Interview rekonstruieren und keinen Zugang zu seinem Innenleben haben.

Caroline Christiansen: […] ich könnt auch da weniger also machen. Wenn's reichen würde so finanziell.
Clemens Caspar: Na ja, reicht so auch nicht. Von daher ist das eigentlich egal letztendlich.

Nach unserer Interpretation stellt Clemens Caspar in dieser Paarinteraktion dar, dass Caroline Christiansen in seiner Wahrnehmung nicht arbeite, weil sie die Familie ernähren muss, sondern weil sie nicht anders könne und Arbeit für ihr (So-)Sein benötige. In der Rekonstruktion essentialisiert er ihren Einsatz und ihre Verantwortungsübernahme in der Erwerbssphäre und für das Familieneinkommen (und auch den gemeinsamen Haushalt) als ihre unveränderliche Charaktereigenschaft. Anders als sie es darstellt, arbeite sie seiner Wahrnehmung nach nicht für die Familie, sondern bedient ihren individuellen genuinen Arbeits- und Leistungszwang.

Basierend auf dieser Essentialisierung, so eine zentrale Interpretation, verweigert er ihr damit jegliche Anerkennung für ihre Leistungen als Familienernährerin. Dies bezieht sich nicht nur auf den finanziellen Beitrag für die Familie: Indem er das Thema damit abschließt, dass ihr Einkommen ohnehin nicht für die Existenzsicherung der Familie reiche und es daher »eigentlich egal letztendlich« sei, entwertet er darüber hinaus auch noch ihre gesamte Erwerbstätigkeit als letztlich sinn- und nutzlos.

Alternativen zu ihrem Arrangement

Caroline Christiansen ist darüber verärgert und betont nachdrücklich, dass sie gerne weniger arbeiten und sich journalistisch in Umwelt- und Naturschutzprojekten engagieren würde, wenn sie es denn nur könnte. Dazu müsste er aber Geld verdienen. Clemens Caspar sieht dies anders und widerspricht ihr. Mehrfach sagt er, sie könnten doch Arbeitslosengeld beantragen. Dies ist aber wiederum für Caroline Christiansen ausgeschlossen, wie wir in Kapitel 4.4.2 und 9.2.1 ausführen: Als beide arbeitslos waren, ließ sie sich in ihrer Wahrnehmung von einer Angestellten des Jobcenters zu einer Unterschrift überreden, was zur Folge hatte, dass ihr Sozialhilfeantrag abgelehnt wurde und sie komplett ohne Geld dastanden. Diese »Extremsituation« möchte sie nie wieder erleben und lehnt seitdem jeglichen Leistungsbezug kategorisch ab, auch wenn sie zu aufstockenden Leistungen berechtigt wären. Clemens Caspar hingegen kann sich an den Vorfall gar nicht mehr erinnern. Er weiß aber noch, dass sie während der Arbeitslosigkeit immerhin gemeinsam Zeit hatten, was sie heute kaum noch kennen:

»Das eine ist das die wirtschaftliche Situation und das andere ist natürlich letztendlich kann man sagen, können wir uns freuen, haben wir mehr Zeit äh, die wir miteinander verbringen können. Weil jetzt ist eigentlich so, ähm, wir sehen uns irgendwie kaum«.

Keine gemeinsame Zeit – keine gemeinsame Zukunft?

Dass sie sich gemeinsam als Paar oder als Familie kaum sehen, betonen beide mehrfach im Interview. Dies sei schon lange so und werde sich auch nicht ändern, so lange Clemens Caspar das Café betreibt. Wenn sie an sich als Paar denken, an Besonderheiten oder daran, was ihre Beziehung ausmacht, nehmen sie fast keinen Bezug aufeinander, sondern nur auf die Kinder. Sie sind vor allem stolz darauf, was sie als Eltern geschafft haben. Sie haben ihre Kinder stets respektvoll behandelt und ihnen viele Freiheiten gelassen und sind heute beeindruckt, zu welchen selbstständigen und selbstsicheren jungen Menschen ihre Kinder geworden sind. Was sie früher als Paar ebenfalls zusammengehalten hat, war ihr gemeinsames Engagement für den Naturschutz, wofür aber Caroline Christiansen schon lange und Clemens Caspar seit der Übernahme des Cafés keine Zeit mehr findet.

Was sie aneinander schätzen, kann Clemens Caspar zunächst nicht benennen, dies seien »ganz schwierige Fragen«. Caroline Christiansen findet seine Eigensinnigkeit attraktiv[51] und sie findet gut, dass sie ähnliche Werte und Einstellungen gegenüber Naturschutzthemen und der Kindererziehung teilen. Beide überlegen, ob es die Kinder seien, die sie zusammenhalten und falls ja, was passieren wird, wenn ihre Kinder in wenigen Jahren ausziehen:

Caroline Christiansen:	Du hast mal gesagt, wenn die weg sind [ziehst du sofort
Clemens Caspar:	[Man siehts ja
Caroline Christiansen:	aus (lacht)
Clemens Caspar:	Man siehts ja äh bei vielen Paaren. Da sind die Kinder aus'm Haus und plötzlich trennen sich auch die Eltern. +++ Bei Leuten wo man's gar nicht gedacht hat manchmal und umgekehrt ist anders also +++ ich weiß [es nicht.
Caroline Christiansen:	[Ja irgendwie ist es so.

51 Siehe auch Kapitel 8.4.3 sowie für Parallelen zu Koppetsch und Speck (2015) Kapitel 12.3.3.

Beide äußern sich nur sehr vage über eine gemeinsame Zukunft, aber diffus über Trennungen. Im Raum steht, dass Clemens Caspar aus der gemeinsamen Wohnung auszieht, wobei beide nur Umstände benennen, die sie nicht beeinflussen können. Ein Bekenntnis zueinander findet sich nicht und Liebe, Anerkennung oder positive Gefühle füreinander werden nicht erwähnt. Anders als etwa bei Paar Daub, Laubenthal/Löbner oder Poturica ließ sich nirgends im Interview so etwas wie (romantische) Liebe rekonstruieren.

Zusammenfassend scheint sich Clemens Caspar Dank seiner beruflichen Nichtanerkennungsresistenz gegen Anerkennungsdefizite in der Erwerbssphäre immunisiert zu haben. Basierend auf dieser Irrelevantmachung von Erwerbsarbeit anerkennt Clemens Caspar seine Partnerin nicht dafür, was sie als Familienernährerin in der Erwerbssphäre, im Haushalt und bei der Sorge für die Kinder leistet und wertet ihre Erwerbstätigkeit sogar als unnötig und sinnlos ab. Zudem verunmöglicht er durch seine Abwesenheit in der Familie, dass sie alternative Anerkennung für Leistung in ihren ehrenamtlichen Projekten finden kann. Auch intersubjektive Liebesanerkennung ist in dem Paar nicht (mehr) viel rekonstruierbar.

In Kapitel 8.4.3 fragen wir, warum Christiane Christiansen an diesem Arrangement und ihrem Partner dennoch festhält, auch wenn sich insgesamt ein nur schwacher Paarzusammenhalt rekonstruieren lässt.

6.3.2 Ungleiche Arbeitsteilung und Belastungen: Maria und Markus Melchior

Auch der Fall Maria und Markus Melchior steht für einen schwachen Paarzusammenhalt. Das Paar lernte sich bei der Arbeit als Rettungssanitäter*in in einem Krankhaus kennen. Beide teilen eine hohe Identifikation mit ihrem Beruf. Wie wir zeigen, sind die Anerkennungschancen in der Erwerbssphäre und darüber hinaus aber geschlechterdifferenzierend sehr ungleich. Dies liegt zum einen an strukturellen Geschlechterungleichheiten, insofern als Maria Melchior mit der ersten Schwangerschaft ungewollt ihre Beschäftigung verliert. Aber auch im Paar erhält sie keine Anerkennung. Markus Melchior kann seine erwerbsseitige Anerkennungssuche und seine Freiräume realisieren, während Maria Melchior gegen ihren Willen die alleinige Verantwortung für die Erziehung der drei gemeinsamen und herausfordernden Kinder und den Haushalt trägt. Dies ist für Maria Melchior sehr kräftezehrend und obwohl sie bereits einen »Burnout« erlitt, in einer stationären

Reha war und unter einer Depression leidet, bleiben ihre Bedürfnisse nach Genesung, Ruhe und Erholung unerfüllt und auch ihre berufliche Anerkennungssuche hat im Paar eine nachrangige Bedeutung.

Geschlechterungleichheiten nach der Familiengründung

Wie erwähnt, drängt die Krankenhausleitung Maria Melchior nach Bekanntgabe ihrer Schwangerschaft aus ihrem sicheren Arbeitsvertrag, da ihr unterstellt wird, sie könne den Verfügbarkeitsansprüchen nicht mehr genügen. Mit diesem Mobbing der Unternehmensleitung beginnt für sie eine Abstiegskarriere: Nach einer Phase der Arbeitslosigkeit findet sie eine Beschäftigung als ungelernte Produktionshelferin in einer Fabrik auf 450-Euro-Basis, woraus für sie große Anerkennungsdefizite resultieren (siehe Kapitel 4.6.1). Immer wieder kommt sie im Interview darauf zu sprechen, dass sie unbedingt wieder in ihrem Beruf arbeiten möchte, da sie es als sehr erfüllend erlebt, Menschen in Notfällen hochwertige Hilfe zu geben.

Während also Maria Melchior – wie auch andere Kolleginnen mit Sorgeverantwortung – ihre für sie sehr wichtige Beschäftigung verliert und sich um die Kinder kümmert, steigt Markus Melchior mit der Zeit im Krankenhaus zum gefragten Experten auf. Auch Markus Melchior findet seine Tätigkeit sehr sinnvoll und kann sich heute »kaum etwas anderes« vorstellen. Er teilt Maria Melchiors Haltung gegenüber dem Beruf des Rettungssanitäters:

»Wir haben uns ja den Beruf eben BEIDE (lacht auf) nicht umsonst ausgesucht […] weil wir eben Leuten helfen wollen ja«.

Ambivalente Wertschätzung für seine Erwerbsarbeit

Allerdings arbeitet er unter einer hohen Arbeitsverdichtung und zeitlich entgrenzt. Oft weiß er nicht, ob er nach acht oder erst nach dreizehn Stunden nach Hause gehen kann. Häufig wird er von seinen Vorgesetzten angesprochen, ob er nicht länger bleiben könne. Dies erlebe er als Stress, schließlich benötige er Pausen, aber er empfinde es auch als Wertschätzung und als Ausdruck, nicht einfach ersetzbar zu sein. Er fühle sich »schon ein bisschen geschmeichelt, weil ich ich ja ich bin äh wichtig für sich. Da kommt man sich ja wichtig vor«. Gleichzeitig stellen seine langen Arbeitszeiten eine Belastung für seine Gesundheit und für seine Familie dar: »Unser Job«, so seine Einschätzung, »is 'n Beziehungskiller« – auch wenn nur er ihn derzeit ausübt (was die Deutung erlaubt, *sein* Job könnte der »Beziehungskiller« sein).

Markus Melchior zieht also Anerkennung daraus, das Gefühl vermittelt zu bekommen, unentbehrlich zu sein, auch wenn ihn die Arbeitsverdichtung belastet. Parallel zu seiner Beschäftigung baut er sich eine Karriere als Hochzeitsfotograf auf. In den Frühlings- und Sommermonaten fotografiert er nahezu jedes Wochenende. Er genießt es, sein eigener Chef sein zu können und dass seine kreative Arbeit nachgefragt und wertschätzt wird. Auch aus dieser Tätigkeit zieht Markus Melchior viel Anerkennung.

Maria Melchior: Alleingelassen mit den Kindern

Da allen drei Kindern Behinderungen diagnostiziert wurden, die sich auch in einer geringen Impulskontrolle und in Aufmerksamkeitsproblemen ausdrücken, erweist sich die Betreuung und Erziehung der Kinder als zeitlich, emotional und »psychisch« sehr herausfordernd. Maria Melchior erlebt ihre Elternschaft als große Anstrengung und permanenten Kontrollverlust. Sie spricht von »Dauerkampf« und »Dauerstress«, ihr Zuhause gleiche einem »Wespennest«. Das Paar habe sich wegen der Kindererziehung »sehr oft in der Wolle«. Markus Melchior räumt ein, dass er oft gar nicht wisse, wie er den Kindern Grenzen setzen könne. Bei Maria Melchior sei dies zwar nicht so, aber ihr fehle die Kraft:

»Er sagt, er hat nicht so eine richtige Linie in der Erziehung. Ich HAB' eine Linie, aber ich habe nicht genug Kraft, die durchzuziehen, weil's einfach manchmal zu viel ist.«

Maria Melchior beschreibt die Situation für beide als äußerst kräftezehrend, wobei sich dies mehr noch auf sie beziehen dürfte (zumal er kaum aktiv davon spricht, aber ihr zustimmt):

»wir stehen eigentlich immer so mehr oder weniger mit 'm Rücken zur Wand kraft / Markus Melchior: jo/ kräftemäßig, und das ist halt wirklich SCHLECHT«.

Maria und Markus Melchior würden sich sehnlich Zeiten ohne die Kinder wünschen, können aber ihre Kinder aufgrund der herausfordernden Verhaltensweisen in ihrer Wahrnehmung anderen nicht überantworten. Besonders Maria Melchior wünscht sich fast verzweifelt, dass sie »einfach NUR mal NUR ein bisschen abgeben kann na die Kinder, auch nur so 'ne halbe Stunde«. Sie resigniert aber: »Das ist einfach nicht so. Es ist einfach so Durchkämpfen, wie's ist.« Markus Melchior unterstützt sie nur wenig. Seine langen Arbeitszeiten und seine Freiberuflichkeit erscheinen vor diesem Hintergrund als Exit vor dem anstrengenden und belastenden Zuhause. Maria

Melchior steht diese Exitoption durch eine Vollzeiterwerbstätigkeit nicht zur Verfügung, denn sie weist ihre Hauptverantwortung für die Familie nicht zurück – auch wenn sie erfolglos mehr Unterstützung von Markus Melchior fordert. Zugleich will sie wenigstens geringfügig erwerbstätig sein. Sie begründet dies:

»Ich gehe gerne arbeiten, sehr gern, und ich werde das auch machen, so lange meine Familie nicht drunter zu leiden hat«.

Sie ist dankbar für jede Möglichkeit, heraus zu kommen und sich nicht ausschließlich den Kindern und dem Haushalt widmen zu müssen. Vor diesem Hintergrund freue sie sich regelrecht auf das Sortieren von Schrauben in der Fabrik: »ich würd' hier irgendwie am Rad drehen irgendwann«.

»Anerkennungsvergessenheit« und »Verdinglichung« der Sorgeleistenden

Gesundheitlich ist Maria Melchior in einem schlechten Zustand. Für ihre Kinder muss sie funktionieren, aber eigentlich fühlt sie sich kraftlos, emotionslos und antriebslos, war wegen eines »Burnouts« in Reha und ist mit einer Depression in Behandlung. Wenn Markus Melchior ihre Bitten ignoriert, seine Freiberuflichkeit einzuschränken, und weiter Foto-Termine annimmt, fühle sie sich von ihm im Stich gelassen:

»Und dann sagt er WIEDER zu und und da fühl ich mich oft auch verkauft, weil weil ich dann den ganzen Dreck alleine an der Hand äh an am Hals hab«.

Gerade weil Markus Melchior ihre Leidenschaft für ihren Beruf der Rettungssanitäterin teilt und sieht, versteht er ihr Leiden. In unserer Rekonstruktion nimmt er auch die Belastung, die die Situation für Maria Melchior bedeutet, wahr, aber er scheint ihre desolate gesundheitliche und psychische Lage nicht ernst zu nehmen und sie nicht mit seiner Abwesenheit in der Hausarbeit und in der Erziehung der Kinder in Verbindung zu bringen.

Wie wir in Kapitel 8.1.2 ausführen, setzt Markus Melchior seine Männlichkeit ein, um für sich Freiräume zu legitimieren. Dass er seiner Ehefrau die eingeforderte Unterstützung abschlägt, erscheint ihm als legitim, da er seiner eigentlichen Aufgabe, dem Geld verdienen, nachkommt.

Aus einer rekonstruktiven Außenperspektive könnte hier von »Verdinglichung« (Honneth 2005) gesprochen werden, da Maria Melchior in ihrer Wahrnehmung von ihrem Partner nicht unterstützt und nicht in ihrer – schon fast ihre Existenz berührenden – Bedürftigkeit, sondern nur in ihrer Zweckmäßigkeit und Funktionalität für die Familie gesehen wird. Mit

Rückgriff auf Honneth (2005) und mit Wimbauer (2012) für Paare übersetzt, deuten wir das hier rekonstruierte Anerkennungsverhältnis als eine »Fremdverdinglichung« von Maria durch Markus Melchior, der in seinem beruflichen Anerkennungsstreben die Bedürfnisse von ihr schlicht vergisst, verleugnet oder verdrängt (Honneth 2005 bezeichnet dies als »Anerkennungsvergessenheit«) und ihr somit die Liebesanerkennung verweigert.

Seine Freiräume zur beruflichen Selbstverwirklichung versus ihre desolate Situation

Maria Melchior hegt keine Hoffnung mehr, dass sich etwas ändert und er seine Freiberuflichkeit einschränkt:

»Und wenn er dann wieder geht, dann ist absolut ein Streitpunkt ja und aber da da reden wir auch nicht schon lang nicht mehr wirklich drüber, weil's eigentlich einfach immer das Gleiche ist.«

Auf die Nachfrage, was sich ändern müsste, kommen beide zu dem Punkt, dass zwar seine langen Arbeitszeiten im Krankenhaus und als Hochzeitsfotograf für das Paar ein Problem seien, sich aber nichts ändern wird, weil es so für ihn am besten sei. Maria Melchior sagt:

»Ich denk mal mit mein Mann muss weniger arbeiten, aber in dem Moment könnte er es dann doch wieder nicht mehr äh und ich weiß das tut ihm gut und und äh hält ihn auch denk ich ein Stück weit am Leben, dass er, weil es baut ihn total auf, er ist total GEFRAGT […] Er wär wahrscheinlich ähm ohne ohne diese diesen Ausgleich wär er wahrscheinlich auch irgendwie unzufriedener oder so«.

Markus Melchior stimmt dem zu, »Ja das ist es«. Maria Melchior entwickelt also durchaus Verständnis für Markus Melchiors Abwesenheiten, stellt gleichzeitig aber fest, dass es für sie nicht einfach so weitergehen könne. Die Freiräume, die Markus Melchior im Paar erhält, sind eine wesentlich Grundlage für ihre desolate gesundheitliche Situation.

Auf die Frage, was sie an ihrer Beziehung schätzen, entwickeln Maria und Markus Melchior eine Unterhaltung über ihre gemeinsame Zukunft, deren Existenz Maria Melchior in Frage stellt und dabei ihre Überforderung benennt:

Maria Melchior: Das steht nicht allzu gut. Also ich denke wir sind wirklich oft ähm nahe daran, getrennte Wege zu gehen. […] Ich hoffe, dass es wieder besser wird, wenn's nicht mehr so anstrengend ist mit den Kindern aber ähm ist halt schon viel passiert und ++

Markus Melchior: Ich glaube wir sind äh
Maria Melchior: Der Dauerstress macht viel kaputt
Markus Melchior: Ich geh ja ich glaube
[dass es auch
Maria Melchior: [Doch.
Ich geh endgültig kaputt.

Auch wenn sie ihren Partner nicht direkt adressiert, tritt der Paarkonflikt sehr klar zutage. Maria Melchior markiert hier anschaulich das für sie zerstörerische Potential ihrer Beziehung: »Ich geh endgültig kaputt.«

Zwischenfazit

Bei den zuletzt präsentierten Fällen haben wir einen schwachen Paarzusammenhalt rekonstruiert. In beiden Fällen kumulierten bei den Frauen multiple Anerkennungsdefizite in der Erwerbs- wie in der Liebessphäre, während ihre Partner über verschiedene Freiräume verfügten. Hierfür sind einmal strukturelle Geschlechterungleichheiten verantwortlich, da Frauen die Sorgearbeit zugewiesen wird. Als das Paar Melchior zur Familie wurde, kündigte das Unternehmen Maria, was sich als Diskriminierung von Müttern bezeichnen lässt. Aber auch in den Paaren werden Geschlechterungleichheiten hergestellt: Caroline Christiansen wird nicht anerkannt dafür, die Familie zu ernähren. Clemens Caspar unterstellt ihr vielmehr, dass das Geld ohnehin nicht reiche und sie nicht für die Familie, sondern für sich arbeiten würde. Auch schränkt er sie darin ein, alternative Anerkennung in ehrenamtlichen Projekten zu aktualisieren. Maria Melchior kann nicht mehr in ihrem Beruf arbeiten und ist mit ihrer Alleinverantwortung für Kinder und Haushalt überfordert und gesundheitlich erheblich belastet. Markus Melchior nimmt nicht ihre Bedürfnisse nach Ruhe und Gesundung wahr und unterstützt sie nicht, was sie als Verdinglichung erlebt. In der Rekonstruktion fühlt er sich an ihrem Burnout und ihren Depressionen unbeteiligt und legitimiert seine Abwesenheit mit seiner männlichen Verantwortung für das Einkommen. In beiden Fällen lässt sich keine oder kaum wechselseitige Liebesanerkennung rekonstruieren, und in beiden Fällen artikulieren die Frauen ihre Unzufriedenheit mit der mangelnden Unterstützung durch den Partner. Nicht zuletzt steht bei beiden Fällen der weitere Bestand der Beziehung in Frage.



7. Menschen ohne Paarbeziehungen

In Kapitel 4 haben wir für nahezu alle prekär Beschäftigten ohne Paarbeziehung vielfältige Anerkennungsdefizite in der Erwerbssphäre herausgearbeitet. Anders als den Paaren steht Menschen ohne Paarbeziehung keine Liebesanerkennung durch eine*n Partner*in zur Verfügung, durch die sich Erfahrungen erwerbsseitiger Nichtanerkennung abmildern ließen. Können aber andere Nahbeziehungen oder alternative Sinnquellen berufliche Anerkennungsdefizite auffangen? Diese Frage wollen wir nun beantworten. Entsprechend der Tabelle 4 in Kapitel 5 berichten wir zunächst Konstellationen, in denen eine Abmilderung der beruflichen Anerkennungsdefizite gelingt, gehen dann auf ambivalente Relationierungen ein und rekonstruieren zuletzt exemplarische Fälle von kumulativen Anerkennungsdefiziten.[52]

7.1 Abmilderung beruflicher Nichtanerkennung

7.1.1 Das Wohl der Kinder und Anerkennung in Nahbeziehungen: Petra Podan

Petra Podan, alleinerziehende Mutter dreier Kinder und Multijobberin, erfährt verschiedene Anerkennungsdefizite und Belastungen in ihrer Haupttätigkeit (Kapitel 4). Ihr Berufsverlauf endete nach den Erziehungszeiten für ihre drei Kinder auf dem *mommy track*, auf einer unterqualifizierten Teilzeitstelle in der Stadtverwaltung. Sie stieß bei ihrem Wiedereinstieg auf eine weit verbreitete, vergeschlechtlichte »Hürde für berufliche Anerkennung […] nach der Geburt von Kindern« (Wimbauer 2012: 351), die sich aufgrund

52 Fünf der acht Fälle (Podan, Vetter, Urban, Radler und Tettler) aus diesen Konstellationen präsentierten wir kondensiert bereits in Wimbauer/Motakef (2019) und zuvor sehr knapp Wimbauer/Motakef (2018). Im vorliegenden Buch stellen wir sie deutlich ausführlicher dar und ergänzen zudem die drei Fälle Wenke, Oswald und Schomann.

der ungleichen Zuschreibung von Sorgeverantwortung häufig für Mütter und besonders häufig für alleinerziehende Mütter ergibt. In der Regel sind Teilzeit-Beschäftigungsverhältnisse auf dem *mommy-track* finanziell prekär. Auch bei Petra Podan ist das Einkommen aus dem Hauptjob für die vierköpfige Familie nicht ausreichend, weshalb sie zwei Nebenjobs ausübt und auch die Kinder zum Familieneinkommen beitragen müssen. Subjektiv prekär und als intersubjektive Anerkennungsdefizite rekonstruierbar sind zudem das Mobbing der Kolleginnen und die fehlende Unterstützung durch die Vorgesetzten, weshalb Petra Podan an ihrem Arbeitsplatz »total unglücklich, genervt und gestresst« ist. Insgesamt empfindet sie die Arbeitssituation als »sehr belastend«, was sich auch körperlich und mental niederschlägt: Sie bekommt davon regelmäßig starke »Kopfschmerzen und Bauchschmerzen«, denkt oft an die Situation und träumt nachts davon. Eine andere Beschäftigung zu finden, erscheint Petra Podan aber wegen ihrer chronischen Erkrankung als aussichtsloses Unterfangen. Einzig in ihren geringfügigen Nebenjobs erhält sie etwas intersubjektive Anerkennung von den Kund*innen.

Die Anerkennungsdefizite im Hauptjob, so unsere Rekonstruktion, belasten Petra Podan stark und lassen sich nicht kompensieren. Allerdings scheinen sie durch zwei Aspekte vererträglicht zu werden: Erstens durch Petra Podans sinnstiftende Orientierung am Wohl ihrer Kinder, zweitens durch Anerkennung seitens ihrer Kinder, Verwandten und Freund*innen. Schließlich verfügt Petra Podan offenbar über ein hohes Maß an Resilienz, womit wir vereinfachend die Fähigkeit bezeichnen, mit Lebenskrisen umzugehen, Belastungen zu bewältigen und generell das eigene Leben (aktiv) zu führen.

Das Wohl der Kinder als oberste Priorität

Trotz der prekären Bedingungen, diverser Anerkennungsdefizite und gesundheitlicher Belastungen ist Petra Podan insgesamt mit ihrem entfristeten Stadtverwaltungsjob »mehr als zufrieden«. Er erlaubt ihr das, was sich für sie am wichtigsten rekonstruieren lässt: die finanzielle Sicherung der Existenz und die Sorge um das Wohl und die Zukunft (insbesondere eine gute Ausbildung) ihrer drei Kinder (Kapitel 4.4). Diesem Ziel ordnet sie alles andere unter und verfolgt es gleichsam wie eine Löwin, nicht zuletzt, weil sie als Alleinerziehende und durch den Verlust ihrer beiden Ehemänner allemal früh auf sich allein gestellt war. Sie möchte und muss funktionieren, und musste dies schon früh, um die Existenz ihrer Familie abzusichern. Auch ihre eigenen Wünsche, Bedürfnisse und Befindlichkeiten, etwa ihre negativen Emoti-

onen hinsichtlich des Mobbings, erscheinen für sie demgegenüber als nachrangig. Die einzigen zwei Dinge, die sie sich selbst zugesteht, sind, jeden Tag etwas Selbstsorge zu betreiben und sich ein wenig Zeit für sich oder für ein Gespräch mit Freund*innen zu nehmen.

Soziale Beziehungen als Quelle der Anerkennung und Unterstützung

Petra Podan erlebte verschiedene Schicksalsschläge. Durch den Tod ihres zweiten Exmannes fehle ihr »manchmal eben die Unterstützung von Peter«. Petra Podan kann, so eine Deutung, den Verlust ihres Exmannes noch nicht richtig fassen, fühlt sie sich von ihm »allein gelassen«, im Stich gelassen. Sie sagt:

»Das hab' ich dem Peter richtig haah (Stimme wird brüchig) übel genommen ahm + ja + dass ich mit den Kindern hier alleine steh. Das hört sich total bekloppt an, aber da war ich richtig sauer drüber.«

Mit Blick auf eine Paarbeziehung würde sie sich einerseits einen neuen Partner wünschen, befindet sich aber noch in einer Trauerphase und ist sich angesichts ihrer Erfahrungen nicht sicher, ob sie »das überhaupt noch« will. Auch befürchtet sie, dass die Kinder keinen neuen Partner akzeptieren würden.

Trotz aller Herausforderungen und Schicksalsschläge lässt sich Petra Podan als fröhliche, optimistische, handlungs- und vorwärtsorientierte Person rekonstruieren, die »das irgendwie recht weiß ich nicht ah frohen Mutes da durchhalte und durchzieh(e)«. Dank dieser Persönlichkeitseigenschaften, die durchaus als Resilienz bezeichnet werden können, scheint sie die Schicksalsschläge in ihrem Leben immer wieder bewältigen zu können.

Hierzu dürften schließlich auch ihre Nahbeziehungen wesentlich beitragen. Der Kreis an langjährigen Freund*innen, Verwandten, Bekannten und nachbarschaftlichen Kontakten ist sehr groß. Freund*innen haben für Petra Podan eine sehr hohe Bedeutung und sind wichtige Ansprechpersonen, ebenso ihre Eltern, Geschwister und deren Familien. Petra Podan erhält von diesen Personen und von ihren Kindern viel Unterstützung und Anerkennung für ihr Sosein und für ihr Tun. Sie seien beeindruckt davon, wie Petra Podan alles vereinbart und oft würde sie anerkennend »gesagt« bekommen, »ja wie schaffst du das alles?«. Petra Podan fühlt sich von ihnen wertgeschätzt – allerdings, so unsere Rekonstruktion, nicht primär für ihre eigenen Bedürfnisse (die sie sehr zurückstellt), sondern für ihre Sorge um die anderen (»dass ich für sie sorge«).

Mit Blick auf Freundschaften ist es ihr wichtig, »dass einer zu einem steht, wenn es einem nicht so gut geht« und »dass man sich schon so irgendwie aufeinander verlassen kann«. Beides sei in ihrer Wahrnehmung der Fall, auf ihre Freund*innen könne sie sich »super drauf verlassen«. Auch federn ihre Kinder und Freund*innen sie bei beruflichen Belastungen ab.

Insgesamt ist Petra Podan »von der Qualität« her »sehr zufrieden« mit ihren Nahbeziehungen, nur »die Häufigkeit is' eben halt nicht so, wie ich's mir unbedingt wünsche«. In Anbetracht ihrer Erwerbstätigkeit, ihrer Sorge für die Kinder und bis zu dessen Tod für ihren Exmann, dem Haushalt und der Alltagsorganisation ist sie zeitlich sehr begrenzt, was sie an anderen Stellen bedauert:

»Das hat da auch schon so 'n bisschen seine Grenzen. Also die sind bei mir natürlich auch irgendwie dadurch gegeben, dass der Tag nur 24 Stunden hat.«

Zusammenfassend können also hier die Anerkennungsdefizite in der Erwerbssphäre – und ansatzweise auch die nicht vorhandene Liebesanerkennung durch einen Partner – abgemildert werden: durch eine Sinnorientierung am Wohl der Kinder und durch anerkennende Nahbeziehungen. Bedeutsam erscheint zudem die rekonstruierte Resilienz. Hierdurch können Prekarisierungstendenzen offenbar in ihrem Empfinden abgeschwächt werden – aber sie lassen sich nicht vollends kompensieren.[53]

Schließlich ist selbst dieses Beispiel einer gelungenen Abschwächung von erwerbsseitigen Anerkennungsdefiziten potentiell fragil. Petra Podan erscheint als aktive, handlungsstarke, optimistische Arbeitsmarktbürgerin und Managerin des Alltages, die alles zu vereinbaren vermag und auch nach den größten Schicksalsschlägen wieder aufsteht. Was aber wäre, wenn Petra Podan erneut lebensbedrohlich erkrankt oder die Erkrankung ihrer Tochter fortschreitet und eine 24-Stunden-Betreuung erfordert? Wie ließe sich das gesamte, fragile und sehr voraussetzungsvolle Alltagsarrangement dann aufrechterhalten, zumal Petra Podan als Alleinerziehende nur zwei Schultern

53 Das zunehmend populäre Konzept der Resilienz wird allerdings auch von kritischen Stimmen als individualistisches und individualisierendes »Allheilmittel« (Gebauer 2017: 14) der Politik dekonstruiert sowie als »Norm der Selbst- und Menschenführung […], die die flexible Anpassungsfähigkeit von Subjekten und Systemen an eine prinzipiell krisenförmige Umwelt propagiert« (Graefe 2019: Klappentext). Derartige Kritik am »homo resiliensis« (Graefe 2019) aufnehmend, kann sich die politische Bearbeitung prekärer Lebenslagen unseres Erachtens nicht allein darin erschöpfen, die Belastbarkeit der Einzelnen zu vergrößern, sondern muss wesentlich auch darauf zielen, prekäre gesellschaftliche Strukturen zu verändern (siehe Kapitel 13).

hat? Der Fall zeigt, neben anderen, auch die äußerst hohe, aber oft vernachlässigte Bedeutung von physischer und psychischer Gesundheit als Grundvoraussetzung, um überhaupt an Erwerbsarbeit teilhaben zu können (und natürlich auch, um Sorge für Kinder und andere leisten zu können).

7.1.2 Vererträglichung durch alternative Sinnorientierung: Veronika Vetter

Wie in Kapitel 4.3 ausgeführt, war für Veronika Vetter[54] Erwerbsarbeit lange allem anderen vorrangig. Als quasi geschlechts- und bindungslose Jobnomade zog sie dorthin, wo sie Arbeit fand, und brachte sich umfassend in Erwerbsarbeit ein. Sie strebte nach Anerkennung ihrer Person und Ausdruck ihres Selbst durch Erwerbsarbeit. Gegen ein »Zusammenleben und Heiraten und Kinder« hat sie sich früh entschieden, um den wahrgenommenen Erwerbsarbeitserfordernissen uneingeschränkt nachkommen zu können. Selbst eine Partnerschaft mit einem ähnlich erwerbsorientierten Mann erschien ihr als unvereinbar mit ihren Arbeitsbedingungen:

> »Weil ich einfach diesen stressigen Job hab' und angenommen, ich hab' noch 'n Partner, der mit dem gleichen Stress nach Hause kommt, ja das konnte ich mir überhaupt nicht vorstellen.«

Die meiste Zeit lebte sie daher alleine, allerdings hat sie sich trotz ihrer zahlreichen Umzüge überall schnell tragfähige und dauerhafte Freundschaften aufgebaut: »Ich hab' an jedem Ort, wo ich war, […] relativ schnell Kontakte geknüpft, die dann auch gehalten haben.«

Seit der Jahrtausendwende erlebte sie aber im Zuge verschlechterter Arbeitsbedingungen und zweier lebensbedrohlicher Erkrankungen mehr und mehr Anerkennungsdefizite (Kapitel 4.3, 4.4): körperlich als bedrohlich wahrgenommene, krankmachende Arbeitsbedingungen, falsche Versprechen, missbräuchliche Hierarchien bis hin zu Erfahrungen der Entfremdung durch Erwerbsarbeit (siehe Kapitel 4.6 und 4.8). Es gelingt Veronika Vetter aber, diese Erfahrungen der Nichtanerkennung gleichsam nach einem – so die Rekonstruktion – spirituellen Erweckungserlebnis abzumildern. Dabei wurde auch ihre Sorge um sich selbst wichtiger. Mit Blick auf soziale Beziehungen schuf sie sich zudem einen Kreis Gleichgesinnter.

54 Den Fall präsentierten wir bereits in Wimbauer und Motakef (2018), Motakef et al. (2018b) und Wimbauer/Motakef (2019).

Alternative Anerkennung durch spirituelle Sinnorientierung

Veronika Vetters Umorientierung begann, als sie zum ersten Mal schwer erkrankte und in ihrer existenziellen Not Hilfe in einer spirituellen Gruppe fand:

»Wo ich einfach an existenzielle Grenzen gekommen bin und auch Grenzerfahrungen gemacht hab' und dann sozusagen auch die Notwendigkeit gespürt hab, ah ja einen ganz anderen Weg zu suchen […] Und das war so 'n Startschuss, einfach tiefer zu gehen, in bestimmte Schichten reinzugehen, und dann bin ich eben zu dieser Gruppe gekommen. Hab' da […] sehr viel Unterstützung bekommen, hab' meinen inneren Prozess gemacht und das ganze Thema dann auch ausgeheilt und bin jetzt auch fast ganz beschwerdefrei.«

Auch Veronika Vetter scheint über Resilienz und eine starke Handlungsorientierung zu verfügen. Im Zuge ihrer Krankheiten und innerer Prozesse entwickelt sie ein Selbstverhältnis, in dem sie ihr gesundheitliches Prekärsein annimmt, ja sogar als Chance begreift. Diese Haltung nimmt sie zunehmend auch gegenüber Erwerbsarbeit ein. Zudem will sie nicht länger eine Getriebene der prekären Erwerbssphäre sein, deren Versprechen nach Selbstausdruck und Selbstverwirklichung allemal nur als vorgegaukelt erscheinen. Auch stellt sie die vermeintlichen Sicherheiten eines bürgerlichen Normallebens in Frage, etwa einen unbefristeten Job, ein Haus oder eine Ehe. Mehr noch, sie übt starke Kritik an (den meisten) Menschen, die sozusagen verblendet in der »Erwerbsarbeitsmatrix« (siehe Kapitel 4.8.2) stecken und hinterfragt gesellschaftskritisch die falschen und uneinlösbaren Versprechen der prekären Erwerbsarbeitsgesellschaft.

Stattdessen entwickelt Veronika Vetter eine grundlegende spirituelle Haltung zur Welt, in der sie empfänglich ist für die Chancen, die (ihr) das Leben auch in Krisensituationen eröffnet. Wesentlich sind auch eine Offenheit und Achtsamkeit sich selbst und anderen gegenüber. Die Grundlage für all dies ist Veronika Vetters großes Grundvertrauen in das Universum. So hat sie auch trotz ihrer prekären Erwerbslage keine Zukunftsängste, im Gegenteil:

»Gleichzeitig schöpf ich einfach aus der Erfahrung, dass es immer wieder weiter geht. Also, dass ich dann immer wieder Arbeit bekomme, zu Geld komme.«

Dieses spirituelle Vertrauen ins Universum gibt ihr letztlich große Sicherheit und Verlässlichkeit in ihrem Leben:

»Und so merk ich, geht es eigentlich immer weiter und das ist meine Sicherheit, aus der ich schöpf. Es geht weiter. Manchmal zwar ganz knapp ja, aber es geht weiter. Und ich denke, das ist so was ganz Entscheidendes.«

Die Sicherheit, die Veronika Vetter aus ihrem Grundvertrauen ins Universum erzielt, lässt sich als Quelle ihrer Lebendigkeit rekonstruieren, der sie ein verbreitetes »Sicherheitsdenken« auf Kosten dieser Lebendigkeit kritisch entgegenstellt. Demgegenüber versteht sich Veronika Vetter, so unsere zentrale Falldeutung und auch ihre Selbstdeutung, als gesellschaftliche Vorreiterin und als Lebenskunst-Pionierin:

»Ich denke, dass es so was wie Pioniere (lacht) gibt, zu denen ich mich irgendwo auch zähle. Die die dann einfach ahm ja so was wie ne Lebenskunst entwickeln und ne Kreativität.«

Als gesellschaftliche Vorreiterin will Veronika Vetter diese Lebenskunst aber nicht nur für sich selbst entwickeln, sondern sich mit ihrer daraus entspringenden Lebendigkeit und Kreativität auch in die Gesellschaft einbringen – und andere dabei inspirieren, ebenfalls diesen Weg zu gehen. Sie entwickelt also im Laufe der Zeit eine Abkehr von ihrer Sinnorientierung auf Erwerbsarbeit und stellt dieser eine alternative, transzendente Anerkennungsordnung entgegen.

Nahbeziehungen lost and found: vom »totalen Umbruch« und »Seelenfreunden«

Doch wie gestalten sich Veronika Vetters Nahbeziehungen? Aufgrund ihrer wechselhaften Erwerbsbiografie und Arbeitslosigkeit erlebte sie hier große Anerkennungsdefizite. Mehrfach erzählt sie, wie in den letzten Jahren in ihrem

»ganzen Bekannten- und Freundeskreis auch ’n totaler Umbruch stattgefunden hat. Also mein soziales Umfeld hat sich komplett neu strukturiert. Das heißt, es gab also ganz klar Leute, die zwar verhalten, aber durchaus mich ganz klar spürbar mir signalisiert haben also, wir sind hier privilegiert und wir sind Beamte oder Lehrer oder was weiß ich und wir […] haben unser unsere Sicherheit, was auch immer das bedeutet […] dass ich dann gemerkt hab, die Leute rücken von mir ab. Und irgendwann mal hab’ ich entschieden, dann rück ich auch ab ja und orientier mich einfach weiter. Das heißt, ich hab’ ’n völlig neues Umfeld mir gestaltet.«

Langjährige Freund*innen, die sich in den vordergründigen Sicherheiten eines bürgerlichen Normallebens eingerichtet haben, »rücken« ab von ihr – unter anderem, so Veronika Vetters Deutung, weil durch ihren (zunächst unfreiwilligen) Ausbruch aus dem bürgerlichen Arbeitsleben deren »eigene Ängste aktiviert werden«. Doch stets um die Wahrung ihrer eigenen Hand-

lungsfähigkeit bemüht, rückt auch Veronika Vetter von den alten Freund*innen ab. Aus heutiger Sicht ist sie ihnen sogar dankbar, sich von ihr abgewendet zu haben, da es den Beziehungen allemal an Lebendigkeit mangelte. Auch in der Erwerbssphäre sucht und findet sie Freundschaften »gar nicht mehr, überhaupt nicht mehr«. Vielmehr wurde bei ihr »das Bedürfnis ganz groß, mein Privatleben wirklich privat zu halten und da einfach auch so ’n Stück ’ne Grenze zu ziehen«.

So schaffte sich Veronika Vetter nach ihrem spirituellen Erweckungserlebnis und ihrem pionierhaften Ausbruch aus der »Erwerbsarbeitsmatrix« alternative Vergemeinschaftungen und baute sich einen neuen Freundeskreis aus Gleichgesinnten auf:

> »Dann gibt es eben wiederum Leute, die ähnliche Wege gehen wie ich, und das ist dann wirklich toll, bereichernd […] Die auch sagen, nee also in diesen Strukturen kann und ich will ich nicht mehr und und dann einfach ja einfach weiter gehen.«

Mit diesen Gleichgesinnten kann sie sich auch über ihren spirituellen Weg austauschen und sich lebendig fühlen. Ihre Freund*innen sind »alles Leute, die ’ne spirituelle Grundhaltung haben und die Spiritualität mehr oder weniger leben«, und sie alle sind für Veronika Vetter »Seelenfreunde oder ja Seelenverwandte«. Von diesen Gleichgesinnten fühlt sie sich geschätzt und anerkannt in ihrer ganzen Person.

Veronika Vetter nennt heute etwa ein Dutzend Menschen als nahe Freund*innen. Sie haben eine sehr hohe Bedeutung für sie und sind als »lebendige Kontakte« ein »kreativer Teil« ihres Lebens, bereichern sie durch Austausch und Kommunikation. Sie bezeichnet ihre Freund*innen sogar als ihre »spirituelle Familie«. Sie sind auch deswegen so wichtig für Veronika Vetter, weil sie »keinen Draht« zu ihrer Herkunftsfamilie hat, von der zudem fast niemand mehr lebt. Eine Paarbeziehung ist für Veronika Vetter hingegen, anders als es soziale Beziehungen in Form von Freundschaften sind und immer waren, kein vorrangiges Ziel:

> »Wenn sich’s ergibt und wenn es wirklich gut läuft, dann ist es ’ne ganz tolle Sache. Und ansonsten muss ich’s nicht haben na. Ganz einfach. Also ich hab’, wie gesagt, die Beziehung zwischen meinem Vater und meiner Mutter als sehr spannungsträchtig und ja wenig nachahmungswert empfunden und aufgrund dessen tendiere ich eher dazu, alleine meinen Weg zu gehen und mich nicht auf Biegen und Brechen um ’nen Partner zu bemühen. Also das ist ’n Thema, das seh ich sehr sehr sehr locker.«

Zusammenfassend schafft es Veronika Vetter, nicht an ihren als ungerecht und als sehr belastend wahrgenommenen Anerkennungsdefiziten aus der Er-

werbssphäre, ihren verlorenen Freundschaften und ihren zwei schweren Erkrankungen zu zerbrechen. Vielmehr gelingt es ihr, ein dauerhaftes Übergreifen von Anerkennungsdefiziten aus der Erwerbssphäre zu verhindern, indem sie alternative Anerkennung aus ihrem spirituellen Weg und einem sinnstiftenden größeren Ganzen schöpfen kann. Nicht nur mit Blick auf Schicksalsschläge gesundheitlicher Art, sondern auch für ihre finanziell und erwerbsarbeitsmäßig prekäre Situation reflektiert sie dies – auch im Vergleich zu anderen – als äußerst bedeutsam:

»Ich bin natürlich spirituell auf'm Weg, ganz klar. Und das ist natürlich auch noch mal ein ganz großer Anker […] Ich denke, das ist was ganz Entscheidendes. Also Menschen, die jetzt in Anführungszeichen nur im Materiellen verankert sind, für die ahm tun sich da einfach noch mal ganz andere Konstellationen oder auch Zwänge auf. Ja und durch diese erweiterte Perspektive ja kann ich dann solche Lücken, die im Außen entstehen, auch leichter überbrücken.«

Die erwerbseitigen Anerkennungsdefizite kann Veronika Vetter mit ihrer alternativen Anerkennung zwar nicht kompensieren, durch ihre veränderte Orientierung werden sie aber für sie mit Sinn versehen und vererträglicht. Dennoch ist sie weiter um Erwerbstätigkeit bemüht und rechtfertigt stellenweise ihre Arbeitslosigkeit – auch sie kann sich der gesellschaftlich wirkmächtigen Erwerbsarbeitsmatrix offenbar nicht vollends entziehen.

7.1.3 Vom autonomen Subjekt, das sich selbstbefreundet: Walter Wenke

Walter Wenkes berufliche »Nichtanerkennungsresistenz«

Walter Wenke ist, wie in Kapitel 4.8.2 ausgeführt, »prekär aus Selbstbestimmung«, radikal konsum- und erwerbskritisch und entzieht sich der Erwerbssphäre so weit wie möglich. Erwerbsarbeit ist für ihn Heteronomie pur und Entfremdung schlechthin. In seiner früheren Tätigkeit hat er zwar viel verdient, aber massive Anerkennungsdefizite erlebt und zuletzt das Gefühl, dass er an dem Druck »zerbreche«. Heute will er sich zuvörderst in Muße und denkend selbstbefreunden. Anerkennung in der Erwerbssphäre, so seine Darstellung, ist für ihn nicht erstrebenswert und somit spielen für ihn auch dortige Anerkennungsdefizite keine Rolle mehr.

Walter Wenke schafft sich erfolgreich eine für ihn zentrale und zur Erwerbsarbeit alternative Sinnquelle: sich selbst, seine Autonomie und Selbstwerdung. In seinem radikalen Autonomiestreben präsentiert er sich als re-

sistent gegen erwerbsseitige Anerkennungsdefizite, er scheint gleichsam eine »berufliche Nichtanerkennungsresistenz«[55] zu entwickeln. Anerkennungsdefizite aus der Erwerbssphäre haben für ihn keine erkennbaren Wechselverhältnisse mit Blick auf Erfahrungen der Nichtanerkennung in anderen Sphären. Somit haben sie für ihn offenbar auch keine negative Bedeutung. Wir präsentieren Walter Wenke daher in Kapitel 7.1.

Doch Walter Wenke ließe sich auch in die Kategorie »ambivalent« einordnen: Zwar haben nicht die erwerbsseitigen Anerkennungsdefizite ambivalente Folgen, aber sein Streben nach Autonomie ist ambivalent mit anderen Anerkennungssphären relationiert – vor allem mit der Liebessphäre. Daher werfen wir nun einen Blick auf den Lebenszusammenhang und besonders auf Nahbeziehungen. Abschließend betrachten wir einige Bedingungen, unter denen Walter Wenke erst seine erwerbsseitige »Nichtanerkennungsresistenz« realisieren kann.

»Was prekär geworden ist, ist eher die Beziehungssituation«

Früh im Interview kommt Walter Wenke auf seine letzte Paarbeziehung zu sprechen, eine Fernbeziehung. Er empfand dies als »super anstrengend« und die Beziehung erwies sich für ihn erwerbsarbeitsbedingt wegen des hohen Zeit- und Fahraufwandes als »unvereinbar«. Zugleich kollidierte sie auch mit seinem Selbstverwirklichungswunsch:

»Der Zeitaufwand auf der einen Seite. Auf der anderen Seite, äh ja Selbstverwirklichung oder halt eigene Ziele verfolgen. Ich hab' das nicht gebacken bekommen.«

Auch frühere Liebesbeziehungen waren Pendelbeziehungen, die ebenfalls an der Unvereinbarkeit von zwei Karrieren gescheitert seien. In seiner Deutung hat die veränderte Arbeitswelt Paarbeziehungen prekarisiert:

»Was prekär geworden ist (lacht) ist eher die Beziehungssituation glaub ich bei den Leuten. Also bei mir zumindest auf jeden Fall.«

Seiner Darstellung nach sind die Zwänge und Mobilitätserfordernisse der Erwerbssphäre für ihn sozusagen der Beziehungskiller:

»Die Arbeit […] halt wie gesagt, diese diese Entfernungen einfach, die Beziehungen, die einfach ja einen wahnsinnigen Aufwand darstellen und man auch irgendwann ehrlich sein muss, was sind die eigenen Kapazitäten? Und das dann muss man das ein oder andere verwerfen.«

55 Bei dem Begriff handelt es sich nicht um ein Zitat, sondern um unsere Rekonstruktion.

Die Variante, dass »halt einer irgendwie ’nen Kompromiss schließen« müsse und auf seine Karriere verzichte, kommt für ihn nicht in Frage. Dass beide Partner*innen einen Kompromiss eingehen, scheint für ihn nicht einmal als Denkmöglichkeit. Vielmehr möchte Walter Wenke auch mit Blick auf Beziehungen an seiner eigenen Selbstverwirklichung festhalten:

»Da hab’ ich gesagt nee, jeder von uns geht so einen seinen Weg und jeder muss sein Ding durchziehen einfach.«

Später sagt er, dass er »nicht wirklich sehr lange Beziehungen hatte« und beschreibt sich auch diesbezüglich als zuvorderst an Selbstbestimmung orientiert, die letztlich seiner »Selbstbefreundung« dient:

»Ich bin unabhängiger geworden von Beziehungen. Also einer der großen Themen in meinem Leben so die letzten auch wieder drei Jahre so vor dieser dieses Umdenken stattgefunden hat zu Selbstbestimmung, hat auch das Thema Selbstbefreundung sehr zentral gemacht […] Ich will in erster Linie mit mir selbst befreundet sein.«

Derzeit hat Wenke keine Paarbeziehung, wünscht sich aber »auf jeden Fall« eine. Dies könne aber erst »erwachsen aus ’ner Selbstbefreundung«. Er scheint durch Erwerbsarbeit so entfremdet von sich, dass er sich erst wieder sich selbst annähern und mit sich selbst befreunden muss, bevor er sich mit anderen Menschen befreunden oder verpartnern kann. Somit sind es in der Rekonstruktion die Zwänge der Erwerbsarbeit, die sich als mit einer Paarbeziehung unvereinbar erweisen, aber es kollidieren auch Wenkes Alleinorientierung an Autonomie und Selbstbestimmung damit. Entsprechend ist er derzeit nicht nur partner*innenlos, sondern zählt auch nur drei Freundschaften. In seinem Streben nach absoluter Autonomie erscheint er somit eher als eine Monade. Sein rekonstruiertes oberstes Ziel, sich cartesianisch-monadisch selbstbestimmt selbst zu verwirklichen, fasst Wenke sogar in seine eigenen Worte:

»Ich bin auch so sehr dieser cartesianische Typ sag ich immer, der sich am liebsten zuhause einsperrt. So ’n Eigenbrötler, der dann auch viel Zeit alleine verbringt mit sich selbst und seinen Gedanken.«

An anderer Stelle erzählt er von seinen Versuchen, etwas mehr soziale Kontakte aufzubauen, denn er habe gemerkt, »du kannst nicht alleine leben oder irgendwie so in abgeschottet so isoliert«. In der Fallrekonstruktion scheint ihm dies aber bisher nicht gelungen: Walter Wenke fühlt sich nicht nur in der Erwerbssphäre, sondern auch seiner Familie und seinen Freund*innen gegenüber fremd. Seine Eltern können mit seinem Lebenskonzept, das »na-

türlich ein Konfliktbereich« ist, und mit seiner Arbeitskritik recht wenig anfangen:

»Ich will nicht sagen, ich hasse Arbeit, es hat natürlich seine guten Seiten. Aber ich bin EXTREM kritisch geworden, was Arbeit anbelangt und das kann mein Vater gar nicht hören (lacht), geschweige denn verstehen. Meine Mutter macht sich dann auch natürlich Sorgen ne oh Gott, der wird irgendwann unter der Brücke landen und ähm Alkoholiker und äh philosophiert äh wirres Zeug.«

Von seinen Eltern und seinen drei Freund*innen fühlt er sich nicht unterstützt, weil sie ihn und seinen »ganzen Lebensentwurf wenig greifen« könnten. Bei einem seiner Freunde bemerkt Walter Wenke, wie sie sich voneinander entfernen und »langsam an so ’ne Abzweigung kommen«, denn jener sei sehr materiell orientiert:

»Bei dem ist es wie die WARE. Es gibt die Ware das Auto, äh die Ware Arbeit und die Ware Frau. Und diese drei Sachen müssen im Leben sein […] macht sich finanziell unglaublich abhängig von Arbeit, während ich versuche, mich finanziell UNabhängig zu machen von Arbeit.«

Im Ergebnis fühlt er sich von seinen Eltern und Freund*innen in seinem Lebensentwurf nicht verstanden. Entsprechend ist er mit seinen drei Freundschaften nur mittelmäßig zufrieden.

Generell erwartet er von Freundschaften in erster Linie, dass sie ihn »bereichern« – auch hier erscheint er auf seine eigene Selbstwerdung zentriert. Dauerhaftigkeit, Verbindlichkeit oder Reziprozität sind für ihn keine orientierenden Konzepte, sondern es geht ihm um sich und seine Selbstbestimmung – die mit seinen Freundschaften kollidiert: »Ich bin auch schwierig. Also […] durch Selbstbestimmung leb ich mich auseinander von Freundschaften.« Auch mit seinem weiteren Umfeld ist er nicht sehr zufrieden, sondern befindet sich noch auf der Suche nach Gleichgesinnten, die er bisher nicht ausreichend finden konnte: »Leute die anders denken, hab’ ich zu Genüge um mich herum, aber Leute, die gleich denken wie ich, das fehlt mir.«

Resümee: Voraussetzungen für Muße und berufliche Nichtanerkennungsresistenz

Walter Wenke entzieht sich Erwerbsarbeit in seinem asketischen Lebensstil weitmöglichst, um sich autonom-cartesianisch mit sich selbst zu befreunden und zu sich selbst zu werden. Den erlebten massiven Anerkennungsdefiziten und Entfremdungserfahrungen aus seiner Karrierezeit kann er so entgehen.

Er zeigt sich mithilfe seines Konsumverzichts als unabhängig von materiellen Anreizen oder Notwendigkeiten, und er präsentiert sich als resistent gegenüber intersubjektiven Anerkennungsversprechen aus der Erwerbssphäre. Erwerbsseitige Anerkennungsdefizite verletzen ihn derzeit nicht und er ist auch keinen belastenden, krankmachenden oder destruktiven Erwerbsverhältnissen ausgesetzt.

Allerdings ist das von ihm gewählte Modell »prekär aus Selbstbestimmung« an einige Voraussetzungen gebunden, die außer Walter Wenke niemand von unseren Befragten erfüllt, was ebenso für einen Großteil der Bevölkerung zutrifft. Wir stellen diese quasi als Resümee vor.

Zunächst sind hier Wenkes Wille und Fähigkeit zu nennen, radikal auf fast jeglichen Konsum zu verzichten. Rolf Radler, Theo Tettler und viele Personen im SGB II-Bezug üben sich zwar in ähnlichem Konsumverzicht, allerdings meist weniger »selbstbestimmt« als schlicht mangels ökonomischer Ressourcen gezwungen. Im Gegensatz zu vielen anderen prekär Beschäftigten oder Arbeitslosen verfügt Walter Wenke zudem über verschiedene Rückfalloptionen: Finanziell hat er vermögende Eltern, die ihn jederzeit unterstützen würden und deren Haus und Ersparnisse er voraussichtlich alleine erben wird, sowie eigene Ersparnisse aus seiner Karrierezeit. Er verfügt weiter über kulturelles Kapital: Er hat hervorragende Studienabschlüsse, dank derer er – jedenfalls noch eine Weile – jederzeit wieder einen Vollzeitjob oder einen besser bezahlten Teilzeitjob finden würde. Schließlich ist Walter Wenke, relativ gesehen, jung und hat noch viele Möglichkeiten offen, er kann das Moratorium Studierendendasein und ein Leben in Studierenden-WGs noch eine einige Zeit praktizieren, ohne gesellschaftliche Normalformerwartungen zu verletzen. Sehr wichtig ist auch, dass er bei guter Gesundheit ist und daher weder gesonderter finanzieller Ressourcen noch entsprechender Sorgezuwendung bedarf.

Dies führt zum letzten Aspekt: Als »Einsiedler« und, so eine Deutung, vorgestellte und gelebte, sich autonom selbst verwirklichende Monade befindet er sich in keinerlei sorgenden (Verpflichtungs-)Zusammenhängen. Er bedarf keiner Sorge und hat weder finanzielle noch fürsorgliche Verantwortung für Partner*in, Kinder, Eltern, Freund*innen oder andere*s. Dies erscheint, ohne es werten zu wollen, als selbstzentriertes, vergeschlechtlicht-männliches Konzept von Autonomie, Unabhängigkeit und Selbstverwirklichung, welches ohne Emotionen und Sorge imaginiert wird. Mit Butlers Annahme der menschlichen *precariousness* und Angewiesenheit auf andere ist ein solch sorg/en/loses Selbstkonzept nicht vereinbar.

7.2 Ambivalente Nicht-/Anerkennung: Widersprüchliche Relationierungen

Nachdem wir soeben einige Wechselwirkungen angedeutet haben, wenden wir uns nun den ambivalenten Zusammenhängen von Nicht-/Anerkennung in und zwischen verschiedenen Lebensbereichen zu. Hier können zwar auch, wie in den drei eben dargestellten Fällen, berufliche Anerkennungsdefizite durch Anerkennung in anderen sozialen Beziehungen oder durch alternative Sinnorientierungen ansatzweise abgeschwächt werden. Die Realisierung dieser alternativen Anerkennungs- und Sinnquellen entfaltet aber im Lebenszusammenhang mindestens zwiespältige, oft widersprüchliche und bisweilen gar paradoxe Relationierungen.

7.2.1 Ambivalente Anerkennung in einer symbiotischen Pflegebeziehung: Ulrike Urban

Ulrike Urbans[56] größter Wunsch ist und war immer eine Familiengründung und ein Partner (siehe Kapitel 4.1.2). Voller Enttäuschung betrauert sie durch das ganze Interview, dass sie beides nicht realisieren konnte. Für sie sei dies »schon ’ne harte Sache, […] wo ich mich nach wie vor in so ’m Trauerprozess befinde«. Bereits in den ersten Interviewsätzen beklagt sie ihre Partnerlosigkeit:

»Dass ich auch nie so für mich so akzeptieren konnte, dass ich alleine bin […], dass ich keinen Partner hab, ich konnt’s einfach nicht verstehen.«

Die Vorstellung, dass es »überhaupt nochmal« zu einer Paarbeziehung kommt, habe sie »mittlerweile auch aufgegeben«, und für Kinder sei sie zu alt. Es sei »wirklich« ihr »persönliches Drama, dass sich das nicht ergeben hat«, denn sie »hätte SO gerne, so gerne eigene Kinder gehabt«. Doch am Nichtvorhandensein eines Partners scheiterte auch die Familiengründung:

»Also ich bedauere das schon sehr, dass dass es, dass es nicht zu ’ner Familiengründung gekommen ist, weil mir einfach schlichtweg der Partner der geeignete Partner fehlte.«

---

56 Den Fall präsentierten wir knapp bereits in Wimbauer/Motakef (2018), Motakef et al. (2018b), Motakef/Wimbauer (2019a) und Wimbauer/Motakef (2019).

Erst in Ermangelung und als Alternative zu einer eigenen Familie, in der Ulrike Urban entsprechend des männlichen Ernährermodells liebend gerne die Verantwortung für Kinder, Sorge und Hausarbeit übernommen hätte, entwickelte sie ihre Erwerbsorientierung. Wie geschildert, ist aber auch ihre Beschäftigungssituation prekär und voller Anerkennungsdefizite. Im psychisch und körperlich sehr anstrengenden und schlecht entlohnten Ausbildungsberuf hat sie sich, auch durch den Schichtdienst, »gesundheitlich völlig ruiniert«, sie erfährt keine berufliche Anerkennung und seit ihren Studienabschlüssen ist auch ihre finanzielle Lage prekär. Seit einigen Jahren pflegt Ulrike Urban – zwar nur geringfügig beschäftigt und geringfügig entlohnt, faktisch aber rund um die Uhr – den schwer pflegebedürftigen Uwe Ullner. Für ihre Pflege erhält sie gesellschaftlich keine Anerkennung, wenngleich sie die Bedeutung von Pflege auch angesichts des Pflegekräftemangels als sehr hoch einschätzt. Auch in und von dem »Pflegedienst, bei dem ich beschäftigt bin, da kommt überhaupt keine Anerkennung«.

Ulrike Urban verbringt täglich nahezu ihre komplette Zeit bei dem Pflegebedürftigen. Daher sei es ihr nicht möglich, eine besser bezahlte Teilzeit- oder Vollzeiterwerbstätigkeit aufzunehmen und sie habe nicht einmal Zeit, nach einer solchen zu suchen. Zudem hat sie »kaum Zeit« für sich und es fehle ihr, wie sie bedauert, auch die Zeit, um Freundschaften und soziale Kontakte zu pflegen oder neue aufzubauen.

Asymmetrische Liebesanerkennung in der »symbiotischen« Pflegebeziehung

Aus welchen Gründen hält Ulrike Urban aber ihre prekäre Pflegesituation aufrecht? Sie ist dem Pflegebedürftigen nicht verwandtschaftlich oder aus früheren Zusammenhängen verbunden, kannte ihn vor Aufnahme der Pflege nicht einmal. Ihre eigene Begründung lautet: Weil sie den Pflegebedürftigen »so wahninnig gern« habe und es »nicht übers Herz bringen könnte«, wenn sie ihn dem Pflegedienst überließe, der in ihren Augen maximal unzuverlässig und schlecht arbeitet. Ihre Beziehung zu dem Pflegebedürftigen deutet sie selbst als »besondere Beziehung«, die für sie »’ne hohe Bedeutung« hat. Sie würde Uwe Ullner sehr mögen, und auch der pflegebedürftige Uwe Ullner würde umgekehrt Ulrike Urban mögen, »er freut sich ja auch, wenn ich da bin«. Sie empfinde »so ’ne Wertschätzung« dafür, dass sie für ihn da ist, und sie sei »schon sehr wichtig für ihn«. Vor allem aber fühlt sie sich von ihm gebraucht: »Na klar so irgendwie von Uwe werd’ ich gebraucht.«

Hierin könnte der Schlüssel zur Fallstruktur liegen. Ulrike Urban sucht, so eine mögliche Deutung, in dieser besonderen Pflegebeziehung jene Liebe, Zugehörigkeit und Anerkennung, die sie ursprünglich in einer eigenen Familie und einer Paarbeziehung angestrebt hätte – aber beides zu ihrer großen Trauer nicht bekommen konnte. Bereits in ihrer Herkunftsfamilie mangelte es an Liebesanerkennung im Honneth'schen Sinne:

»Also wir haben eigentlich nicht mh in unserer Familie nicht das mitbekommen, was normalerweise mitbekommen mitgegeben wird. So'n so so'n Gefühl von Geborgenheit, Fürsorge oder sonst dergleichen. Wir sind alle der Reihe nach sind wir ziemlich abgewertet worden.«

Wie sie es auch selbst beschreibt, hat sie damals und seitdem erfahren, Akzeptanz und Liebe – oder, so eine noch weitergehende Deutung, ihre gesamte Existenzberechtigung – nur erhalten zu können, wenn sie sich für andere aufopfert, wenn sie

»für andere was tat, wenn ich mi wenn ich mich für andere einsetzte. Ganz vulgär ausgesprochen: Wenn ich mich, wenn ich mir für die anderen wirklich alles, wenn ich für die alles gegeben hab, dann wurd' ich gemocht, dann wurd' ich akzeptiert.«

Wie sehr sie ihr ganzes Leben nach Liebesanerkennung, vor allem von einem Partner, sucht und an deren Fehlen leidet, deutet sich auch im folgenden Zitat an:

»Ja dass ich mich nach jemanden gesehnt habe und dann keinen gefunden hab' na oder irgendwie alles Mögliche mit Kontaktanzeigen und so weiter […] und dann die Enttäuschung, dass man doch wieder alleine ist und dass sich da irgendwie nichts ergibt, wo man's erhofft hat […] damit hab' ich mir wirklich mein eigenes Leben schwer gemacht.«

Nach einer möglichen Deutung erhält Ulrike Urban nun von Uwe Ullner Liebesanerkennung als besondere Person im Honneth'schen Sinne: Uwe würde sie mögen und mehr noch, er brauche sie sogar. Allerdings ist diese Liebesanerkennung weder aus Ulrike Urbans Sicht symmetrisch (wie sie sagt, brauche er sie mehr als sie ihn) noch in der Fallrekonstruktion: Zwar sorgt, pflegt und anerkennt sie ihn in seiner besonderen Bedürfnisnatur. Umgekehrt kann er dies jedoch nicht, weil er als Vollpflegefall nicht mehr sprechen und sich nicht mehr bewegen kann, sondern komplett auf die Hilfe anderer angewiesen ist.

Gleichzeitig ließe sich die »besondere« Beziehung auch als eine destruktive Symbiose interpretieren: Ulrike Urban sucht – so eine mögliche

Deutung: sehnsüchtig – nach Liebesanerkennung (womöglich gar nach einer Existenzberechtigung) und scheint diese von dem Pflegefall zu bekommen. Dies führt aber in ihrem Lebenszusammenhang zu folgenreichen Ambivalenzen, womöglich gar zu unauflösbaren Paradoxien. Ulrike Urban selbst teilt einige dieser Deutungen, etwa die Bezeichnung der Beziehung als symbiotisch:

»Das ist eben so ’ne Symbiose, na mehr von ihm als von mir, und das ist schon ’ne nahe Beziehung, ’ne ziemlich nahe Beziehung.«

Als Schattenseiten der (auch zeitlich) umfassenden Liebessuche in der symbiotischen Pflegebeziehung kann sich Ulrike Urban in der Erwerbssphäre weder um eine andere Beschäftigung bemühen noch eine solche aufnehmen, weil sie »durch diese Pflege gebunden« sei. Auch ihre Selbstsorge wird stark eingeschränkt, da sie »im Moment kaum Zeit« für sich habe und auch ihre Gesundheit leide. Die Pflegesituation sei

»mittlerweile für mich auch sehr belastend, geb’ ich auch unumwunden zu, dass so ’ne Belastungsgrenze erreicht ist, die sich jetzt nicht so einfach auflösen lässt.«

Andernorts sagt sie: »Durch die Pflege, die ich da leiste – ich schade mir – im Grunde genommen damit selbst.« Dennoch sieht sie keine Möglichkeiten, dies zu verändern: »Wir beide können ja an dieser Situation nichts ändern.«

Schließlich entfaltet die Liebessuche bei dem Pflegebedürftigen paradoxe Effekte für Ulrike Urbans Nahbeziehungen. In ihrer Herkunftsfamilie hat sie nur zu zwei Geschwistern sporadischen Kontakt. Die Eltern, zu denen das Verhältnis bereits zerrüttet war, verstarben auf tragische Weise bereits früh und Freund*innen hat sie nur noch zwei. Sie hatte noch nie viele und zog sich auch aus ihren wenigen verbleibenden Beziehungen zurück: »Es ist irgendwie in den letzten zwei, drei Jahren […] eingeschlafen«. Warum? Einerseits fehle es Ulrike Urban an Zeit, sich um Freundschaften zu kümmern, andererseits gab es »wenig Verständnis« für ihre Situation als Alleinlebende und Pflegende. Zu ihrem ungewollten Alleinleben sagt sie:

»Das ist eigentlich so mein größtes Problem, damit zurechtzukommen, dass ich alleine lebe, dass ich so mein Traum von Familie nicht erfüllt hat, das ist so der wirkliche Knackpunkt in meinem Leben. Und das kann ich weder mit meinen Geschwistern noch mit meinen Freunden besprechen.«

Bezüglich ihrer Pflegebeziehung können die Freund*innen »nicht so gut verstehen, dass ich […] mich da in dieser Pflege so engagiere«, weshalb sie Uwe Ullner und ihre Pflegetätigkeit aus ihren Freundschaften »heraus« hält. Ins-

gesamt zeigten sich ihre Freunde von Ulrike Urbans großen Schwierigkeiten überfordert, denn sie sagten ihr:

»Wenn du mal über deine dein Probleme sprichst und wenn du mal über deine Schwierigkeiten sprichst, dann überforderst du uns.«

Ulrike Urban übernimmt diese Sicht und sie nimmt sich daraufhin zurück:

»Die Probleme, die ich dann hab', die sind gleich 'n bisschen komplexer und damit überfordere ich auch meine Geschwister und meine Freunde und dann muss ich ganz genau aufpassen, was wie weit ich da gehen kann.«

So suche sie sich »andere Wege«, um mit ihren »Schwierigkeiten klar zu kommen«. Entsprechend erwarte sie von Freund*innen »nicht SO viel« und passe »immer ganz genau auf«,

»was man wie viel man von dem anderen erwarten kann […] Na stellenweise kann man gar nichts erwarten, dann ist man enttäuscht.«

Im Ergebnis fühlt sie sich von ihren Freund*innen »wenig unterstützt« und ist mit ihren Freundschafts- und Familienbeziehungen »nicht sehr zufrieden«. Sie würde sich mehr und bessere Freundschaften wünschen, in denen sie sich auch mitteilen und austauschen könnte:

»Ich hätte schon mehr also intensivere Freundschaften sagen wir's mal so. Ich hätte auch […] ganz gerne Freunde, mit denen ich […] auch längere Zeit auch mal unterhalten kann auch angeregt unterhalten kann.«

Wie ließe sich nun die Fallstruktur interpretieren? Erstens, so eine Deutung, gestaltet sich die Anerkennungsbeziehung als ambivalent bis paradox: Ulrike Urban fühlt sich »gemocht« und »gebraucht«, sie scheint eine Form intersubjektiver – wenn auch asymmetrischer – Liebesanerkennung in der symbiotischen Pflegebeziehung erlangen zu können. Zugleich verhindert diese Liebesanerkennungsbeziehung aber weitere Liebesanerkennung in anderen Nahbeziehungen sowie Anerkennung in anderen Sphären: So schränkt sie Ulrike Urbans Möglichkeiten zur Selbstsorge ein und ist auch eine große körperliche und psychische Belastung. In der Erwerbssphäre verhindert sie in Ulrike Urbans eigener Deutung, sich um eine besser bezahlte Beschäftigung bemühen zu können. Mit Blick auf soziale Beziehungen beschleunigt sie Ulrike Urbans Rückzug aus ihren sowieso bereits sehr dezimierten Nahbeziehungen, in denen sie ihre als Zumutung empfundene Lebens- und Pflegesituation seit geraumer Zeit dethematisiert.

Zweitens lässt sich die Handlungsfähigkeit von Ulrike Urban als ambivalent rekonstruieren: Einerseits hat sie die Pflegetätigkeit selbst an- und aufgenommen und könnte sie, wie sie einmal im Interview sagt, jederzeit beenden. Andernorts stellt sie fest, dass weder Uwe Ullner noch sie etwas an der Situation zu ändern vermögen. Erst mit Uwe Ullners Ableben sieht sie eine Veränderung ihrer Pflegesituation möglich. Dies ließe sich so deuten, dass Ulrike Urban durch die Suche nach intersubjektiver Anerkennung (und womöglich nach einer Existenzberechtigung), die sie in der rekonstruierten asymmetrischen Symbiose jedenfalls teilweise generieren kann, zugleich ihre Handlungsfähigkeit weitgehend verliert.

Letztlich ließe sich die Fallstruktur somit als potentiell destruktive Symbiose bezeichnen, zumindest deutet sich eine höchst ambivalente, teils paradoxe, vergeschlechtlichte (Liebes-)Anerkennung an. An ihr wird exemplarisch sichtbar, wie Sorge (*Care*) subjektiv zwar sinnstiftend und anerkennungsgenerierend sein kann, dabei aber gleichzeitig in einem spannungsvollen bis paradoxen Verhältnis zur Erwerbssphäre, zur Arbeitssituation und zu den Beschäftigungsperspektiven stehen kann. Die Geschlechterforschung betont dies mit Blick auf die überwiegend weiblichen Pflegenden und Sorgeerbringenden bereits seit Langem. Der Fall veranschaulicht zudem, wie selbst innerhalb der Liebessphäre, also der Sphäre sozialer Nah- und Paarbeziehungen, sich die Suche nach intersubjektiver Anerkennung als ambivalent bis paradox erweisen und Anerkennung in anderen sozialen Beziehungen, wie Freundschaften, einschränken oder gar verhindern kann. Schließlich kann ein solches Anerkennungsstreben sogar zur Selbstdestruktivität geraten: »Wenn die Fürsorge für andere wenig oder keinen Raum mehr lässt für die eigene Muße, Freizeit und Selbstsorge. Hierauf verweisen womöglich auch die steigende Zahl oder zumindest die wachsende Medienberichterstattung über Burnouts, von denen häufig Menschen betroffen sind, die in personennahen Dienstleistungen (wie Pflege, Fürsorge) tätig sind« (Wimbauer/Motakef 2018: 181).

7.2.2 Ambivalenzen der subkulturellen Vergemeinschaftung: Rolf Radler

Auch bei Rolf Radler erscheint die Fallstruktur als ambivalent. Er ist seit über zwei Jahrzehnten prekär oder nicht beschäftigt. Nach unserer Deutung gelingt es ihm auf den ersten Blick, sich in einer alternativen Subgruppe, dem Kleinkunstverein SubZe, zu vergemeinschaften und durch dortige An-

erkennung seine Nichtanerkennung in der Erwerbssphäre und ansatzweise auch in der Paarbeziehungssphäre zu kompensieren. Das SubZe erscheint als Rolf Radlers Gegenwelt zur falschen Mainstream-Gesellschaft. Seine dortige Vergemeinschaftung nimmt er als positiv wahr. Zugleich lässt sie sich aber auch als ambivalent interpretieren – zumindest aus einer Außenperspektive. Nicht zuletzt deshalb handelt es sich nach unserer Interpretation nicht um eine komplette Kompensation, sondern um den Versuch einer Kompensation, der unter den aktuellen gesellschaftlichen Bedingungen nur schwer möglich ist.

Rolf Radler weist eine kontinuierliche berufliche Abwärtskarriere auf (siehe Kapitel 4.6.1). Zwar hat er Abitur und eine Ausbildung, aber fasste in seinem Beruf nie Fuß. Nach Phasen der Arbeitslosigkeit und erfolglosen Versuchen der Selbständigkeit ist er seit 2004 im SGB II-Bezug und wurde aus »gesundheitlichen Gründen« (mindestens) als berufsunfähig anerkannt. Wie benannt, lehnt er die gesellschaftlichen Normalitätsvorstellungen einer Erwerbsarbeitsorientierung und -teilhabe ab. Er geht davon aus, sein restliches Leben im SGB II-Bezug zu verbringen und bezeichnet sich beruflich, finanziell, mit Blick auf eine Paarbeziehung und anderweitig als »perspektivlos«. In der Fallrekonstruktion erscheint er, was vermutlich auch mit seiner Depression zusammenhängt, insgesamt als wenig handlungsstark und als am Geschehen relativ unbeteiligt. Anders als Walter Wenke beschreibt sich Rolf Radler nicht als »prekär aus Selbstbestimmung« und auch nicht als mit seiner Lebenssituation zufrieden.

Seit einiger Zeit verdient er nebenher gefördert als Küchenhilfe im SubZe 100 € monatlich. Dort verbringt er auch fast seine gesamte Zeit. Von den dortigen Kolleg*innen, die »zum Teil auch gute Freunde sind«, fühlt er sich »gut akzeptiert«. Den gesellschaftlichen Wert seiner Tätigkeit als Küchenhilfe schätzt er allerdings »eher gering« und findet, »was man da so als Dienstleister quasi macht, wird zu wenig anerkannt«.

Die Erwerbssituation von Rolf Radler ist objektiv vollends prekär. Subjektiv als »grundsätzlich ganz angenehm« empfindet er es zwar, »viel Freizeit« zu haben. Es fehlen ihm aber die Mittel, »um am gesellschaftlichen Leben teilnehmen zu können«. Obwohl er seine Ansprüche und seinen Konsum stark eingeschränkt hat, ist er am Ende des Monats oft im Minus. Er hat weder Geld für notwendige Anschaffungen noch für Urlaub, Kino, ein Bier oder Konzert in einer anderen Kneipe als dem SubZe. Eine Zukunftsplanung erscheint ihm unmöglich. Gesellschaftlich erhält er als Langzeitarbeitsloser keine Anerkennung und von sozialstaatlichen Akteuren fühlt er sich

»behandelt wie ’n Mensch zweiter Klasse«. Dies empfindet er als »erniedrigende Situation« (siehe Kapitel 9), selbst wenn er nicht nach Anerkennung für Erwerbsarbeit strebt.

Auch in weiteren Dimensionen kann Rolf Radlers Lage als prekär rekonstruiert werden, etwa hinsichtlich der Liebessphäre: Vor sieben Jahren trennte er sich von seiner letzten Freundin und lebt seitdem alleine. Er würde sich sehr wieder eine Partnerin wünschen und sucht »aktiv« danach, »schlidder[e]« aber »von einer Enttäuschung in die nächste«. Dies empfindet er als »frustrierend«. Auch von seinen Eltern fühlte er sich »überhaupt nicht akzeptiert«, vermutlich, weil er sich gegen die bürgerlichen Normen stellte, die jene wesentlich orientierten. Vor allem sein Vater anerkannte ihn nie in seinem So-Sein und Tun: »Alles was ich gemacht hab, war halt Scheiße, […] schlecht oder hat ihn nicht interessiert.« So hat Rolf Radler früh mit seinem Vater gebrochen und seit Jahrzehnten so gut wie keinen Kontakt mehr zu seiner Familie.

Nicht prekär erscheint hingegen, jedenfalls zunächst, Rolf Radlers Einbindung in die Kleinkunstkneipe SubZe und in seine vielen, lange Jahre bestehenden Nahbeziehungen: Er nennt vier engste Freund*innen, dazu über 15 entferntere Freund*innen und zahlreiche Bekannte. Das SubZe lässt sich nachgerade als Rolf Radlers Lebenswelt deuten. Es erscheint als seine ihm Sinn und Zugehörigkeit stiftende Gegenwelt zur bürgerlichen Mainstream-Erwerbsarbeits- und Leistungsgesellschaft, der Rolf Radler weder angehören will noch als Berufs- oder Erwerbsunfähiger angehören kann. Fast alle seiner Freund*innen verbringen oder verbrachten ebenfalls viel Zeit im SubZe und er empfindet sich von ihnen »verstanden«, »wertgeschätzt« und anerkannt. Die Menschen dort versteht er als Gleichgesinnte. Seine Freund*innen befinden sich mit Blick auf Erwerbstätigkeit und finanziell in ähnlichen Lagen. Daher habe Rolf Radler nie Ausgrenzungen wegen seiner finanziellen Situation oder Arbeitslosigkeit erfahren und deswegen nie Freund*innen verloren, »wie man schon öfter hört«. Die Subgruppe im SubZe lässt sich damit als sehr statushomogen rekonstruieren. Neben einer ähnlichen sozio-ökonomischen Lage werden vor allem auch die Werthaltungen geteilt, sprich: die Abwendung von den Leitideen einer modernen Erwerbsarbeits- und Leistungsgesellschaft.

Insgesamt sei es so, dass die ähnliche Lebenslage auch »zusammenschweißt«, und die sozialen Beziehungen aus dem SubZe lassen sich als wechselseitige Unterstützungsressourcen rekonstruieren. Man habe, so Rolf Radler,

»die gleichen Probleme, irgendwie ahm sein Leben zu bestreiten. Und von daher ah solidarisiert man sich dann natürlich (lacht) auch irgendwie und steht sich mit Rat und Tat dann zumindest auch beiseite.«

Insgesamt lässt sich die alternative Vergemeinschaftung von Gleichgesinnten im SubZe, die außerhalb der bürgerlichen Normalgesellschaft und der Anerkennungswelt der Erwerbsarbeit stehen und sich eine eigene Anerkennungsordnung schaffen, als identitätsstiftend für Rolf Radler deuten. Er kann dort Zugehörigkeit, Sinn und intersubjektive Anerkennung aktualisieren, die er andernorts nicht erhält, etwa in der Erwerbssphäre, und bisweilen vergebens sucht/e, etwa von seinem Vater und in einer gewünschten, aber nicht vorhandenen Paarbeziehung.

Dennoch deuten sich aus einer Perspektive von außen auch Ambivalenzen dieser Vergemeinschaftung an, die womöglich sogar destruktiv werden könnten – jedenfalls unter den gegebenen gesellschaftlichen Bedingungen. Rolf Radler, so lässt es sich rekonstruieren, umgibt sich in seiner statushomogenen Subgruppe nahezu ausschließlich mit Menschen, die sich wie er in einer prekären Erwerbs- und teils Lebenslage befinden. Anerkennung erhält Rolf Radler nur, solange er die dortige Lebensweise teilt. Damit bewahrt er sich letztlich nicht nur eine anerkennende Gegenwelt, sondern verharrt auch in seiner Prekarität und wenig handlungsaktiven Lebenshaltung. In der Statushomogenität unter Gleichgesinnten werden diese sowie sein Einrichten in der Perspektivlosigkeit normalisiert und reproduziert.

In der statushomogenen Gegenwelt findet Rolf Radler, anders als etwa Theo Tettler (7.3.3), zwar Unterstützung und subkulturelle Anerkennung. Die (anders als bei Tettler: immerhin vorhandene) Unterstützung reicht aber nur so weit, wie die Subgruppe selbst reicht. So ist sie wenig erwerbsarbeitsbezogen, etwa findet keine Jobvermittlung statt, und kaum finanziell, denn letztlich sind dort alle ähnlich abgeschnitten vom Mainstream der Gesellschaft und den dortigen Ressourcen wie Rolf Radler selbst. Damit möchten wir weder die Bedeutung von emotionaler und fürsorglicher Unterstützung schmälern (vielmehr halten wir diese für sehr notwendig) noch Erwerbsarbeit verherrlichen. Solange aber die Gesellschaft derart erwerbsarbeitszentriert ist, führt ein Selbst- oder Fremdausschluss von Erwerbsarbeit – wenn man nicht über ein Geldvermögen verfügt – zu vielfältigen sozialen Ungleichheiten: zu versagter Anerkennung und zu verminderten Lebenschancen, zu materiellen Deprivationen und gesellschaftlicher und sozialer Nichtteilhabe, die sich über die Zeit im Lebenszusammenhang immer weiter akkumulieren (können).

Schließlich wird durch die alternative Anerkennung und Anerkennungsordnung der Ausschluss aus der Erwerbsarbeitsgesellschaft weiter verfestigt: Etwa ist ein Umzug für eine neue Beschäftigung für Rolf Radler undenkbar, weil er dann seine Lebenswelt verlieren würde. Kurz, Rolf Radler kann seine Subgruppe und damit auch seine Lebenssituation nicht verlassen, weil er einzig durch die dortige Vergemeinschaftung Anerkennung erhält. In der Mainstream-Gesellschaft erfährt er sich als Mensch »zweiter Klasse« – ein Gefühl, dem er verständlicherweise entgehen möchte. Würde er das SubZe und seine Freund*innen dort verlassen, hätte er nichts und niemanden mehr, der/die/das ihm Quelle der Anerkennung und Zugehörigkeit sein könnte/n. Er würde alles verlieren, was er hat – ein sich selbst reproduzierendes System, ein Teufelskreis. So richtet er sich in seiner Perspektivlosigkeit ein, und sein am Ende des Interviews vage gezeichneter Traum von einem »sorgenfreien Haus am See« dürfte nichts mehr als ein schöner Traum bleiben.

7.3 Kumulation von multiplen Anerkennungsdefiziten

Im letzten Teilkapitel stellen wir Fälle vor, bei denen zu erwerbsseitigen Anerkennungsdefiziten Erfahrungen der Nichtanerkennung in anderen Sphären hinzutreten. Wir beginnen mit Oliver Oswald, der zwar durchaus positive Anerkennung von seinen Freunden erfährt. Aus seiner Sicht verunmöglicht ihm aber seine prekäre berufliche Situation eine Paarbeziehung. Anerkennungsdefizite in der Erwerbssphäre führen somit zu Anerkennungsdefiziten auch in der Liebessphäre (Kapitel 7.3.1, 8.1.2). Es folgen Sabine Schomann (7.3.2) und Theo Tettler (7.3.3), bei denen sich multiple Ausschlüsse rekonstruieren lassen.

7.3.1 Keine Anerkennung in Erwerbsarbeit und Paarbeziehung: Oliver Oswald

Oliver Oswald hat einen großen und langjährigen Freundeskreis: Er benennt etwa zehn Freund*innen, 15 bis 20 Verwandte und verschiedene entferntere Bekannte. Arbeitskolleg*innen zählt er explizit nicht mit. Ein Teil davon befindet sich im näheren Umfeld, ein anderer ist deutschlandweit verteilt. Oliver Oswald ist nach seiner Selbstbeschreibung ein »relativ kontaktfreudi-

ger oder kontakttreuer Mensch« und pflegt seine Freundschaften, die für ihn selbstredend sehr wichtig sind. Gefragt nach der Bedeutung der Menschen, die er in die Netzwerkkarte eingezeichnet hatte, sagt er:

»Die Frage versteh ich jetzt nicht […] ich mein, Verwandte und Freunde sind doch ALLE irgendwie wichtig, man ist ja nicht zum alleine Leben auf der Welt.«

Wesentlich in Freundschaften sind für ihn »gemeinsame Zeit«, »gleiche Wellenlänge«, »geteilte Wertvorstellungen«, Hilfsbereitschaft und Austausch. Sein »privates Umfeld« besteht aus sehr unterschiedlichen Menschen, mit denen Oswald Verschiedenes verbindet. Anders als er es offenbar als verbreitet annimmt und ablehnt, spielt dabei der »Job« bei den meisten keine Rolle:

»Der Großteil meines privaten Umfeldes ist glücklicherweise auch so, dass er mich nicht über meinen Job definiert. Also das ist mir persönlich auch umgekehrt wichtig. Ich hab' auch nicht zu Leuten Kontakt, weil sie den und den Job machen oder den und den Posten haben, sondern weil ich die Menschen irgendwie kennengelernt habe, weil mir die Menschen irgendwie sympathisch sind, weil ich irgendwie gemeinsame Interessen oder gemeinsame Einstellungen habe oder gemeinsame Erlebnisse irgendwie ähm das können ganz unterschiedliche Verbindungen und Bindungen sein.«

Die Trennung von Erwerbsarbeit und Freundschaften scheint für Oliver Oswald heute sehr bedeutend und mehrfach im Interview stellt er heraus, dass er (Erwerbs-)Arbeit weder für das Einzige noch für das Wichtigste im Leben hält. Er betont,

»dass es noch was gibt neben der Arbeit und außer der Arbeit. Und dass es auch Menschen gibt außerhalb des beruflichen Umfeldes ist mir sehr wichtig, und da bin ich auch sehr dankbar für. Und grade eben, dass es so unterschiedliche Menschen sind.«

Nachdem er erkannt hat, dass das Thema Arbeit für ihn lange eine »viel zu große Rolle gespielt hat« (4.6.3), versucht er heute, sich einem nur erwerbsfokussierten Leben entgegenzustellen. Er möchte »arbeiten, um zu leben«, also die Arbeit dem Leben unterordnen, statt umgekehrt, »weil es eben noch ganz viele andere Dinge und Menschen und so gibt, die das Leben ausmachen oder ausmachen können.«

Erwerbsarbeit und (Privat-)Leben, besonders Freundschaften, scheinen einander allerdings über die verausgabte Zeit entgegengestellt. Erwerbsarbeit kann dabei auf Kosten von Freundschaften gehen: »Eigentlich wär's schöner, wenn man gar nicht arbeiten müsste, damit man mehr Zeit für die vielen tollen Menschen hätte (lacht).« In diesem Sinne empfindet Oliver Oswald als

einzige Belastung seiner sozialen Beziehungen, »dass man zu wenig Zeit füreinander hat, dass man sich nicht so oft sieht oder spricht, wie man's gerne würde.« Insgesamt ist Oliver Oswald »relativ zufrieden« mit seinen Freundschaften und

»dankbar […] für die vielen unterschiedlichen Menschen, die ich in irgendeiner Weise um mich herum habe. Also ob das nun emotional ist oder ob das räumlich ist oder beruflich oder oder, das hat alles seinen Wert und sein Gutes für mich und da bin ich sehr dankbar für.«

Von seinen Freunden fühlt Oliver Oswald sich auf der »emotionalen, finanziellen und zeitlichen Ebene« unterstützt und anerkannt. Er schätzt diese Menschen dafür, dass sie »Zeit« für ihn haben, sich für ihn »öffnen« und »dadurch auf ganz unterschiedliche und ganz vielfältige Weise ja zu meinem Alltag beitragen, zu meiner Lebens m m qualität beitragen.«

Trennung von Anerkennung in der Erwerbssphäre und der Nahbeziehungssphäre

Die Anerkennung als ganze und besondere Person, die Oliver Oswald in seinen sozialen Nahbeziehungen erhält, ist aber – so unsere Rekonstruktion – keine Kompensation für berufliche Anerkennungsdefizite und mildert diese für ihn auch nicht ab. Umgekehrt führen berufliche Anerkennungsdefizite auch größtenteils nicht zu Erfahrungen von Nichtanerkennung in Freundschaften. Vielmehr versucht Oliver Oswald, die Erwerbssphäre und die Sphäre sozialer Nahbeziehungen zu trennen, was ihm auch zu gelingen scheint. Freundschaftliche Anerkennung und erwerbsseitige Anerkennungsdefizite stehen also mehr oder weniger separiert nebeneinander, Erwerbsarbeitsaspekte werden in den Beziehungen ausgespart oder nicht relevant gemacht. Auch hat Oliver Oswald aufgrund seiner inhaltlich-intrinsischen Arbeitsorientierung wenig Bedürfnisse, von anderen für seinen Job oder für Erwerbsarbeit anerkannt zu werden:

»Wenn ich das mit 45 Lebensjahren nicht hinkriege zu sagen, ich mach das, weil mir das gefällt und ich mach das nicht, weil mir das nicht gefällt, da kann mir der Rest der Welt mehr oder weniger egal sein. Also das wär' traurig, wenn ich irgendwie ständig nur drauf hören würde, was halten andere davon, was ich tu oder lasse. Das fänd' ich furchtbar.«

Anders als etwa Veronika Vetter hat er aufgrund seiner prekären Berufsbiographie nie einen kompletten Bruch in seinen Freundschaften erlebt, aller-

dings sind einige davon im Lauf der Zeit doch deswegen, oder wegen veränderten Lebensverhältnissen, auseinander gegangen:

»Einfach die Lebensverhältnisse haben sich auseinander entwickelt ahm wie gesagt manchmal haben Leute doch Schwierigkeiten gehabt mit der Art und Weise wie ich lebe, oder manchmal haben Leute eben durch ihre Partner oder durch ihre Kinder ahm neue Umfelder bekommen ahm oder durch Umzüge sind irgendwie Kontakte zu Ende gegangen.«

Zur zentralen Liebessphäre und zur Kumulation von Anerkennungsdefiziten

Anders als in seinem »privaten Umfeld« gelingt ihm allerdings mit Blick auf die Paar-Liebessphäre, also auf eine von ihm sehnlich gewünschte Paarbeziehung, diese Trennung von Arbeit und Leben/Lieben nicht. Oliver Oswald bedauert, »dass eben ah die weibliche Hauptrolle noch zu besetzen ist in meinem Leben«. Das Fehlen einer Paarbeziehung ist es, was ihm am meisten zu schaffen macht, noch mehr als die fehlende berufliche Anerkennung. Wie er sagt, gibt es

»eben auch außerhalb der Arbeit Dinge, die irgendwie wichtig sind und die zu 'ner Zufriedenheit oder zu 'ner Unzufriedenheit führen können […] es war immer auch die Frage, was gibts sonst noch so an an Lebenssituationen Lebensinhalten und und wie zufrieden ist man mit dem sonstigen Leben und da spielt eben äh die Frage Beziehung ja nein Lebenspartnerin ja nein Familie ja nein hat immer 'ne zentrale Rolle gespielt, auch wenn da bisher nicht viel passiert ist.«

Eine Familiengründung ist für ihn

»der größte private Traum, hinter dem auch jedes berufliche ahm bei mir auf jeden Fall zurückstehen würde weil ah […] so sinngemäß formuliert, wenn ich zwischen Traumjob und Traumfrau entscheiden müsste, würd' ich immer die Traumfrau nehmen, weil das was lebenslängliches wäre und der Traumjob, auch der schönste Job, is' nich' lebenslänglich und ist nicht das Wichtigste.«

Oliver Oswald stellt damit seinen größten Wunsch, eine Partnerin zu haben, jedem beruflichen Ziel voran. In der Rekonstruktion werden hier allerdings auch Idealisierungen deutlich, wenn er von seiner Traumfrau erzählt und diese – anders als einen Job – als auf Dauer gestellt, als lebenslänglich und als sicher imaginiert, wenn er eine solche erst einmal hätte. Egal, wie idealisierend oder realistisch diese Vorstellung sein mag, jedenfalls konnte Oswald seinen Wunschtraum einer Paarbeziehung und Familiengründung, wie Ulrike Urban, nicht realisieren:

»Also der Wunschtraum, der mit jedem Tag, der vergeht, weiter entfernt wird, ist der, Vater zu sein. ++++ Das, so bitter das klingt, is' einfach so. Weil man selber wird nicht jünger, das Umfeld wird auch nicht jünger […] Insofern der Wunschtraum, eins oder mehrere Kinder zu haben und gemeinschaftlich als Familie zu leben, mich von dem verabschieden zu müssen, das ist jeden Tag schwerer.«

In der Fallrekonstruktion liegt seiner Meinung nach die Ursache für seine fehlende Paarbeziehung und Familiengründung in seiner prekären beruflichen Situation. Wie wir in Kapitel 8 noch ausführen, sieht er sein Scheitern begründet in der ungebrochenen Wirkmächtigkeit der Familienernährernorm, die er nicht erfüllen kann, und der Überbetonung beruflicher und finanzieller Aspekte seitens der Gesellschaft und besonders der Frauen.

Aus Freundschaften kann Oliver Oswald also seine prekäre Erwerbssituation heraushalten, aus Paarbeziehungen nicht. Um zuletzt die Frage nach Kompensation oder Kumulation von Anerkennungsdefiziten zu resümieren: Oliver Oswald erfährt Anerkennungsdefizite in der Erwerbssphäre und erhält Anerkennung in seinem großen und positiv bewerteten Freundeskreis, die er aber voneinander trennt und die damit für ihn in keinem positiven oder negativen Verhältnis stehen. Seine berufliche Erfolgs- und Anerkennungslosigkeit zieht aber in seiner Deutung einen Ausschluss aus der Liebessphäre nach sich, hier kumulieren also Anerkennungsdefizite. Freundschaften können schließlich die fehlende Liebesanerkennung zwar nicht kompensieren und ausgleichen, aber immerhin etwas abmildern – sind sie es doch, die Oliver Oswald

»sozusagen ein Stück weit irgendwie integrieren in in die Gesellschaft. Dass sie dazu beitragen, dass ich mich nicht zu oft zu alleine fühle.«

7.3.2 »So viel Pech in einem Leben ist nicht normal«: Sabine Schomann

Sabine Schomann wollte, wie erwähnt, als Vegetarierin nie in ihrem Ausbildungsberuf der Fleischereifachverkäuferin arbeiten und fühlte sich von den Ausbilderinnen massiv gemobbt. So kam nach der Ausbildung »ein buntes Potpourri verschiedenster Jobs, so viele, dass ich teilweise auch zwischendurch den ein oder anderen vergess«. Diese Beschäftigungen waren fast immer befristet, teils mit körperlich sehr anstrengenden oder unzumutbaren Arbeitsbedingungen verbunden und schlecht bezahlt. Schon während ihrer Schulzeit ging es Sabine Schomann aufgrund traumatisierender Erlebnisse

in der Kindheit »halt oft sehr, sehr beschissen, so dass ich nicht zur Schule konnte, so weil ich Depressionen hatte«. Seit damals befindet sie sich in therapeutischer Behandlung. Nach einigen Jahren der prekären Beschäftigungen entschloss sie sich, ihren Traum zu erfüllen und eine Ausbildung zur Heilpraktikerin zu beginnen. Allerdings ging es ihr auch damals nicht gut, sie konnte oft nicht lernen und fiel schlussendlich durch die Prüfung. Daraufhin erlebte sie, mittlerweile Ende 20, einen Burnout, oder in ihren Worten, einen »absoluten Totalzusammenbruch«, worauf hin sie »sechs Wochen in der Klapse« und insgesamt ein Jahr lang krankgeschrieben war.

Nachdem sie daraufhin ihren Traum der Heilpraktikerin wegen ihrer gesundheitlichen Verfassung »schweren Herzens aufgegeben« hat, war sie

»viele Jahre arbeitslos, hatte halt nur diese diesen kleinen Minijob […] arbeitslos war ich deshalb so lange, weil ich 2006 zwei Augeninfarkte hatte.«

Nach ihrem »Totalzusammenbruch« habe sie sich »erst mal viele Jahre gehen lassen« und sich »selbst bemitleidet«. Erst neun Monate vor dem Interview fand sie den Job im Ökocafé und arbeitet dort vertraglich 30 Wochenstunden Schichtdienst inklusive Wochenenden als Aushilfe, faktisch sind es auch mal 40 Stunden. Die frühe Schicht beginnt um 6.00 Uhr. Der Vertrag ist auf ein Jahr befristet, doch sie denkt, »die werden den Vertrag wohl verlängern« – allerdings nur »WENNSs den Laden noch so lang gibt, weil ein Ökocafé in Hierstadt ist schon ein Wagnis«.

Dass ihr an dem eintönigen Job nichts gefällt, sie sich weder von den Kolleginnen noch den Chefs anerkannt fühlt und den gesellschaftlichen Wert ihres Jobs als knapp über Klofrau einschätzt, haben wir in Kapitel 4 dargelegt. Die beruflichen Anerkennungsdefizite sind also ausgeprägt. Sabine Schomann übt diese Tätigkeit in »erster Linie« aus, um Geld zu verdienen, und auch, um nicht den ganzen Tag untätig zu Hause zu verbringen. Sie lehnt Arbeit keineswegs ab, aber würde gerne anders arbeiten: selbstbestimmt und kreativ. In der traurigen Gewissheit, dass sie dies nicht erreichen werde, wünschte sie sich einen

»Job, der mir Spaß macht. Entweder mit Tieren, Musik oder Natur. Und nach Möglichkeit, hört sich jetzt blöd an, ein etwas ahm eine etwas ah noch verantwortungsvollere ahm Beschäftigung mit ah Weisungsbefugnis.«

Auch in weiteren Anerkennungssphären lassen sich Erfahrungen der Nichtanerkennung rekonstruieren, weshalb von einer Kumulation von Anerkennungsdefiziten zu sprechen ist. Gefragt nach Paarbeziehungen, antwortet sie: »Lieben gibt's nicht, ich bin seit ich glaub jetzt schon drei Jahren ah Single«.

Bisher vermochte Sabine Schomann keine Paarbeziehung auf Dauer zu stellen. Dies bedauert sie sehr und scheint es sich selbst als Ergebnis ihrer Persönlichkeitseigenschaft zu erklären: »Weil bei mir hält's keiner so richtig lange aus«. Dabei würde sich Sabine Schomann nichts mehr wünschen als einen Partner und Kinder. Erwerbsarbeit würde sie dann vollends aufgeben. Die Bedeutung von Partnerschaft ist für sie eine

»ganz ganz ganz ganz große. Hört sich jetzt total kitschig an, aber ich glaube an die große Liebe. Ich glaube daran, dass es ah für jeden Menschen einen Menschen auf der Welt gibt, der für ihn einfach gedacht ist, und dass manche einfach das Pech haben, dem nicht übern Weg zu laufen. Ist dann dumm gelaufen, aber ich glaube an die große Liebe. Ich hab' auch viele Jahre dran geglaubt, dass ich sie finden würde.«

Bei Sabine Schomann kann eine romantische Liebesvorstellung rekonstruiert werden, die nicht nur an den platonischen, ohne Partner*in unvollständigen und defizitären Kugelmenschen erinnert, sondern auch nur einen einzigen richtigen, vorherbestimmten Partner umfasst. Nun hat, so eine mögliche Deutung, das Schicksal Sabine Schomann nicht mit ihrem vorherbestimmten Partner zusammentreffen lassen, und zudem analysiert sie sich selbst als so anspruchsvoll und kompliziert, dass eine Partnerschaft mit ihr »kein lebender Mensch leisten« könne.

Auch Freundschaften bieten ihr keine Anerkennung mehr. In letzter Zeit hat sie einige schlechte Erfahrungen gemacht, sich mit verschiedenen Freund*innen entzweit und sich »bewusst 'n bisschen zurückgezogen«. Exemplarisch anhand einer ehemaligen Freundin schildert Sabine Schomann die zugrundeliegende Dynamik:

»Sie hat mir ein paar Mal richtig wehgetan und […] ich kann auch Menschen, die mir richtig nah stehen, von einer zur anderen Sekunde komplett streichen. So wo der Sönke auch immer sacht, wie kannst du das machen? Du kickst einfach Leute aus deinem Leben. Ich so, ja ich bin das gewohnt, Menschen zu verlieren und mir neue zu suchen, ich hab' das von klein auf nie anders erlebt so. Und […] wer mir mehr als ein zwei drei Mal weh tut, ahm, von dem trenn ich mich einfach, […] um mich selbst zu schützen.«

An anderer Stelle erzählt sie nochmals, dass sie sich »mit ziemlich vielen Leuten zerstritten« habe, weil sie »halt 'n bisschen schwierig für andere Menschen« sei. Auch sei sie »nicht gut im Freundschaften pflegen«. Im Ergebnis hat sie derzeit kaum Freunde (mehr) und fühlt sich von ihren verbleibenden Freunden nicht unterstützt, zumal die meisten in ihrem Freundes- und Bekanntenkreis »eigentlich keine Unterstützerleute« seien; viele von ihnen hät-

ten »mit sich selbst genug zu kämpfen«. So recht kann sie sich die Abwärtsentwicklung nicht erklären:

> »Ich hatte früher ’n echt großen Freundeskreis und das waren nicht nur oberflächliche Freundschaften, da waren auch echt einige etwas tiefere und engere dabei, ahm, ich weiß ehrlich gesagt auch nicht, was passiert ist.«

Resümierend stellt sie fest, dass sie mit ihren Freundschaften im Moment »gar nicht, gar nicht« zufrieden ist und sich »in letzter Zeit doch ah ziemlich einsam« fühlt. Sie sei

> »so ’n bisschen zum Eremiten geworden. So, gefällt mir selber nicht, aber ich pf wüsste auch nicht, ah, wie ich’s ändern sollte.«

Andere Quellen oder Sphären der Anerkennung scheinen ihr ebenfalls verschlossen: Etwa die von ihr selbst als wichtig bezeichnete Musik, die sie selbst macht, weiter ihre Familie, in der sie keinerlei Anerkennung erfahren hat und erfährt, sowie andere potentielle Sphären. Einzig ihr Chinchilla Georgy, für das Sabine Schomann liebevoll sorgt, gibt ihr ein wenig Geborgenheit und Zuwendung. Aber Georgy sei schon alt und werde nicht mehr lange leben, so wie auch Georgys Chinchilla-Schwester Selma bereits gestorben ist.

Zusammenfassend erhält Sabine Schomann kaum Anerkennung in der Erwerbssphäre, gewinnt ihrem Job aber zumindest ein prekäres Einkommen und ein wenig Strukturierung des Tages ab. Andere Anerkennungsquellen sind ihr zum Interviewzeitpunkt weitgehend verschlossen.

Wie ihr ungewolltes Singledasein kann sich Sabine Schomann auch sonst in ihrem Leben viele Ereignisse oder verhinderte Ereignisse nicht erklären. Dabei erscheint sie keineswegs als untätige Person, zeigt sich als aufgeschlossen, offen und freundlich. Mehrfach im Interview betont sie ihr »Pech« im Leben: »Ich sag ja, ich hab’ immer Pech«, etwa als sie von verschiedenen, verfrühten Todesfällen von Personen erzählt, die für sie persönlich oder beruflich sehr wichtig gewesen sind. In ihrer eigenen Erklärung externalisiert sie die Ursachen – im Prinzip Veronika Vetters Vertrauen ins Universum genau entgegengesetzt – auf unerklärliche negative, schicksalhafte Umstände bzw. auf ihr als äußerst schlecht angenommenes »Karma«. Sie resümiert: »So so viel Pech in einem Leben ahm is’, weiß ich nich’, is’ nich’ normal.«

7.3.3 »Unter Menschen, die wie Bäume sind« – Theo Tettler

Bei Theo Tettler lassen sich so gut wie keine alternativen Anerkennungsquellen rekonstruieren, sondern multiple Anerkennungsdefizite verdichten sich zu einem, so unsere Deutung, nahezu vollkommenen Zustand der Entfremdung und Depersonalisierung.

Eine verlaufskurvenförmige Entwicklung

Wie in Kapitel 4 ausgeführt, ist Theo Tettler Mitte 50, alleinerziehend, lebt mit seiner lernbeeinträchtigten Tochter zusammen und bezieht seit fast vier Jahren Arbeitslosengeld II. Er hat keine Ausbildungsabschlüsse und arbeitete seit seiner Studienzeit über 20 Jahre als Nachtwache und Helfer für diverse Dinge in einer Klinik. Seine Biographie entwickelt sich nachgerade verlaufskurvenförmig (Schütze 1995, Kapitel 4): Beruflich verschlechtern sich die Arbeitsbedingungen, Arbeit wird verdichtet und rationalisiert, der Druck steigt, Erfahrungen der Nichtanerkennung mehren sich. Theo Tettler bekommt Beschwerden am Rücken und Nervenentzündungen, kann bestimmte Tätigkeiten nicht mehr ausüben und erlebt mehrere Jahre Mobbing. Auch familiär treten zunehmend Schwierigkeiten zutage: In der Ehe entstehen Spannungen, seine Ehefrau und die Tochter entwickeln Verhaltensauffälligkeiten. Irgendwann nimmt das Jugendamt die Tochter aus der Familie und will der Mutter das Sorgerecht entziehen. Theo Tettler stimmt dem allerdings nicht zu und in Folge wird auch ihm das Sorgerecht entzogen, seine Gegenwehr bleibt vor Gericht lange erfolglos. In diese Zeit fällt auch die Ehescheidung. Theo Tettlers körperlicher und seelischer Zustand wird immer schlechter, die Tochter entwickelt Schulprobleme und Theo Tettler ist in vielen Lebensbereichen sehr belastet. Zuletzt wird ihm auch noch die Stelle gekündigt, woraufhin er einen Komplettzusammenbruch erleidet (siehe Kapitel 4). Er schildert dies:

»Weil ah die Kündigung in ah eine Zeit reingefallen ist, wo's auch sehr problematisch war mit meiner Tochter. Also wo die nach der Scheidung ahm mir zugesprochen wurde, durch Gerichtsbeschluss, und sich dann erst mal in eine ganz neue Situation auch einleben musste. Dann ah wo sie in der Schule Probleme bekommen hatte und in diese Zeit viel Auseinandersetzung viel auch Gerichts ha prozesse und ah viele ah Probleme auch mit der Schule und mit anderen Erziehungsinstitutionen, ist also auch die ah Kündigung dann erfolgt. Und ah das war ah sehr schwierig für mich […] Und ahm da bin ich erst mal krank geworden.«

Besonders belastete ihn der Sorgerechtsstreit, bei dem er vor Gericht unermüdlich um seine Tochter kämpfte. Erst nach vielen Monaten konnte sie wieder zu ihm ziehen. Nach der Scheidung, so Theo Tettler,

»war das Kind weg. Von einem Tag auf den anderen. […] das ist grausam […] in Deutschland wird ab dem Moment, wo ’n Kind ah weggenommen wird aus irgend ’ner Familie sofort das Programm für das emotionale Brechen gefahren ja. Und da wird kein Gerichtsbeschluss abgewartet. Nix. Ich musste zwölf Monate kämpfen, bis meine Tochter wiedergekommen ist, zurückgekommen ist.«

Theo Tettler erscheint in der Interpretation von dem als »grausam« empfundenen Kindesentzug durch das Jugendamt als hochgradig traumatisiert. Durch das gesamte Interview hindurch äußert er seine große Angst vor weiteren, als willkürlich wahrgenommenen Eingriffen des »staatlichen Erziehungsapparats« und will unbedingt sein Kind schützen:

»Weil ich den ah den ganzen staatlichen Erziehungsapparat auch von der anderen Seite her kennengelernt hab. Also von der Seite, wo sie reinhauen, um die Familie zu zerstören ja und ah im Interesse des Kindeswohls ah das Kind auch bis rein in die Psychiatrie schicken täten. Also ich hatte schwierige Kämpfe in der Hinsicht, meine Tochter behalten zu dürfen ahm und bin da ganz vorsichtig […] weil wenn das nicht funktioniert, verlier ich mein Kind na.«

Theo Tettler geht offenbar davon aus, dass der Staat Familien, in denen die Eltern ihre Kinder selbst betreuen und damit die von ihm wahrgenommene staatliche Erwerbsarbeitszentrierung unterlaufen, zerstören wolle. Diesen Familien würden die Kinder entzogen und an reiche Familien übergeben. In der Schule, dem Jugendamt und dem Jobcenter sieht er Komplizen dieses übermächtigen und seine gesamte Existenz bedrohenden Systems. Diese für ihn maximale Bedrohung der Familie durch den Staat kommt auch in den Kriegsmetaphern und gewaltvollen Beschreibungen zum Ausdruck, die er verwendet:

»Der Staat ist dabei, die Familie zu ersetzen. Also das is’ ja der Grund, warum ah so a am Rande des Staatswesens ja ah der Krieg stattfindet. […] Der Staat macht die Familie kaputt, das ist auch noch sein Job. Also er macht sie absichtlich kaputt, er er er versucht quasi, die Familienfunktion auf sich auf sich ah zu übernehmen ja.«

Weiter schildert er die maximal sozialdestruktive Kraft des staatlichen Erziehungsapparates, der das »seelische Moment« einer Familie nicht ersetzen, sondern nur zerstören könne:

»Also er kann kann niemals ah das auch das seelische Moment ersetzen, was was was ’ne Familie ah ’nem Kind bieten kann ja. Niemals. Er kann genau das zerstören, ja, die diese diese ah dass Kinder irgendwo seelisch aufgehoben sind ja, das kann er zerstören.«

Das bedrohte Wohl der Tochter und Erwerbsarbeit

Da Theo Tettler psychisch und körperlich nach wie vor erkrankt ist und vor allem, weil er Sorgeverpflichtung für sein (betreuungsintensives) Kind übernehmen will und muss und weil er es, so die Interpretation, vor einer befürchteten feindlichen Übernahme durch den Staat schützen will, ist es für Theo Tettler vollends undenkbar, eine Vollzeitstelle aufzunehmen:

»20 Stunden is okay, na da ist das Kind auf jeden Fall in der Schule versorgt. Und alles drüber hinaus is is Wagnis ja.«

Er werde aber, anders als in seiner Wahrnehmung alleinerziehende Frauen, vom Jobcenter nicht unterstützt, sondern es werde entgegen seiner Sorgeverantwortung als alleinerziehender Vater von ihm erwartet, dass er Vollzeit arbeite. Generell kritisiert er die

»Verpflichtung aller Alleinerziehenden, auch 40 Stunden zur Verfügung zu stehen auf ’m Arbeitsmarkt […] auch wenn sie Kinder haben, das spielt alles heutzutag keine Rolle mehr und stößt auch überhaupt nicht mehr auf Verständnis, wenn man das anspricht, dass das aber nicht so gut sei.«

So fühlt er sich in seiner Annahme bestätigt, wonach der Staat mit seinem Erwerbszwang fahrlässig dazu beiträgt, dass seine Tochter weiter Schaden nehmen könnte. Seinem Sorgeanspruch ist er unbedingt verpflichtet: Während er in seinem Leben sonst kaum noch Handlungsfähigkeit zeigen kann, ist das Wohl seiner Tochter sein einziges Interesse:

»Ich hab’ keine anderen Ansprüche. Ja. Also ’s mir einfach nur wesentlich, dass sie in ’ner schwierigen Zeit (lacht) glücklich ist ja.«

Auch Geld ist für ihn nachrangig. Zwar ist es in der Grundsicherung für die Familie finanziell sehr knapp und ohne Hilfe der Tafel »wüsste« Theo Tettler »nicht, wie das funktioniert«. Doch als alleinerziehender und gesundheitlich beeinträchtigter Vater erscheint ihm Armut noch als kleineres Übel als eine Vollzeitbeschäftigung, die von ihm nicht nur als familienzerstörend gedeutet wird, sondern die er auch mit Blick auf sich selbst als gewaltvoll, entfremdend und destruktiv erfahren hat. Die ausgeprägten Anerkennungsdefizite in der Erwerbssphäre, insbesondere die Mobbingerfahrungen, die für ihn »der absolute Horror« sind, haben ihm stark zugesetzt: »Das Leben geht einfach kaputt […] Geld hin oder her«. Er erscheint durch und durch zerstört durch seine Erfahrungen mit Erwerbsarbeit, in der er nur noch Zwang und Fremdbestimmung erkennen kann. Für seine berufliche Zukunft hat er »keine Wünsche mehr«, sondern will

die Jahre bis zur Frührente nur noch überbrücken. Ohnehin habe er keine Entscheidungsfreiheit:

»Ich muss das nehmen und vor allen Dingen auch zu dem Preis nehmen was ich krieg na. Also ich habe keine Auswahl.«

Fehlende Nahbeziehungen und alternative Anerkennungsquellen

Um es vorweg zu nehmen: Theo Tettler bezeichnet seine soziale Situation als »Isolation«. Aus seiner Herkunftsfamilie lebt kaum jemand mehr und zu den verbleibenden Angehörigen ist der Kontakt abgebrochen, das Verhältnis sei »völlig distanziert«. Er erläutert weiter: »Unter Familie stellt man sich einfach also stell ich mir was anderes vor.« Wie auch andere Befragte deutet er ausgeprägte Gewalterfahrungen und »brutale Gewalt« im Elternhaus an.

Freunde habe er keine mehr, denn als alleinerziehender Vater, der auch »schon ein bisschen älter« sei, habe er in seinen »früheren Freundeskreis nicht mehr richtig reingepasst.« »Das läuft halt alles dann auseinander irgendwie.« Neue Freunde zu finden, sei immer weniger möglich:

»Freundschaft ist, das kommt und geht ja. Aber ich hatt' so den Eindruck, je älter je älter ich werde, desto weniger kommt (lacht), während bereits alles gegangen ist.«

Dass er keine Partnerin hat und alleinerziehend ist, bezeichnet er als »sehr schwer« und insgesamt gehe es ihm häufig »einfach nicht gut«,

»seelisch. Es geht mir nicht so gut, das is' ah schwer. Also ich bin seit sieben Jahren alleine und ah ganz alleine, also keine Familie, kaum Freunde, na nur immer das Kind. Und das ist schwierig, is schwierig auszuhalten na. […] Es gibt tage tagelang wo ich mit niemanden spreche ja also außer mit meiner Tochter sprech' ich mit niemand na deshalb eingangs wie ich eingangs gesagt hab, Kanada, na so stell ich mir das vor. Unter Menschen, die wie Bäume (lacht) sind.«

Sein Alleinsein, sein Dasein ohne Partnerin und Freunde scheinen ihn erheblich zu bedrücken. Über seine früheren Paarbeziehungen will und kann er nicht sprechen: »Da fehlen mir die Worte […] für mich ist es zu problematisch«. Was die Zukunft betrifft, hegt er weder allgemein – er ist davon überzeugt, dass der dritte Weltkrieg kommen wird – noch mit Blick auf Freundschaften oder eine Partnerschaft noch irgendwelche Hoffnungen: »Ich hab' viel erlebt, ich wünsch mir gar nichts mehr.« Einzig von seiner Tochter fühlt er sich als »geliebte Person« durchaus wertgeschätzt und erhält hin und wieder Anerkennung:

»Dann ist man natürlich auch immer ah die geliebte Person, das wird einem schon auch ah immer mal wieder so zwischendrin deutlich gemacht ja (lacht).«

Allerdings sei es »mit der Wertschätzung (lacht) natürlich auch ah gleich verflogen«, wenn man als alleinerziehendes Elternteil anderer Ansicht sei als das Kind. Zudem, so unsere Interpretation, erscheint die Tochter im gesamten Interview weniger als primäre Quelle intersubjektiver Anerkennung und Unterstützung, wie es erwachsene Freunde oder ein*e Partner*in sein könnte*n, sondern – bei aller geäußerten Sorgeorientierung – wesentlich als sorgebedürftige, siebenjährige Tochter. Als solche lässt sie sich rekonstruieren als ein in allererster Linie von Theo Tettler vor den verschiedensten Bedrohungen unter Aufwendung aller seiner irgend verfügbaren Kräfte zu schützendes und zu verteidigendes Wesen.

Schließlich stellt Elternschaft für Theo Tettler, anders als etwa für Petra Podan,[57] auch keine gesellschaftliche Integrationsquelle oder Quelle der Vergemeinschaftung dar. Als hierfür ursächlich könnten sich sein Geschlecht und seine Erwerbsarbeitskritik deuten lassen: Sein Versuch, sich in einem Verband Alleinerziehender zu vernetzen, scheiterte, da er dort nur auf Mütter traf, die sich für einen Ausbau staatlicher Kinderbetreuung einsetzen und seiner Meinung nach ihre Karriere voranstellen würden – was Theo Tettler sehr deutlich ablehnt. Und auch in der Schule oder in Behörden fühlt er sich als alleinerziehender Vater nicht sichtbar.

Resümierend verdichten sich bei Theo Tettler verschiedene Anerkennungsdefizite. Nach einer gewaltvollen Kindheit und Jugend und einem nicht abgeschlossenen Studium arbeitet Theo Tettler über 20 Jahre in seinem Studentenjob als Nachtwache. Zwar gründete er eine Familie, kann und will davon aber im Interview nichts erzählen, sondern setzt erst mit der Scheidung ein. Verlaufskurvenförmig verliert er nicht nur seine Ehefrau und zeitweise die Tochter, sondern auch seine Erwerbstätigkeit, seine Freunde und seine Gesundheit. Darüber hinaus fühlt er sich durch gegenwärtige Erwerbsarbeitsbedingungen und durch das staatliche Erziehungssystem gesellschaftlichen Zwangsverhältnissen und absoluter Heteronomie ausgeliefert, was ihn in seiner gesamten Existenz bedroht. Seine einzig verbleibende Sinn- und Handlungsorientierung ist der Schutz seiner Tochter vor dem gefürchteten staatlichen Entzug. Alternative Sinn- und Anerkennungsquellen stehen ihm keine zur Verfügung. Selbst seine Elternschaft vermag dies nicht, wie etwa

57 Und als in den berichteten, vermutlich weiblichen, Fällen von Marquardsen (2012) und Weißmann (2016).

bei Petra Podan. Im Gegenteil versteht er sich als männlicher Alleinerziehender, zudem mit einem betreuungsintensiven Kind, in besonderer Weise den strukturellen Widersprüchen von Sorge und Vollzeittätigkeit ausgesetzt. Bei Theo Tettler, so die Fallrekonstruktion, »kumulieren also multiple Ausschlüsse und Anerkennungsdefizite mit dem Ergebnis nahezu vollständiger sozialer und gesellschaftlicher Isolation und personaler Heteronomie, ja Entfremdung – also (s)einer intersubjektiv-sozialen Ortlosigkeit« (Wimbauer/Motakef 2019: xy).

Zwischenfazit

Wir haben nach dem Verhältnis von Anerkennungsdefiziten in der Erwerbssphäre mit Anerkennung in anderen Sphären gefragt. Im Zentrum standen Menschen, die nicht in einer Paarbeziehung leben. Erwerbsseitige Anerkennungsdefizite können erstens in Nahbeziehungen, in einer Familien- und Kinderorientierung, in Freundschaften und alternativen Sinnorientierungen aufgefangen werden, exemplarisch bei Petra Podan, Veronika Vetter und Walter Wenke. Es können sich zweitens komplexe und ambivalente Relationierungen zeigen, wobei eine erfolgreiche Suche nach Anerkennung und Zugehörigkeit in alternativen Vergemeinschaftungen andere, nicht intendierte Nebenfolgen mit sich bringen kann. So verhindert die Sorge, die Ulrike Urban erbringt, dass sie Anerkennung in Nahbeziehungen und in der Erwerbssphäre erhalten kann und beschränkt ihre Selbstsorge. Bei Rolf Radler verstärkt die Subgruppenzugehörigkeit den Ausschluss aus der Mainstreamgesellschaft. In einer dritten Konstellation kumulieren Anerkennungsdefizite in verschiedenen Sphären, so bei Sabine Schomann und Theo Tettler.

8. Männlichkeit/en zwischen prekärer Erwerbsarbeit und Sorgeorientierung

Mit dem männlichen Ernährermodell wurde Frauen die Verantwortung für die wenig anerkannte und nicht entlohnte Sorge- und Hausarbeit zugewiesen, Männern die mit viel Anerkennung verbundene Erwerbsarbeit (siehe Kapitel 2.2.1). Entsprechend gilt das Normalarbeitsverhältnis als männlich. Es belohnt männliche Leistungen in der Erwerbssphäre mit einem Familieneinkommen und sozialrechtlichen Privilegien. Auch wenn das männliche Ernährermodell und das NAV nie für alle Männer erreichbar war, ist das Konzept der industriegesellschaftlichen Männlichkeit eng mit Anerkennung für Leistung in der Erwerbssphäre verknüpft (siehe Kapitel 2.2.4, Lengersdorf/Meuser 2010), während die Sorge für Andere von nachrangiger Bedeutung war und noch oft ist.

Mit der sozialpolitischen Abkehr vom Ernährermodell und dem Ausbau prekärer Beschäftigungsverhältnisse erodiert das Ernährermodell und stellt der Ernährerstatus für viele Männer keine Selbstverständlichkeit mehr dar. In diesem Kapitel fragen wir, was dies für Männlichkeit/en bedeuten kann: Wird an der Ernährerrolle als zentrale Handlungsorientierung festgehalten (Klenner et al. 2012), auch wenn sie nicht realisiert werden kann? Oder wird die enge Verknüpfung von Männlichkeit und Erwerbsarbeit brüchig (Völker 2011), unterwandert oder sogar revidiert? Falls ja, was tritt an die Stelle von Erwerbsarbeit? Gewinnt Sorge an Bedeutung (Elliot 2016; Scholz/Heilmann 2019), auch wenn sie mit weniger sozialer Anerkennung verbunden ist? Oder verliert Männlichkeit an Bedeutung und wird »erschöpft« (Dölling/Völker 2008; Völker 2011), so dass »Praktiken der Nichtmännlichkeit« (ebd.: 424) rekonstruierbar werden?

Wie in der Männlichkeitsforschung vielfach betont wurde, gehen auch wir von einer relationalen Herstellung von Männlichkeit aus, womit die Prozesse des Herstellens von Differenzen, die Hierarchien zwischen Formen von Männlichkeiten sowie zwischen Frauen und Männern in den Fokus geraten (Connell 1999; Bourdieu 2005). Männlichkeit verstehen wir damit nicht als

Eigenschaft einer Person, sondern als Herstellungsleistung und Praxis (*doing masculinity*), die in sozialen Interaktionen fortwährend hervorgebracht und dadurch institutionalisiert wird. Raewyn Connell (1999) argumentiert, dass sich historisch veränderbare kulturelle Leitbilder in einer hegemonialen Männlichkeit kondensieren (siehe auch Connell/Messerschmidt 2005). Connell ergänzt diese durch eine komplizenhafte, eine untergeordnete und eine marginalisierte Männlichkeit.[58] Vor diesem Hintergrund interessieren wir uns dafür, welche Männlichkeitskonzepte bei den Befragten auffindbar sind.

Für Bourdieu (1997, 2005) konstituiert sich Männlichkeit in homosozialen »ernsten Spielen des Wettbewerbs« (Bourdieu 1997: 203), in denen Frauen nicht als gleichwertige Wettbewerbsteilnehmerinnen akzeptiert oder ganz von ihnen ausgeschlossen werden. Im homosozialen Wettbewerb können männliche habituelle Verunsicherungen (Meuser 2006) abgefedert werden, womit dieser für prekär beschäftigte Männer eine besondere Bedeutung erhalten könnte.

In Kapitel 8.1 und 8.2. präsentieren wir Fälle, die an der Ernährermännlichkeit festhalten, in Kapitel 8.3 einen Fall, der sich an Sorge neuorientiert und in Kapitel 8.4 stellen wir drei Fälle von augenscheinlicher Nichtmännlichkeit jenseits einer Erwerbsorientierung vor – eine sorgeorientierte und zwei sorgevergessene.

8.1 Festhalten an der Ernährermännlichkeit

Im Folgenden stellen wir zwei Paare mit Kindern vor, in denen die Männer ihre Haupt- und Alleinverantwortung in der Erwerbssphäre sehen und sich aus der Sorge und Hausarbeit weitgehend heraushalten. Das Arrangement aus männlichem Ernährer und höchstens dazuverdienender Ehefrau wird auch in ihren Paarbeziehungen nicht grundsätzlich infrage gestellt, obwohl es sich in der Lebensführung mindestens insofern nicht bewährt, als es die Gesundheit von Pepo Poturica und Maria Melchior beeinträchtigt.

58 In der Männlichkeitsforschung wird das Konzept der hegemonialen Männlichkeit viel beachtet. Allerdings bestehen große Unklarheiten, ob es sich dabei um ein Orientierungsmuster, einen Idealtypus oder um eine soziale Praxis handelt. Auch ist unklar, wie sich die verschiedenen Formen von Männlichkeit voneinander abgrenzen (siehe etwa Buschmeyer/Lengersdorf 2016; Meuser 2006; Meuser/Scholz 2011 und Scholz 2015).

8.1.1 Zur Fragilität des männlichen Alleinverdienermodells: Pepo (und Patricia) Poturica

Patricia und Pepo Poturica erleben ihre geschlechterdifferenzierende Arbeitsteilung als kohärent und stimmig (siehe Kapitel 6.2.2). Allerdings kollidiert sie mit Pepo Poturicas gesundheitlicher Situation und seiner sich abzeichnenden Berufsunfähigkeit, weshalb er sich umgehend ein neues Tätigkeitsfeld suchen müsste. Für das Paar ist ein Rollentausch aber undenkbar. Im Folgenden führen wir aus, wie das Paar gemeinsam Pepo Poturica auf die männliche Ernährerrolle festschreibt und alternative Handlungsorientierungen wie Sorge oder eine veränderte Arbeitsteilung ausschließt.

Patricia und Pepo Poturica haben klar definierte Aufgabenbereiche, die sie nicht infrage stellen und sie uns im Paarinterview konsensuell erläutern:

Pepo Poturica:	Alles, was im Haushalt ansteht und in der Erziehung der Kinder, fällt in ihren Arbeitsbereich
Patricia Poturica:	Ich zu 99 Prozent (lacht). Aber wenn er daheim ist, dann spielt er mit ihnen auch natürlich. Aber alles was so ansteht Kochen, Windeln wechseln, Umziehen, Baden, das tu alles ich, das mache ich, das ist mein Job, das ist meine Arbeit und ich mache sie auch mit Herz und Seele=
Pepo Poturica:	=ja=
Patricia Poturica:	=und da verlang ich von ihm auch überhaupt gar nix=
Pepo Poturica:	=nee null=
Patricia Poturica:	Er geht arbeiten=
Pepo Poturica:	=ganz im Gegenteil=
Patricia Poturica:	=das ist sein Part und mein Part sind einfach die Kinder.

Ihre geschlechterdifferenzierende Arbeitsteilung hat für sie eine Richtigkeit und Funktionalität. Während andere Paare umständlich aushandeln, wer was macht, sei bei ihnen alles geregelt, wie das Paar in Übereinstimmung erklärt:

Pepo Poturica:	wenn man alles ähm irgendwie für selbstverständlich sieht oder so, dann kommen auch gar keine Fragen oder Probleme=
Patrica Poturica:	=ja=
Pepo Poturica:	=weil dann spielt sich das einfach von alleine ein=
Patrica Poturica:	=das läuft einfach=
Pepo Poturica:	=wo viele sagen NEIN, du musst das machen, du musst das machen.

Das Paar präsentiert seine Arbeitsteilung als Ergebnis ihrer unterschiedlichen Anlagen. Patricia Poturica war schon immer die Ordentlichere der beiden:

»Das war einfach bei mir so und ich war schon immer etwas pingeliger und etwas die Sauberere und er hat das alles ziemlich locker genommen.«

Hier zeigt sich ein Befund, den auch schon viele paarsoziologischen Studien aufzeigten:[59] Für das Paar erscheint seine Arbeitsteilung nicht als Ergebnis geschlechterdifferenzierender Zuschreibungen, sondern als frei gewählt.

Wenn Pepo Poturica zum Staubsauger greift, saugt er in Patricia Poturicas Wahrnehmung nur unzureichend, sodass sie nachsaugen muss. Für sie ist es deshalb einfacher, wenn nur sie saugt, da sie so nicht Gefahr läuft, ihn zu verletzen. Kompromisse eingehen muss sie dann auch nicht:

»Nicht, weil ich ihn kränken will oder weil ich sag, ›du hast es nicht gut gemacht‹, sondern es muss leider so sein, wie ICH das mach und darum sag ich auch zu ihm, lass es, ich mach das. Sonst machen wir es doppelt und das ist blöd, finde ich.«

Pepo Poturica erlebt ihr Markieren seines in ihren Augen mangelhaften Staubsaugens aber nicht als Herausstellen einer Schwäche und verweist darauf, dass er eben so sei und es nie anders gelernt habe. Offenbar schreiben ihm beide keine Verantwortung für häusliche Tätigkeiten, wie Staubsaugen, zu. Die Vorstellung, dass sie ihre Rollen tauschen, also Patricia Poturica das Geld verdient und Pepo Poturica sich um die Haus- und Sorgearbeit kümmert, erscheint beiden als so absurd, dass sie darüber lachen:

Pepo Poturica: NEIN (beide lachen) neeeein
Patricia Poturica: Also dann würd's Haus brennen (lachen) und ich würd vielleicht 1000 Euro heim bringen (lachen) nee=
Pepo Poturica: =nee würde niemals gehn […]
Patricia Poturica: Dass ER zu Hause bleibt bei den Kindern nee […] da würd' ich von der Arbeit heim kommen […]
Pepo Poturica: Ich würd' wahrscheinlich dann nach zwei drei Wochen hier daheim kündigen ich bräuchte psychologische Betreuungseinweisung (alle lachen).

Für das Paar ist es ausgeschlossen, dass Pepo Poturica in der Haus- und Sorgearbeit mehr Verantwortung übernimmt. Wie erwähnt, wird diese Arbeitsteilung von dem Paar aber nicht als durch eine Tradition oktroyiert erlebt.

Das vom Paar gewählte und gewünschte Arbeitsteilungsarrangement erweist sich jedoch als prekär und höchst fragil, da Pepo Poturica aufgrund

59 Für viele etwa Koppetsch/Burkart (1999) und Wimbauer (2012).

gesundheitlicher Einschränkungen die Berufsunfähigkeit droht. Das Festhalten an seiner Ernährerfunktion und Ernährermännlichkeit führt das Paar womöglich bald in eine ausweglose Situation. Für das Paar ist ein Rollentausch undenkbar und wäre auch nur schwer möglich, da Patricia Poturica weder über Erfahrungen in der Erwerbssphäre noch über einen Berufsabschluss verfügt. Wechselt Pepo Poturica aber nicht bald seine Beschäftigung, riskiert er weiter seine Gesundheit. Im Falle seiner nicht so unwahrscheinlichen Erwerbsunfähigkeit stünde schließlich die ökonomische und soziale Existenz der gesamten Familie auf dem Spiel (siehe Kapitel 4.8.1 und 6.2.2).

8.1.2 Männlichkeit und Erwerbsarbeit als Exitoption von Zuhause: Markus Melchior

Wie in Kapitel 6.3.2 ausgeführt, verdient auch im Paar Melchior der Mann das Geld, während sich die Frau um Kinder und Haushalt kümmert. Anders als Patricia Poturica leidet Maria Melchior darunter, dass sie nicht mehr in ihrem Beruf als Rettungssanitäterin arbeitet und die alleinige Verantwortung für die kräftezehrenden Kinder und die Hausarbeit trägt, was sie bereits in einen Burnout und eine Depression geführt hat. In ihrer Mehrfachbelastung, Überforderung und Erschöpfung bittet sie ihren Ehemann um mehr Unterstützung, der er jedoch nicht nachkommt.

Im Paar hat es Priorität, dass Markus Melchior Anerkennung für seine Tätigkeit im Krankenhaus und in der Fotografie findet, während Maria Melchiors Erwerbstätigkeit und ihr Bedürfnis nach Ruhe und Genesung nachrangig sind. Aus Markus Melchiors Sicht ist nicht er, sondern sind die Kinder und der Haushalt das Problem:

> »Dadurch, dass unsere Kinder so sind, wie sie sind, mit ihren Auffälligkeiten so will ich's mal sagen + + ziehen sie immens viel Kraft und noch mehr Zeit von meiner Frau weg. Die Zeit, wo meine Frau eigentlich bräuchte, um hier den Haushalt in Schuss zu halten.«

Im Paar kann seine Aktualisierung von Anerkennung für Erwerbsarbeit als legitimer und selbstverständlicher erscheinen als ihr Wunsch, wieder in ihrem Beruf zu arbeiten, sowie als ihr dringendes Bedürfnis nach Ruhe und Genesung. Markus Melchior kann zudem auf gesellschaftlich akzeptierte und auch im Paar wirksame Männlichkeitszuschreibungen und -zuständigkeiten als legitimierende Ressourcen zurückgreifen, die er für den Exit aus der anstrengenden Sorgearbeit einsetzt. Männlichkeit wird infolgedessen als Privileg sichtbar.

Maria Melchior formuliert zwar, dass sie von ihm im Stich gelassen wird und sie fühlt sich, wie wir in Kapitel 6.3.2 zeigten, in ihrer Arbeit im Haushalt und für die Kinder von ihm verdinglicht. Wir interpretierten dies als ihre Fremdverdinglichung durch sein Streben nach Anerkennung in der Erwerbssphäre. Sie hinterfragt nicht das Arrangement als solches, sondern nur seine Überstunden und die ausufernde Freiberuflichkeit. Aufgrund der zahlreichen Konflikte und Belastungen steht ein Ende der Beziehung im Raum.

Zwischenfazit

In den eben präsentierten Fällen halten die Paare an der männlichen Ernährerrolle fest, auch wenn sich das Arrangement aus männlichem Ernährer und Hausfrau oder Dazuverdienerin als prekär erweist. Pepo Poturica kann aus gesundheitlichen Gründen womöglich bald nicht mehr der Familienernährer sein, während Maria Melchior mangels Unterstützung einen Burnout und eine Depression entwickelte und keinen Raum findet, wieder gesund zu werden. Auch wenn das Festhalten an der Ernährermännlichkeit destruktive Folgen für die Gesundheit des Partners oder der Partnerin haben kann, ist es zum Zeitpunkt der Befragung für die Paare undenkbar, dass sie ihr Arrangement ändern und ihre Orientierung an der Ernährermännlichkeit aufgeben. Nicht zuletzt ist aber in beiden Fällen die Paarbeziehung in ihrem Bestand bedroht.

8.2 Prekäre Ernährermännlichkeit ohne Elternschaft – Umdeutungen und Rechtfertigungen

Die Fälle, die wir in diesem Teilkapitel vorstellen, sind keine Väter, orientieren sich aber ebenfalls an der männlichen Ernährerrolle. Diese bringen sie mit materieller Unabhängigkeit und einem sichernden oder zumindest im Vergleich zu einer oder ihrer Partnerin höherem Einkommen in Verbindung.

Im Folgenden diskutieren wir, welche Bedeutung ein geringes Einkommen mit Blick auf Männlichkeit erhält. Wir zeigen, wie Anton Alsdorf (8.2.1) sein geringes Einkommen umdeutet, um eine gescheiterte Ernährermännlichkeit von sich zu weisen, wie Ben Borg (8.2.2) sein geringes Einkommen als Scheitern einer Ernährermännlichkeit erlebt, dieses aber mit Verweis auf seine Ehrlichkeit zu rechtfertigen versucht und auch von seiner Partnerin entlastet wird und wie Oliver Oswald (8.2.3) aufgrund seines geringen Ein-

kommens ein Familienernährerdasein und eine Familiengründung als gescheitert erlebt. Weiter stellen wir dar, welche Kompensationsversuche die Befragten für die nicht realisierte Ernährermännlichkeit unternehmen.

8.2.1 Männlicher Ernährer seiner selbst: Anton Alsdorf

Anton Alsdorf arbeitet gerne als Paketzusteller, müsste sich aber wegen Rückenproblemen eine neue Beschäftigung suchen. In seinem Männlichkeitskonzept spielen Härte, Risikofreude und materielle Unabhängigkeit eine große Rolle: Im Interview betont er, wie er schon als Junge viele »Dummheiten gemacht« und sich geprügelt habe und als Jugendlicher keine Risiken scheute, wie »schnelles Fahren«. Seine Arbeit sei immer »knallhart« und »schwer« gewesen, ein »Kuschelklima« würde er nicht kennen. Mehrfach betont er, dass er sich immer selbst ernähren konnte und niemals auf den Staat angewiesen war: »Also ich hab' nie nie äh pfff Sozialleistungen bezogen oder sonst irgendwas.« Er ist, so unsere Deutung, zwar kein männlicher Familienernährer, aber ein männlicher Ernährer seiner selbst:

> »Also ich bestreit' mein Leben, seit ich irgendwie 18 bin, selber. Bin auch früh von zuhause ausgezogen, hab' auch früh geheiratet, na das erste Mal (holt tief Luft), und seitdem bestreit' ich eigentlich mein Leben für mich selber. Und es hat bis jetzt immer gelangt.«

Sein Einkommen, das er im Interview (uns und/oder seiner Partnerin) nicht preisgeben möchte, ist aus seiner Sicht auch nicht gering, man müsse es in Relation betrachten:

> »Und ich verdiene recht gut. Also was ich jetzt verdiene, will ich jetzt nicht sagen, aber ich verdiene sehr gut für'n für'n Junggesellen. Also für so was verdien' ist sehr gut ähm angemessen ja.«

Wie Anton Alsdorf mehrfach betont, verdient er auch mehr als seine alleinerziehende Partnerin, die als Verkäuferin mit ihren drei Kindern zusammenwohnt. Wenn das Paar mit Anna Aulingers Kindern gemeinsame Unternehmungen macht, wie Essen oder ins Kino gehen, teilen sie sich die Kosten, obwohl Anna Aulinger eigentlich findet, sie müsste wegen ihrer Kinder vier Fünftel der Kosten tragen. Aus Anton Alsdorfs Sicht sind sie aber beide ohnehin »relativ sparsam«, weswegen er damit kein Problem hat: »Das interessiert mich gar nicht.« Womit er aber nur schwer leben kann, sind die aufstockenden Leistungen, die sie von »diesem komischen Jobcenter« erhält:

»Die die machen wegen jedem Geschiss machen die ein Brimborium /Anna Aulinger: ja/ wegen je jedem Euro. Obwohl sie ja da gar nix dafür kann. Sie arbeitet ja und deshalb sage ich auch immer zu ihr, sie soll wieder, wenn sie voll arbeitet, dann bin ich froh, wenn die von dem da weg ist.«

Er hofft, dass sich die Lage bessert, wenn die Kinder größer sind und Anna Aulinger ihre Stundenzahl erhöhen kann.

Indem Anton Alsdorf sein Einkommen mit seiner Partnerin oder mit anderen »Junggesellen« vergleicht und nicht mit männlichen Familienernährern, stellt er es als hinreichend und unproblematisch dar. Der Rekurs darauf, dass er sich immer gut ernähren konnte und nie auf den Sozialstaat angewiesen war, ließe sich als Umdeutungsversuch seines geringen Einkommens interpretieren. Ein geringes Einkommen wäre auch nicht mit seinem Arbeitsethos vereinbar, denn mit einem Eingeständnis, dass er wenig verdient, würde er zugleich seine Leistung in der Erwerbssphäre schmälern: »Meine Arbeit ist schwer und ich muss hart arbeiten für das, was ich verdiene«.

Mehrfach verweist Anton Alsdorf auf den Respekt, den er sich in seinem Betrieb erarbeitet hat und betont auch die homosoziale Gemeinschaft der männlichen Paketzusteller, die einen durchaus speziellen Humor teilen würden. Anton Alsdorf erinnert sich an die Reaktion seiner Chefs, als er seinen Kollegen in einem Aufzug festband und diesen in die Chefetage schickte:

»›Habt Ihr eigentlich nix anders zu tun als wie so ’n Müll zu machen?‹ und na. Da haben wir auch dacht, na ja das musste jetzt sein.«

Frauen könnten in seinem Betrieb gar nicht bestehen, denn da

»braucht man schon ein bisschen Kraft. Also das das setzt auch unser Chef des voraus also. Deshalb haben wir zum Beispiel auch keine Frauen, obwohl sich bei uns auch Frauen bewerben. Aber das geht einfach nicht.«

In Anton Alsdorf Fall zeigen sich aber nicht nur Bezugnahmen auf männlich konnotierte Praktiken, homosoziale Gemeinschaften und Abgrenzungen gegenüber Frauen, sondern es wird auch deutlich, wie sein lange gültiges Männlichkeitskonzept brüchig wurde. Nach der Scheidung von seiner ersten Frau beginnt Anton Alsdorf, sich selbst zu hinterfragen. Während er früher »ICH Mister Verbohrt« war und sich dachte »auf Deutsch gesagt, was die Alte quatscht, interessiert mich gar nicht«, realisiert er, dass er sich mit seiner Ignoranz und Frauenfeindlichkeit selbst im Weg steht:

»Ich hab’ ich früher hab’ ich gar nicht auf Frauen gehört eigentlich so. Ich höre jetzt erst seit kurzem auf Frauen eigentlich so. (lacht) Ist ganz komisch bei mir. Also ich hab’ nie früher auf Frauen gehört, die hätten sagen können, was sie wollen, ich hab’ immer ’s Gegenteil gemacht. Und irgendwann war die mal WEG und na, habe ich gedacht mhm nee, das ist nicht so ’s Tolle.«

Auch wenn er immer wieder seine Härte und Unabhängigkeit betont, ist es ihm nach der Scheidung von seiner Ehefrau gelungen, sich Frauen gegenüber zu öffnen und Männlichkeit nicht nur in Abgrenzung zu Frauen zu konstruieren.

Anton Alsdorf kann als Fall gedeutet werden, in dem die Ernährermännlichkeit eine zentrale Orientierung bildet und vor allem über die Bezugnahme auf materielle Unabhängigkeit abgesichert wird. Er ernährt zwar keine Familie, aber präsentiert sich als Ernährer seiner selbst. Dabei ist für ihn von großer Bedeutung, dass er niemals auf den Sozialstaat angewiesen war. Mit dieser Selbstdeutung erfährt er sich nicht als gescheiterter Ernährer, was der Vergleich mit Familienernährern durchaus nahelegen würde. Seine Bezugnahmen auf die homosoziale Gemeinschaft der Paketzusteller und seine vielen Verweise auf männlich konnotierte Praktiken können als Versuche gedeutet werden, die Ernährermännlichkeit zu festigen. Es zeigen sich jedoch auch Brüche in seiner Orientierung, die weniger aus der Nichterfüllung der männlichen Ernährerrolle resultieren, sondern vielmehr aus der Erfahrung einer gescheiterten Ehe, die unter anderem auf seiner Abwertung seiner Ex-Ehefrau beruhte.

8.2.2 Kaum Geld, aber ehrlich: Ben Borg

Ben Borg beschäftigt es, weniger als seine alleinerziehende Partnerin zu verdienen (siehe Kapitel 6.2.1). Im Paarinterview ist dies ein großes Thema und es wurmt ihn geradezu. Allerdings sieht er keine Möglichkeit, mehr zu verdienen. Birthe Bruhns, die immer alleine für sich und ihre Kinder gesorgt hat, erwartet gar nicht von Ben Borg, mehr als sie zu verdienen. Sie würde sich aber wünschen, dass er lernt, mit seinem wenigen Geld besser umzugehen.

Ben Borg hat in einer früheren Phase seines Lebens am Rande der Legalität viel Geld verdient. Allerdings hat er sich nie zugetraut, eine Familie zu gründen, da er dies mit seinem Leben für unvereinbar hielt:

»Also ich war mir immer darüber im Klaren, bei meinem Leben was ich so führ', also kann ich nicht die Verantwortung äh für 'n eigenes Kind übernehmen und das das mein Leben also nicht so wie es dann sein soll irgendwie. Deshalb standen eigentlich für mich dann so jetzt eigene Kinder nie zur Debatte.«

Mit seinem Einkommen verband er somit nicht die Möglichkeit, eine Familie zu ernähren, sondern Unabhängigkeit, Freiheit und Spaß, wovon er sich aber heute distanziert:

»Damals war auch die Sichtweise der Welt ich hatte 'ne andere ne? Ich war einfach 'n Arsch gewesen, 'n oberflächliches ja. Ja, hat auch Spaß gemacht aber nee […] wie gesagt, man entwickelt sich ja weiter ne'? Und äh mit dem jetzigen Wissen, was ich heute hab', also würde ich das nicht mehr äh äh ausführen wollen.«

Ben Borg erklärt, dass er an einen Punkt gelangte, an dem er beschloss, dass es nicht »mein Ziel ist das große Geld zu machen«. Er betont hier, so unsere Deutung, seine Handlungsmacht: Er ist nicht arm, weil er gescheitert ist, sondern sich bewusst für ein ehrliches Leben und gegen das »große Geld« entschieden hat. Dennoch ist ihm sein weniges Geld offenbar vor Birthe Bruhns und uns unangenehm, was sich an seinen vielen Rechtfertigungen ablesen lässt. Entscheidender allerdings erscheint es für ihn, ehrlich zu sein und auch Birthe Bruhns nie einen Geldbesitz oder hohen Verdienst vorgegaukelt zu haben:

»Aber ich hab' das Geld halt nicht und dann ist halt gut, damit muss ich mit leben dann halt. Ist zwar nicht […] schön, aber ist halt so dann + wie das bei andern ist so vielleicht /Birthe Bruhns: nee (lacht)/ aber die haben ja andere Verhältnisse ne' da hat der Mann halt genug Geld und die Frauen aber das kann ich halt nicht halt, aber das wusstest Du ja vorher. Ich hab' ja da nix äh ir irgendwie da 'ne Illusion aufgebaut, die nicht stimmt oder so. Ich war ja immer ehrlich.«

In der Rekonstruktion kommt für Ben Borg in seinem geringen Einkommen seine gescheiterte Ernährermännlichkeit zum Ausdruck. Er würde gerne mehr verdienen, sieht aber derzeit keine Möglichkeit dazu. Sein Verweis auf seine Ehrlichkeit kann als Rechtfertigungsversuch und Legitimierung seines geringen Verdienstes gedeutet werden. Vor Birthe Bruhns wäre dies gar nicht erforderlich, da sie von ihm kein höheres Einkommen, sondern einen kompetenteren Umgang mit wenig Geld erwartet.

Ben Borg steht eine weitere Kompensationsstrategie seiner habituellen Verunsicherungen von Männlichkeit zur Verfügung: Die homosoziale Gemeinschaft seiner langjährigen männlichen Freunde, in der er sich akzeptiert und anerkannt fühlt. Er wird hier nicht nur als prekär Beschäftigter gese-

hen, sondern auch als Mensch, der in Saus und Braus lebte. Ben Borg versucht, sein derzeitiges prekäres Leben möglichst aus diesem Freundeskreis herauszuhalten:

»Das ist halt so hat viel mit alten Zeiten zu tun und wir treffen uns da immer und sind dann unter uns […] Ja kannst Du jetzt schlecht verstehen […] wir kennen uns ja erst seit seit drei Jahren.«

Dies führt in seiner Paarbeziehung wiederum zum Streit, da es Birthe Bruhns verletzt, wenn sie auch nach drei Jahren Beziehung seine Freunde nicht kennenlernen darf:

Birthe Bruhns: Er ist ja hat ja halt so so so Männerfreundschaften […] Das ist ja ja das ist so ein bisschen weiß ich so 'n bisschen was ich so so ein bisschen also so doof finde, weil das hab' ich Dir
[aber auch schon öfter gesagt
Ben Borg: [Ja ich weiß.

Zusammenfassend haben Ben Borg und Birthe Bruhns, wie gezeigt, einen offensiven Umgang mit seinem geringeren Einkommen und verschleiern es nicht. In dem geringen Einkommen drückt sich für Ben Borg seine gescheiterte Ernährermännlichkeit aus, die er mit Verweis auf seine Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit zu rechtfertigen versucht. Für Birthe Bruhns müsste er dies gar nicht und sie entlastet ihn dadurch. In der homosozialen Gemeinschaft seiner Freunde unternimmt er, so eine mögliche Deutung, unter anderem den Versuch, männliche Anerkennungsdefizite zu kompensieren, was im Paar zum Streit führt, da Birthe Bruhns sich ausgeschlossen fühlt.

8.2.3 Kein Geld, keine Partnerin, große Bitterkeit: Oliver Oswald

Oliver Oswald ist traurig und frustriert, keine Partnerin gefunden zu haben, was er auf die Ansprüche von Frauen an potentielle Partner zurückführt, eine Familie ernähren zu können und viel Geld zu verdienen. Auch Oliver Oswald ist stark an einem männlichen Normalarbeitsverhältnis orientiert und hätte gerne eine Familie gegründet. In seiner Wahrnehmung ist er aber aufgrund seiner prekären Erwerbsbiografie als männlicher Familienernährer gescheitert (siehe Kapitel 4.1.1 und 7.3.1). Es ist für ihn »bitter«, dass sich sein immerwährendes Bemühen nicht in eine entfristete und existenzsichernde Beschäftigung übersetzt. Als weiteres Anerkennungsdefizit erfährt er es, auf seiner derzeitigen Stelle immer noch zu wenig Geld zu verdienen, um eine

Familie zu ernähren. Nichts ersehnt er aber mehr als eine Partnerin und Kinder – im Zweifelsfall wäre ihm eine »Traumpartnerin« sogar noch wichtiger als ein »Traumjob«.

Die Ursachen dafür, dass er keine Lebenspartnerin finden und die wenigen Beziehungen, die er hatte, nicht auf Dauer stellen konnte, macht Oliver Oswald in aller erster Linie in den Erwartungen anderer aus: Die Gesellschaft und besonders Frauen erwarten ihm zufolge, dass ein (Ehe-)Mann einen sicheren und gut bezahlten Job haben müsse, mit dem er Status und Ansehen generieren und eine Familie ernähren könne. Nach Oliver Oswalds Einschätzung hätten sich viele Menschen und insbesondere alle Frauen, die ihn als potentielle Partnerin interessiert hätten, von ihm abgewendet, sobald sie von seiner prekären Beschäftigungssituation erfahren hätten. Gleichzeitig betont Oliver Oswald immer wieder nachdrücklich, dass ihm und generell andere Werte viel wichtiger seien als Erwerbsarbeit und ein hohes Einkommen. Weiter kritisiert er die erwerbszentrierte Gesellschaft und deren Geldfokussierung sehr stark. Er bedauert,

> »dass dann irgendwie mit Arbeit und und dem damit verbundenen Geld ein Bereich so hoch gehängt wird, wenn es darum geht, möcht ich Kontakt zu einem Menschen? Möcht ich den vielleicht sogar nicht nur mental, sondern auch körperlich? Ah dann bin ich der Meinung, sollten ganz viele andere Dinge doch irgendwie wichtiger sein und das frustriert mich irgendwie schon, dass ich so oft die Erfahrung machen musste, ahm dass eben viele Menschen andere Prioritäten setzen oder andere Wertmaßstäbe ahm haben oder in den Vordergrund stellen.«

Seine Partnerinnenlosigkeit macht ihm sehr zu schaffen und die Traurigkeit und Bitterkeit darüber durchziehen das gesamte Interview. Er scheint eine Defizitorientierung entwickelt zu haben und seine prekäre Erwerbslage als Ursache für sein Scheitern auch in der Liebe auszumachen.

Zwischenfazit

Wir haben dargelegt, wie Männer, die sich an einer Ernährermännlichkeit orientieren und keine Sorgeverantwortung tragen, ihr geringes Einkommen deuten. Anders als bei Oliver Oswald resultiert bei Anton Alsdorf und Ben Borg aus ihrem geringen Einkommen noch nicht die Wahrnehmung, als Ernährer komplett gescheitert zu sein. Dies liegt, so unsere Deutung, an ihren Paarbeziehungen und Vergleichsfolien: Anton Alsdorf vergleicht sich nicht mit Männern, die mehr Geld verdienen als er, sondern mit anderen »Junggesellen« und seiner Partnerin. Für ihn wird sein geringes Einkommen

nicht zum Konflikt, da es für ihn alleine reicht, er nicht vom Sozialstaat abhängig ist und er sogar für seine Partnerin und ihre Kinder gelegentlich mitbezahlen kann. Für Ben Borg ist sein geringes Einkommen durchaus Ausdruck dessen, dass er keine Ernährermännlichkeit realisieren kann. Er rechtfertigt dies aber vor sich mit Verweis auf seine Ehrlichkeit. In seiner Paarbeziehung wird nur sein Umgang mit Geld zum Konflikt, nicht aber die Nichterfüllung der männlichen Ernährerrolle. Seine Partnerin erwartet kein höheres Einkommen und nimmt ihn damit aus der (von ihm wahrgenommenen) Pflicht.

Oliver Oswald erlebt sich als gescheiterter Ernährer und (Ehe-)Partner, worüber er verbittert ist. Hierbei gibt er aber nicht sich selbst, sondern den Umständen sowie den in seiner Wahrnehmung grundfalschen Erwartungen von Frauen die Schuld für sein Scheitern: Er wäre sehr gerne männlicher Ernährer und habe auch alles dafür getan, er finde aber keine sichere und gute bezahlte Beschäftigung. In seiner Überzeugung ist es sein prekärer Erwerbsverlauf, der Frauen abschrecke und somit eine Paarbildung und Familiengründung verhindert habe.

8.3 Prekäre Ernährermännlichkeit und (verhinderte) Hinwendung zu Sorge

In den bisher präsentierten Fällen spielte die Sorge für andere kaum eine oder keine Rolle, halten sich doch hier die Männer entweder in der Erziehung und Betreuung der Kinder mit ihrer Partnerin einvernehmlich (Poturica) oder nicht einvernehmlich (Melchior) zurück oder haben keine Kinder (Alsdorf, Bruhns, Oswald). Wir möchten nun einen Faden aus der Einleitung aufnehmen: Kann Sorge als orientierende Vorstellung an Bedeutung gewinnen und womöglich auch in der Praxis handlungsleitend werden, wenn keine männliche Ernährerrolle realisiert wird? Falls ja, was würde dies für Männlichkeitskonzepte bedeuten? Wenn man zwischen der Ebene der Orientierung und der Praxis unterscheidet, wird Sorge dann nur als orientierende Idee in das Männlichkeitskonzept integriert? Oder wird sie darüber hinaus auch in der Praxis als Handlungsorientierung umgesetzt? Zeigt sich dann eine grundsätzliche Neuorientierung für Männlichkeit, die mit einer Abkehr von männlichen Dominanz- und Herrschaftsansprüchen und mit Sorge in Verbindung stehenden Haltungen, Werten und Praktiken einherge-

hen, wie Elliot (2016) dies für das Konzept der *caring maculinities*[60] (»Fürsorgemännlichkeit«) auf Ebene der Orientierungen formuliert und wir zudem auf Ebene der konkreten Praxis ausweiten?

Angestrebte Fürsorgemännlichkeit versus »maternal gatekeeping«: Nils und Nina Novic

Am Beispiel des Falles von Nina und Nils Novic zeigen wir, wie Sorge für Kinder in einem männlichen Selbstkonzept orientierend wirken, dies jedoch im Paar zu Konflikten führen kann. Nina und Nils Novic erwarten zum Zeitpunkt des Interviews ihr zweites Kind. Nina Novic ist als Pflegerin in Teilzeit beschäftigt und steht kurz vor dem Mutterschutz. Nils Novic ist gelernter Speditionskaufmann, arbeitet aber aus Familiengründen zum Zeitpunkt des Interviews in Vollzeit als Aushilfskraft in der Gartenpflege.

Nils Novic arbeitete sehr gern in seinem Ausbildungsberuf, auch die langen Arbeitszeiten stellte er früher nicht infrage: »Also früher hab' ich ja eigentlich hauptsächlich nur gearbeitet, da war das ja aber eigentlich, das war okay«. Seit Nils Novic Vater geworden ist, haben sich allerdings seine »Prioritäten« verschoben, er möchte nun möglichst viel Zeit mit seiner Familie verbringen und kann sich nicht mehr vorstellen, nur zu arbeiten, »insbesondere jetzt mit meiner Frau und der Kleinen nicht, das geht nicht.« Nils Novic faszinieren die Entwicklungsschritte der Tochter und er fühlt sich als Vater privilegiert, diese miterleben zu dürfen:

> »Und ich hab' da Sachen mitbekommen, das wünschen sich wahrscheinlich 95 Prozent aller Väter, dass sie das einfach mal […] mitkriegen, was da so ein Kind für Entwicklungen mit macht und wie schnell das […] geht, also das ist ja, ist ja Wahnsinn.«

Nils Novic freut sich auch sehr auf das zweite Kind und könnte sich vorstellen, noch ein weiteres zu bekommen. Als es vor einem Jahr in seinem Betrieb zu einem Leitungswechsel kam und ihm Einkommenseinbußen angedroht wurden, kündigte er kurzentschlossen und war ein halbes Jahr arbeitslos – eine Zeit, auf die er mit ambivalenten Gefühlen zurückblickt:

> »Das war natürlich schon erst mal ein ziemlich ziemlich kräftiger Dämpfer. Wobei ich auf der anderen Seite auch sagen muss von wegen ähm obwohl wir deutlich weniger Geld hatten, war's trotzdem ähm schön, dass ich mehr Zeit für die Kleine hatte.«

60 Nach Karla Elliot (2016: 240) umfassen *caring masculinities* »masculine identities that reject domination and its associated traits and embrace values of care such as positive emotion, interdependence, and relationality«.

Im Nachhinein ist sich Nils Novic sicher, dass es richtig war, seinen Beruf aufgegeben und gekündigt zu haben. Er hätte sonst seine Ehe und Familie riskiert, »weil das einfach zu abartige Arbeitszeiten sind«. In seinem Umfeld stößt er aber auf wenig Verständnis: »Man wird halt schon ein bisschen komisch angeguckt, wenn man dann länger als zwei Wochen zu Hause ist«. Wenig Verständnis hat auch seine Partnerin, die seine Arbeitslosigkeit mit häufigem Streit erinnert. Nina Novic wird in dieser Zeit zur Familienernährerin, was ihren Vorstellungen stark widerspricht. Sie arbeitet zwar sehr gerne in ihrem Beruf und kann sich nicht vorstellen, eine längere Zeit nur zu Hause zu bleiben:

»Ich wollt ja unbedingt jetzt auch […] wieder arbeiten gehen, weil ich so auch n bisschen was für MICH haben wollte […] ich wollt jetzt nicht nur Mama sein.«

Aber das Haupteinkommen für die Familie soll Nils Novic erzielen. Sie knüpft ihre zweite Schwangerschaft an die Bedingung, dass Nils Novic »halt guckt, dass auf jeden Fall irgendwie Geld reinkommt«. Nils Novic findet eine befristete Beschäftigung als Aushilfskraft in der Gartenpflege. Dort verdient er deutlich weniger und die Tätigkeit ist körperlich anstrengend. Er beklagt dies aber nicht und auch nicht, dass er nun weniger Verantwortung und eine weniger prestigereiche Tätigkeit hat. Im Vergleich zu seiner früheren Tätigkeit als Speditionskaufmann sei die Gartenpflege trotz allem »eine deutliche Verbesserung«, da, so die Deutung, heute das einzige Kriterium für ihn die Vereinbarkeit von Erwerbsarbeit und Familie ist. Seit er Vater wurde, hat für ihn Erwerbsarbeit stark an Bedeutung verloren. Es scheint, als würde er auch gerne Vollzeitvater sein:

»Ich will nicht sagen, mich ärgert's, dass ich morgens zur Arbeit muss, aber man möchte doch schon eigentlich lieber zu Hause bleiben.«

Seine Frau erwartet allerdings von ihm, Geld zu verdienen, und auch er ist sich der Notwendigkeit dessen bewusst. Daher geht er zwar einer Erwerbstätigkeit nach, will danach aber möglichst schnell zu seiner Familie und mit ihr Zeit verbringen: »man möchte einfach direkt nach Hause, man möchte zu seiner Frau, man möchte zu seinem Kind«.

Bei Nils Novic findet sich also eine deutliche Prioritätenverschiebung: Er will sich heute (auch) als Vater verwirklichen und für seine Familie da sein. Darin wird er aber von seiner Ehefrau eingeschränkt, die ihn im Paarinterview regelmäßig daran erinnert, dass seine Verantwortung nicht in der Erziehung der Kinder liegt, sondern er das Geld verdienen soll.

Diese Strategie von Müttern wird als *maternal gatekeeping*[61] bezeichnet (Allen/Hawkins 1999; Peukert 2015; Aunkofer/Wimbauer/Neumann et al. 2019).

Nils Novic stellt ihre dominante Sichtweise, nach der er das Geld verdienen solle, nicht offen und grundsätzlich infrage, wie sich auch in der folgenden Interaktion auf die Frage zeigt, ob sie sich vorstellen könnten, dass einer der beiden ganz zu Hause bleibt:

Nina Novic: Also ich würde, glaub ich, nicht daheim bleiben wollen. Ich würd' schon noch ein bisschen arbeiten würd ich schon wollen.
Nils Novic: Keine Ahnung aber es kommt auch drauf an, wer das machen könnte, also wer das
[ganze Geld verdienen
Nina Novic: [Ich mein logischer wär's, genau, weil ich mehr verdien' wie er, dass ich das machen würde, aber so ganz voll arbeiten oder du ganz zu Hause bleiben=
Nils Novic: =näh=
Nina Novic: =es wär' für beide nicht so das das Ding
Nils Novic: nö
Nina Novic: also nö würden wir nicht.

Wie sich hier zeigt, zieht Nils Novic zumindest vorsichtig in Erwägung, zu Hause zu bleiben, verwirft dies Überlegung jedoch, als Nina Novic dies für beide als nicht passend und erstrebenswert darstellt. Er bemüht sich, so unsere Rekonstruktion, intensiv um mehr Verantwortung in der Erziehung, findet aber dafür von ihr keine Anerkennung – im Gegenteil: Nina Novic verweist ihn immer wieder auf seinen, maßgeblich von ihr bestimmten, Platz als männlicher Ernährer. Dabei markiert sie zugleich, dass er diese Rolle schlecht ausführt, da er wenig – und weniger als sie, die doch eigentlich die Zuverdienerin sein will – verdient.

Wer für welche Bereiche zuständig ist und sein darf und wer welche Ansprüche dabei wie gut oder wie schlecht erfüllt, ist zwar kein manifester Streitpunkt, wird aber immer wieder im Interview latent verhandelt und ist als Dissens rekonstruierbar. So auch, als es um die Verteilung der Hausarbeit geht: Nina Novic versucht, sich als Managerin des gemeinsamen Alltags zu

61 Sarah M. Allen und Alan J. Hawkins (1999: 205) definieren *maternal gatekeeping* als »the mother's reluctance to relinquish responsibility for family matters by setting rigid standards, wanting to be ultimately accountable for domestic labor to confirm to others and to herself that she has a valued maternal identity, and expecting that family work is truly a women's domain.«

präsentieren, wogegen sich Nils Novic allerdings wehrt. Er betont, dass er durchaus viel Hausarbeit übernimmt und dabei mitnichten nur auf ihre Anweisungen hin aktiv wird:

Nina Novic:	Also das machst dann machst dann schon, aber so den Auftrag dazu braucht er dann immer ein bisschen ne. Oder
Nils Novic:	Also ich
Nina Novic:	oder er kocht immer
Nils Novic:	[wollt's grad sagen, ich ich koche immer
Nina Novic:	[ich koch zum Beispiel total ungern, das mag ich überhaupt nicht, also er kocht jeden Tag, dafür räum ich dann die Küche danach auf und so also des auf jeden Fall=
Nils Novic:	=genau ich kümmere mich ums Auto
Nina Novic:	genau
Nils Novic:	ich kümmer mich um den Garten, ich kümmere mich um eigentlich fast alles, was hier in der Wohnung irgendwie drangehängt werden soll oder wie auch immer
Nina Novic:	mhmm
Nils Novic:	ich geh immer einkaufen. Also insbesondere die Getränke grad die.
Nina Novic:	Joa.

Wie sich hier rekonstruieren lässt, ist Nina Novic darum bemüht, die Fassade einer geschlechterdifferenten Arbeitsteilung aufrechtzuerhalten. Sie macht damit seine Hausarbeitstätigkeiten unsichtbar, während Nils Novic sie herausstellt. Ähnliches zeigt sich auch an anderen Interviewstellen hinsichtlich Nils Novics Engagement in der Sorge für Kinder: In unserer Interpretation will sie diese nicht sehen und entzieht ihm somit Anerkennung. Sie findet, er soll für die Familie das Geld verdienen, was ihm wiederum in der Gartenpflege nicht gut gelingt und was zumindest als latenter Dissens im Paar durchscheint.

Nils Novics Bemühen, Sorge und auch Hausarbeit in sein Konzept von Männlichkeit zu integrieren und zu praktizieren, erweisen sich, so die Rekonstruktion, als äußerst hindernisreich: Nina Novic erkennt einerseits Nils Novics veränderte Handlungsorientierung an Sorge nicht an und versucht auch, sein Engagement in der Hausarbeit unsichtbar zu machen. Andererseits markiert sie, dass er mit seinem geringen und im Vergleich zu ihr geringeren Einkommen darin scheitert, eine männliche Ernährerrolle zu realisieren, die sie von ihm erwartet. Dieses Dilemma kann Nils Novic nicht auflösen, da er – anders als sie – keinen selbstverständlichen Anspruch auf mehr Engagement in der Sorge hat, den er legitimierweise von seiner Partnerin einfordern könnte.

Doch wie geht Nils Novic mit diesem Dilemma um? Er beginnt, sich in einem Waldverein zu engagieren, was wiederum seine Partnerin verwundert, da er viel abwesend ist, obwohl ihm doch die Zeit mit seinem kleinen Kind und seiner Familie gerade so wichtig ist. Ähnlich wie bei Ben Borg kann die homosoziale Gruppe des Waldvereins als Ort gedeutet werden, an dem Nils Novic versucht, seine männlichen habituellen Verunsicherungen abzufedern.

Zwischenfazit

Der Fall von Nils Novic lässt sich durchaus als Versuch interpretieren, eine männliche *caring masculinity* zu etablieren, da Nils Novic sich von seinem früheren erwerbszentrierten Leben abwendet und Sorge seine zentrale Handlungsorientierung wird. Wie sich zeigt, ist es aber für die praktische Umsetzung dieser Männlichkeitsorientierung zentral, ob eine fürsorgliche Männlichkeit im Paar Anerkennung findet oder nicht. Nina Novic zollt ihrem Partner keine Anerkennung für diesen Versuch und macht sein Engagement sogar unsichtbar; sie sieht in ihm zudem nicht den fürsorglichen Vater, sondern den gescheiterten Familienernährer. Hierbei unterstützen gesellschaftlich überkommene geschlechterdifferenzierende Normen in den paarinternen Aushandlungen von Arbeitsteilung und von Anerkennung Nina Novics Wunsch nach einem modernisierten Ernährermodell und ihrer Sorgezuständigkeit. Zugleich lassen sie sich als Barrieren für das Ausüben, die Sichtbarkeit und die paarinterne Anerkennung von männlicher Sorgearbeit rekonstruieren.

8.4 Jenseits von Erwerbsarbeit – jenseits von Männlichkeit?

Im Folgenden thematisieren wir, was im Rahmen einer industriegesellschaftlichen Männlichkeit nur kaum denkbar ist: Fälle, in denen zwischen Männlichkeit und Erwerbsarbeit keine enge Verknüpfung besteht. Eine wichtige männlichkeitssoziologische Frage angesichts der Prekarisierung von Erwerbsarbeit lautet: Verliert Männlichkeit an Bedeutung oder zeigen sich alternative Männlichkeiten?[62] Wir führen aus, wie in Theo Tettlers Selbstkonzept

62 Während wir mit diesem Konzept Männlichkeiten jenseits der männlichen Ernährerrolle aufspüren wollen, steht die alternative Männlichkeit in der Literatur häufig für ein

(8.4.1) die Sorge für ein Kind sehr bedeutsam und Männlichkeit irrelevant wird, er aber als Vater mit vergeschlechtlichten Erwartungen des Jobcenters konfrontiert wird. In zwei weiteren Exempeln verliert Männlichkeit im Kontext einer von uns so genannten »beruflichen Nichtanerkennungsresistenz« weiter an Bedeutung. Wir zeigen, wie Männlichkeit in Walter Wenkes (8.4.2) Selbstkonzept des »Einsiedlers« und in Clemens Caspars (8.4.3) Konzept des »Eigenbrötlers« für sie wenig bis irrelevant wird, diese Konzepte jedoch gesellschaftlich stark männlich konnotiert sind. Auch wenn Männlichkeit für Clemens Caspar wenig bis keine Relevanz hat, wird sie in seiner Paarbeziehung von Bedeutung.

8.4.1 Sorgeorientierung jenseits von Männlichkeit: Theo Tettler

Theo Tettler haben wir in Kapitel 7.3.3 als einen Fall gedeutet, in dem multiple Anerkennungsdefizite zu einem Zustand der Entfremdung und womöglich gar der Depersonalisierung führten. Tettler ist langzeitarbeitslos und verbindet mit Erwerbsarbeit nur Zwang und Fremdbestimmung (siehe Kapitel 4.7). Nach einer traumatischen Erfahrung des Kindesentzugs durch das Jugendamt sieht er sich und seine Tochter von einem staatlichen Zwangssystems bedroht, das Kinder aus Familien hole, um besser die gesellschaftliche Erwerbsarbeitszentrierung umzusetzen. Der Schutz seiner Tochter und die Sorge für sie sind seine zentrale Handlungsorientierung.

Da Theo Tettler mit seiner Tochter weitgehend isoliert lebt, ist er weder in homosoziale Gemeinschaften, andere Freundschaften oder soziale Beziehungen eingebunden. Von den Frauen, die er in einem Verband für Alleinerziehende kennenlernt, distanziert er sich, da er bei ihnen eine Komplizenschaft zu dem staatlichen Zwangssystem sieht. In unserer Rekonstruktion grenzt er sich nicht von ihnen ab, um Männlichkeit zu markieren, sondern hält vielmehr ihre Handlungsweise (Erwerbsarbeit) und ihre politischen Forderungen (mehr Kinderbetreuungseinrichtungen) für falsch und als für ihn gefährlich. Daher stellt auch seine Elternschaft für ihn kein Medium zur Vergemeinschaftung mit anderen Eltern dar.

Männlichkeitskonzept, für das Sorge zentral ist (Buschmeyer/Lengersdorf 2016). Wieder anders verwendet wird dieses Konzept von Koppetsch und Speck (2015), die eine alternative Männlichkeit mit der von ihnen rekonstruierten Strategie der Coolness verknüpfen (siehe Kapitel 2.2.4).

In seiner Isolation, Entfremdung und womöglich Depersonalisierung erscheint Männlichkeit in seinem Selbstkonzept also als nicht existent. Auch seine Sorgeorientierung kann weniger als Versuch des Neuentwurfs einer *caring masculinity* gelesen werden, wie bei Nils Novic. Vielmehr scheint in seiner Sorgeorientierung Männlichkeit keine Rolle zu spielen.

Während in seinem Selbstkonzept Männlichkeit wenig Bedeutung zu haben scheint, wird Männlichkeit jedoch von außen an ihn in Form vergeschlechtlichter Annahmen und Erwartungen herangetragen. Diese kritisiert er vehement. Wie wir in Kapitel 7 ausgeführt haben, erwartet das Jobcenter von ihm, eine Vollzeitbeschäftigung anzunehmen, obwohl er ein Kind betreut. Aus großer Angst vor einem Entzug der Tochter will Theo Tettler gute Sorge für seine Tochter leisten, was für ihn unvereinbar mit einer Vollzeittätigkeit ist. Während alleinerziehende Frauen in seiner Wahrnehmung mehr Verständnis und Freiräume vom Jobcenter erhalten, werde seine Sorgeverpflichtung als alleinerziehender Mann weder vom Jobcenter berücksichtigt, noch könne er als Mann eine Teilzeitstelle finden.

In den folgenden Fällen spielt nicht nur Erwerbsarbeit keine Rolle für das Männlichkeitskonzept, auch Sorge stellt keine Handlungsorientierung dar. Welche Bedeutung kommt Männlichkeit also überhaupt in diesen Fällen zu? Ein Schlüssel zum Verständnis dieser Frage besteht zunächst in der bereits erwähnten beruflichen Nichtanerkennungsresistenz von Walter Wenke (siehe Kapitel 7.1.3) und Clemens Caspar (siehe Kapitel 6.3.1). Beide orientieren sich nicht an einer männlichen Ernährerrolle, Clemens Caspar stand sie niemals zu Verfügung und er strebte sie nicht an.

8.4.2 Der (nicht-)männliche »Einsiedler«: Walter Wenke

Walter Wenke brach bewusst mit seinem früheren Leben, in dem er zwar eine rasante berufliche Karriere gemacht und viel verdient, sich aber zunehmend von sich selbst entfremdet hat (siehe Kapitel 4.8). Fortan sind »Autonomie«, »Selbstbefreundung« und »Selbstverwirklichung« seine zentrale Orientierung, wozu er vor allem Zeit und Muße für sich selbst braucht (siehe Kapitel 7.1.3). Er versteht sich als »Einsiedler« und übt sich in einem im Vergleich zu seinem früheren Leben asketischen Lebensstil. Zwar wünscht er sich durchaus »Gleichgesinnte« und eine Paarbeziehung. Da er aber vor allem mit seiner Selbstwerdung beschäftigt ist, hat für ihn diese Suche eine nachrangige Bedeutung.

Steht der Fall Walter Wenke also für eine alternative Männlichkeit, in der weder Erwerbsarbeit noch die Sorge für Andere zentrale Sinn- und Handlungsorientierungen bilden? In seiner frei gewählten Isoliertheit und Selbstbezogenheit sind weder kompetitive homosoziale Gemeinschaften noch Beziehungen zu oder Abgrenzungsversuche gegenüber Frauen zentrale Bezugsgrößen. Er stellt auch keine anderen manifesten vergeschlechtlichten Bezüge im Interview her. Demzufolge schließen wir, dass Männlichkeit in Walter Wenkes Selbstkonzept keine besondere Rolle spielt.

Allerdings muss die Selbstbezogenheit von Walter Wenke als unter anderem männliches Privileg gedeutet werden, da diese ihm nur möglich ist, weil er keine Sorgeverantwortung trägt, er finanziell abgesichert ist, er jung, gesund und dementsprechend selbst nicht auf Sorge angewiesen ist (ausführlich siehe Kapitel 7.1.3; zu seiner Selbstsorge Kapitel 10.2.1). Diese Vorstellung eines autonomen, bindungslosen Subjekts von Walter Wenke, das nicht durch wechselseitige Anerkennung konstituiert ist, sondern dessen Selbstwerdung aus sich selbst heraus generiert wurde, stellt ein zutiefst »modernes« Konzept dar. Dieses wird zwar manifest geschlechtslos imaginiert, ist aber latent zutiefst vergeschlechtlicht und männlich konnotiert.

8.4.3 Eine alternative »Eigenbrötler«-Männlichkeit: Clemens Caspar

Clemens Caspar ist weder sozial isoliert wie Theo Tettler noch ist er, anders als Walter Wenke, ein vorwiegend mit seiner Selbstwerdung befasster »Einsiedler«. Dies liegt auch daran, dass er Familie hat (siehe Kapitel 6.3.1) und am liebsten gemeinsam mit Freund*innen Naturschutzprojekte realisiert. Clemens Caspar wird aber von seinem Umfeld als eigensinnig und in seinen Tätigkeiten als selbstbezogen bezeichnet, wie Caroline Christiansen ausführt:

»Deine Oma hat gesagt, du bist ein Eigenbrötler und sie wundert sich schon sehr, dass du eine Frau gefunden hast (beide lachen).«

Das Paar kann über die große Verwunderung von Clemens Caspars Großmutter lachen, dass es eine Frau mit ihm als »Eigenbrötler« aushalte. Dabei ist es, so eine Deutung, gerade Clemens Caspars Unkonventionalität auch mit Blick auf Geschlechter- und Männlichkeitsnormen, die Caroline Christiansen an ihm schätzt und ihn für sie interessant macht. Zwar übernimmt er, so eine Interpretation, keine Ernährerrolle, aber er agiert auch keine ge-

schlechterdifferente Arbeitsteilung und grundsätzliche Abwertung von als weiblich konnotierten Tätigkeiten aus. Dies zeigt sich etwa in einer Erinnerung von ihr, wie sie mit Clemens Caspar ein Fest im Dorf ihrer Familie besuchte und sie am nächsten Morgen gemeinsam zum Aufräumen erschienen:

»Am nächsten Morgen musste das Vereinsheim wieder aufgeräumt werden. So und das war vollkommen klar, die Männer standen draußen, haben die Reste vom Abend weitergesoffen. Die Frauen putzten und putzten und putzten sogar das Herrenklo ne, und er hat dann geholfen und dann angefangen zu wischen. Sie waren außer sich, also so was hatten sie noch NIE erlebt. Die Frauen waren fassungslos, die Männer haben gedacht oh nee der versaut hier echt alles so.«

Caroline Christiansen präsentiert mit Stolz, dass sie – anders als die Dorfbewohner*innen in ihrem Heimatdorf – kein traditionelles Paar sind und ihr Partner im Vergleich zu diesen einen unkonventionellen Mann darstellt, der sich ohne Probleme weiblich konnotierten Putztätigkeiten widmet.

Auch an der Kinderbetreuung und Sorge hat er sich in den ersten zwei bis drei Jahren, als die Kinder noch nicht im Hort waren, weitestgehend gleich viel beteiligt, zumal er damals kaum erwerbstätig war und auch Caroline Christiansen anfangs nur in Teilzeit arbeitete. Seine Ablehnung von Erwerbsarbeit schuf damals also, so eine Deutung, durchaus Raum für eine egalitäre Arbeitsteilung. Caroline Christiansen erzählt über die Kinderfürsorge zu der Zeit:

»Na die ersten Jahre war also hat Clemens ja relativ wenig gearbeitet. Und ich hab' ja auch nicht voll gearbeitet. Also insofern hat sich das ja hat sich das so die die Waage gehalten.«

Damals wäre für Clemens Caspar – anders als für Caroline Christiansen – auch die Beendigung der Erwerbstätigkeit (die Clemens Caspar allemal als nicht erstrebenswert betrachtet) und die alleinige Übernahme der Hausarbeit und Sorge für Kinder vorstellbar gewesen:

Clemens Caspar: Na ja, ich sag mal, konnt' ich mir früher vorstellen. Also hätt' ich mir durchaus vorstellen können.
Interviewer*in: [Als die Kinder klein waren?
Clemens Caspar: [Jetzt nicht mehr. Als die Kinder klein waren, genau. Und jetzt nicht mehr, seit ich das Café hab', nicht mehr. Weil das ist schon das hat jetzt doch ist was anderes.

Wie wird Männlichkeit also im Fall von Clemens Caspar relevant? Während in Clemens Caspars Selbstkonzept Männlichkeit wenig explizite Bedeutung zu erhalten scheint, wird sie, so die Rekonstruktion, in seiner Paarbeziehung

durchaus relevant. Das Paar Christiansen und Caspar ist gemeinsam daran beteiligt, eine zur männlichen Ernährerrolle alternative Männlichkeit aufrechtzuerhalten. Die Unterstützung seiner Konstruktion beruht, so eine Deutung, bei Caroline Christiansen auf der Wertschätzung seines »Eigenbrötler«-Seins und nicht zuletzt seiner generellen, aber auch geschlechterrollenbezogenen Unkonventionalität: Er hilft beim Aufräumen und Putzen des Klos und er beteiligte sich zumindest früher an kinderbezogenen Sorgetätigkeiten, die ihm durchaus als Alternative zu einer von ihm generell nicht angestrebten, fremdbestimmten Erwerbsarbeit attraktiv erschienen. Männlichkeit ist hier insgesamt also nicht obsolet, vielmehr markiert Clemens Caspar eine Alternative zur Ernährermännlichkeit, bei der Erwerbsarbeit keine Rolle spielt – was wiederum mit seiner beruflichen Nichtanerkennungsresistenz einher geht. Sorge war in seiner Männlichkeitskonzeption früher als Orientierung und als Praxis durchaus angelegt, ist aber im Laufe der Zeit der individuellen Selbstverwirklichung von Clemens Caspar in seinem Café und seinen Naturschutzvereinen gewichen. Ökonomisch möglich wird dies durch Caroline Christiansens Familienernährerinnentätigkeit, die Clemens Caspar als ihre Persönlichkeitseigenschaft essentialisiert, dadurch unsichtbar macht und sich einer verbalen oder praktischen Anerkennungs- oder Unterstützungsgegenleistung entziehen kann.

Diese alternative Männlichkeit erweist sich damit in der Paarbeziehung als ambivalent (siehe Kapitel 6.3.1): Einerseits umfasst sie die von Caroline Christiansen geschätzte Unkonventionalität. Andererseits stabilisiert sie Clemens Caspars Position in der Paarbeziehung und legitimiert sein fehlendes Einkommen. Sie ummantelt die geschlechterdifferenzierenden Ungleichheiten im Paar, da ihre Mehrfachbelastung hinter seiner alternativen Männlichkeit unsichtbar werden, woran auch Caroline Christiansen stützend beteiligt ist. Denn indem sie – so eine Deutung – Clemens Caspar in ihrer Erzählung als einen emanzipierten Partner darstellt, der sich von ihrer geschlechtertraditionellen Familie abhebt, verdeckt sie ihre zumindest derzeitige Alleinverantwortung für den Haushalt, das Einkommen und die Familie. Darüber hinaus macht sie ihre multiplen Belastungen klein, die sie an anderen Stellen aber durchaus kritisch ausführt.

Zwischenfazit

Die eben präsentierten Fälle zeigten, dass überkommene Bestandteile einer industriegesellschaftlichen Männlichkeit durchaus in den Selbstkonzep-

ten an Bedeutung verlieren können. Vor dem Hintergrund seiner Isolation, Entfremdung, Depression und womöglich gar Depersonalisierung scheint Männlichkeit bei Theo Tettler als nicht relevant. Gleiches gilt für Walter Wenke und Clemens Caspar, die sich zudem durch eine mehr oder weniger ausgeprägte berufliche Nichtanerkennungsresistenz auszeichnen. Wenn sowohl Erwerbsarbeit als auch ein expliziter Bezug auf Männlichkeit in den Selbstkonzepten an Bedeutung verlieren, bedeutet dies aber nicht, dass die Kategorie Männlichkeit in diesen Fällen obsolet wird. So lässt sich Walter Wenkes Leitidee der monadischen, autonomen und bindungslosen Subjektwerdung als zutiefst vergeschlechtlicht – konkret als männlich – rekonstruieren. Theo Tettler wird im Jobcenter als Mann ohne Sorgeverpflichtungen adressiert und mit der Erwartung konfrontiert, vollzeiterwerbstätig zu sein. Ist die Vereinbarkeit von Sorge und Erwerbsarbeit schon für alleinerziehende Frauen häufig nur schwer realisierbar, scheint sie für alleinerziehende Männer bisweilen nicht einmal als problematisches Faktum an/erkannt zu werden. Bei Clemens Caspar mag Männlichkeit in seinem Selbstkonzept wenig relevant sein, seine Männlichkeit wird aber in seiner Paarbeziehung bedeutsam, da Caroline Christiansen in der Deutung ihn dafür schätzt, dass er sich von ihr bekannten Ernährermännlichkeiten abhebt und er in ihrer Wahrnehmung für eine alternative Männlichkeit steht.

Die Fälle von Walter Wenke und Clemens Caspar zeigen schließlich, wie es Männern gelingen kann, die Nichterfüllung einer Ernährermännlichkeit nicht als Scheitern zu erleben und eine »berufliche Nichtanerkennungsresistenz« auszubilden. Letztere bewahrt ganz offensichtlich diejenigen, die eine solche aufweisen, vor verbreiteten, bisweilen recht schmerzhaften und destruktiven Erfahrungen erwerbsseitiger Anerkennungsdefizite. Aber auch hier werden Ambivalenzen deutlich, da die berufliche Nichtanerkennungsresistenz und die damit einhergehende Geringschätzung erwerbsseitigen Lobes oder Tadels zumindest in den beiden präsentierten Fällen auch von einer großen Selbstbezogenheit begleitet wird. Diese drückt sich in den Konzepten des »Einsiedlers« und des »Eigenbrötlers« aus und transportiert immer auch eine gewisse intersubjektive Ignoranz. Diese führt bei Clemens Caspar dazu, dass er die Verantwortung für die Kinder, die Sorge (*Care*) und den Haushalt an seine Partnerin auslagert, unsichtbar macht und nicht anerkennt, während sie bei Walter Wenke in der Vorstellung eines für-/sorgelosen, selbstzentrierten Monadendaseins gipfelt.

9. Sozialstaatliche und gesellschaftliche Nicht-/Anerkennung

Wie fühlen sich die prekär Beschäftigten mit Blick auf den Sozialstaat – im Sinne der Honneth'schen dritten Anerkennungssphäre Recht/Sozialstaat – anerkannt oder nicht anerkannt? Dies ist zwar nicht unser Hauptfokus und wurde schon andernorts aufgegriffen (etwa Dörre et al. 2013; siehe Kapitel 2). Die Frage nach Nicht-/Anerkennungserfahrungen im Lebenszusammenhang bliebe aber ohne die sozialstaatlich-gesellschaftliche Dimension unvollständig. Wir richten daher unsere Aufmerksamkeit nun knapp und explizit auf die Frage, wie sich die prekär Beschäftigten »vom Sozialstaat und gesellschaftlich anerkannt fühlen«. Wir haben diese Fragen bewusst so offen gestellt und alle Befragten griffen sie direkt auf. Meist bezogen die Befragten sich auf Ausschnitte des gesamten Sozialstaates, auf für sie konkret relevante sozialstaatliche, arbeitsmarkt- oder familienpolitische Regelungen und auf positive oder, deutlich häufiger, negative Erfahrungen im Kontext sozialstaatlicher Leistungsbezüge. Leistungen der Grundsicherung, vor allem ALG II (Stichwort »Hartz IV«), aber auch Wohngeld und aufstockende Leistungen, werden von vielen Betroffenen zwischen »ganz schlimm« und »absolut demütigend« wahrgenommen. Es wurden zudem die Gesellschaft, das Erziehungssystem, das Erwerbssystem oder spezifische Bevölkerungsgruppen wie Frauen oder alleinerziehende Frauen (als vermeintliche Repräsentantinnen eines staatlichen Erwerbszwangs) adressiert.[63] Wir konnten auch generelle Ungerechtigkeitserfahrungen ohne eindeutige*n Adressat*in rekonstruieren, vor allem wenn es um als bedroht wahrgenommene Respektabilität ging. Bei nahezu allen fanden sich Ungerechtigkeitserfahrungen. Es zeigten sich Unterschiede je nachdem, ob die Befragten angesichts erlebter Anerkennungsdefizite in einen mehr oder weniger erfolgreichen (nach außen gerichteten oder innerlichen) »Kampf um Anerkennung« (Honneth 1992) traten oder die Anerkennungsdefizite sozusagen kampflos oder resigniert hinnahmen.

63 Da dies bisweilen etwas verschwörungstheoretisch anmutet, geben wir dies nur kursorisch wieder.

Alle Befragten (außer eine Person) empfinden den Leistungsbezug nicht als angenehm und viele lehnen eine Abhängigkeit vom Sozialstaat ab (siehe Kapitel 4.4). Wie Kapitel 4 ist auch dieses Kapitel entlang des Spektrums von positiven zu negativen Anerkennungserfahrungen sortiert: Wir beginnen mit positiven Aspekten und Erfahrungen der Anerkennung (siehe Kapitel 9.1). Verschiedentlich lassen sich ambivalente Erfahrungen rekonstruieren (siehe Kapitel 9.2) sowie negative Aspekte, Anerkennungsdefizite und Erfahrungen der Missachtung (siehe Kapitel 9.3).

9.1 Sozialstaatliche Anerkennung und positive Einschätzung des Sozialstaates

Die Frage nach Anerkennung vom Sozialstaat beantwortet fast niemand zuerst positiv. Dies mag daran liegen, dass Selbstverständlichkeiten und gut Funktionierendes meist weniger Aufmerksamkeit erhalten als negative Erlebnisse, Erfahrungen der Ungerechtigkeit und fehlender Anerkennung. Entsprechend nehmen die Erzählungen von belastenden oder als ungerecht empfundenen Erlebnissen, die sich bei nahezu allen finden lassen, mehr Raum ein. Viele Befragte äußern sich aber im Laufe der Interviews positiv über sozialstaatliche Errungenschaften.

Walter Wenke konzediert zwar Sozialleistungskürzungen, aber er bricht eine Lanze für den hiesigen Sozialstaat und dessen hohes Niveau im internationalen und globalen Vergleich:

»Klar, es wird alles weniger sozial, Gürtel werden enger geschnallt und blabla. Aber ganz ehrlich, auch wenn's schlimmer wird, geht's uns hier noch DERMASSEN gut. Wenn ich denke, wie es in den USA aussieht oder Dritte Welt […] dann sieht man, wie gut es uns hier in Deutschland geht.«

Die Daubs fühlten sich von den Ämtern »relativ gut behandelt«, als sie sich arbeitslos meldeten. In Dana Daubs Wahrnehmung lag dies an ihren Privilegien als Akademikerinnen und daran, nur Hilfen für die Realisierung ihrer Selbstständigkeit gebraucht zu haben:

»Wenn man sagt, man ist Akademikerin und man hat was vor und einen Plan und das vorlegt, […] das ist gut. Also aber ansonsten kann ich mir das, glaub' ich, auch sehr unangenehm vorstellen. Aber ich glaub', […] dass die dann schon auch dachten, okay die haben einen Plan, die sind irgendwann wieder weg und äh haben studiert.«

Auch Veronika Vetters »Erfahrungen waren eigentlich bisher immer gut«. Als ALG I-Bezieherin fühlte sie sich dennoch anfangs nicht wohl, aber ihre Gesundheit ließ ihr keine andere Wahl:

»Als ich das erste Mal arbeitslos war, das war natürlich erst mal puh. Da hat sich ’ne neue Welt aufgetan und also ich war sehr ambivalent ja. Hab’ aber wirklich auch gemerkt, wenn ich weiter auf diesem Gleis bleibe, auf dem ich bin, dann macht’s mich absolut krank ja.«

Aus ihrer Sicht hat sie einen legitimen Anspruch auf ALG I, denn sie habe viele Jahrzehnte hart gearbeitet und möchte weiterhin arbeiten, aber kann dies momentan gesundheitlich nicht (vgl. Kapitel 4). Auch fühlt sich Veronika Vetter nicht schlecht behandelt und schätzt den Sozialstaat sehr:

»Das, was ich erwarten kann, das wird mir gewährt und also in dem Rahmen laufen die Dinge perfekt. Kann ich nicht anders sagen. Also wie gesagt, ich fühl mich nicht gegängelt oder irgendwie unter Druck gesetzt, kontrolliert oder sonst was, überhaupt nicht. Und ja, also insgesamt muss ich sagen, ich weiß es sehr zu schätzen, dass wir in ’nem Staat leben, wo eben diese Infrastrukturen bestehen. Also das ist was, was ich ja einfach auch betonen möchte, immer wieder.«

Mit ihrer optimistischen und handlungsorientierten Art erscheint Veronika Vetter als Prototyp einer Arbeitsmarktbürgerin. Ihre Jobs hat sie sich stets selbst gesucht, die Arbeitsvermittlung nahm dabei keine explizite Rolle ein – Veronika Vetter braucht wahrlich von niemandem zur Arbeitssuche aktiviert zu werden. Veronika Vetter, so unsere Rekonstruktion, geht sogar weit über die perfekte Arbeitsmarktbürgerin hinaus: Sie müsste, so eine Interpretation, von den Sachbearbeiter*innen vielmehr davon abgehalten werden, übereifrig direkt von der Krankenliege auf den nächsten Arbeitsplatz zu springen. Veronika Vetter beginnt ihre Erzählung mit ihrer ersten Arbeitslosigkeit nach ihrer erstmaligen Erkrankung:

»Da war’s ja so, dass ich gekündigt hab’ beziehungsweise ’n Auflösungsvertrag unterschrieben hab’, und da hat die Beraterin auf ’m Arbeitsamt ganz klar gesagt ›Frau Vetter, lassen Sie sich Zeit. Rennen Sie nicht gleich wieder in die nächste Arbeit ja. So wie ich Sie einschätze, muss ich Ihnen da nicht da irgendwie (lacht) Druck machen oder so, sondern ich hab’ bei Ihnen eher das Gefühl, […] Zeit lassen, durchatmen, erst mal gucken, wo wollen Sie überhaupt hin?‹. Fand ich Klasse. […] und jetzt als ich in Hierstadt war, […] da war ich ja grade operiert […] und da hab’ ich dann auch zu meiner Beraterin gesagt: ›Also ganz ehrlich, fit bin ich noch nicht, aber krankschreiben lassen möcht ich mich auch nicht. Ich möcht jetzt einfach die Zeit schon mal nutzen und mich nach Außen orientieren‹. Und dann hat sie auch gesagt, ›Ja klar, wenn Sie merken, das geht nicht, lassen Sie sich krankschreiben ne‹. Also da hab’ ich überhaupt gar keine schlechten Erfahrungen gemacht.«

Für Veronika Vetter und auch für Walter Wenke, so unsere Deutung, ermöglichte der Sozialstaat erst ihre Umorientierung und Emanzipation von der krankmachenden, lebensbedrohenden Fremdbestimmung durch Erwerbsarbeit. Der Sozialstaat dekommodifizierte beide, er befreite sie also von der Marktabhängigkeit, und sicherte ihre Existenz jenseits von Erwerbsarbeit: Beide haben viele Jahre sehr stark die gesellschaftliche Erwerbsarbeits- und Leistungsorientierung internalisiert und gelebt – bis beide gegen ihren damaligen Willen nicht mehr in der Lage waren, zu arbeiten. Beide haben einen radikalen Einstellungswandel durchlebt – Vetter zur spirituellen Lebenskünstlerin, Wenke zum konsumverzichtenden, nach Autonomie strebenden Philosophen – und fühlen sich als gesellschaftliche »Pioniere«. So ist auch Walter Wenke nach einer Gewöhnung an die Arbeitslosigkeit voller Dankbarkeit für den Sozialstaat:

»Am Anfang war ich total verunsichert […] Aber da hab' ich mir gedacht, so Moment mal, du kriegst genug Geld zum Leben, du MUSST nicht arbeiten. Hammer. Also ich fand's super. […] ich bin so dankbar gewesen für diese Zeit […] ich bin dermaßen dankbar, in so 'nem Sozialstaat zu leben.«

Allerdings, so ist zu bemerken, sind neben den Daubs auch Veronika Vetter und Walter Wenke gut qualifiziert, Walter Wenke war zum ersten Mal arbeitslos, Veronika Vetter ist bestens »aktiviert«, beide sind ALG I-Bezieher*innen und beide können den Bezug bald beenden. Die vier stellen damit eine spezifische sozialstaatliche Klientel dar, das bisweilen anders behandelt wird als Bezieher*innen anderer Sozialleistungen, etwa von ALG II, insbesondere im – oft stigmatisierten – Langzeitbezug.

9.2 Ambivalente Kämpfe um Anerkennung

Standen eben positive Bezugnahmen auf den Sozialstaat im Zentrum, thematisieren wir nun Fälle, in denen positive und negative, also ambivalente, Aspekte sozialstaatlicher Anerkennung benannt werden. Verschiedene Befragte deuten den Bezug sozialstaatlicher Leistungen als legitimen Anspruch und kämpfen in Auseinandersetzung mit sozialstaatlichen Akteur*innen um Anerkennung (9.2.1). Sie greifen dabei – mitunter abgrenzend – auf die Figur und das Deutungsmuster des »faulen Arbeitslosen« (vgl. Hirseland/Ramos Lobato 2014) zurück und bringen so auch Kritik am Sozialstaat zum Ausdruck (9.2.2).

9.2.1 Legitime Ansprüche und ambivalente Erfahrungen

Wie Veronika Vetter empfindet es auch Oliver Oswald, der stark an Erwerbsarbeit orientiert ist, als (s)einen legitimen Anspruch, im Bedarfsfall Arbeitslosengeld I zu beziehen:

»Also jeder Pfennig Arbeitslosengeld, den man bekommen hat, für den man ja vorher eingezahlt hat und Ansprüche erworben hat, das find ich, ist 'ne Selbstverständlichkeit. Weil wenn ich irgendwo was einzahle, irgendeinen Anspruch erwerbe und ich dann in die Situation komme, den nutzen zu müssen, muss ich mich dafür nicht schämen, muss ich mich dafür nicht rechtfertigen. Also ahm da gibt's auch gewisse politische Recht Richtungen, die das anders sehen, das find ich aber dann unverschämt.«

Oliver Oswald war immer um Erwerbsarbeit bemüht und gibt sich keine Schuld an seiner Arbeitslosigkeit. Aus seiner Sicht hat er die ihm rechtlich zustehenden sozialstaatlichen Leistungen auch immer nach bestem Wissen und Gewissen verwendet, etwa Überbrückungsgeld:

»Also da hab' ich überhaupt nicht den kleinsten Gewissensbiss ahm, da irgendwie Geld bekommen zu haben. Ich hab' das auch nicht zum Fenster rausgeschmissen, sondern hab' versucht, damit irgendwie was auf die Beine zu stellen. Und dass das dann nicht längerfristig geklappt hat, hat viele Gründe gehabt, aber ich hab' das Geld nicht versoffen, ganz sicher nicht. Und deswegen ja finde ich, ist völlig legitim, wenn Dinge, die der Staat anbietet, auch genutzt werden. Ich find's auch legitim, wenn der Staat das prüft und es nicht jedem hinterherschmeißen will. Das find ich auch okay, aber ahm ich hab' da, was meine persönliche Lebensgeschichte angeht, absolut kein schlechtes Gewissen und man macht das ja nicht aus Jux und Tollerei. Also ich wär' ja schon froh gewesen, wenn ich irgendwie hätte arbeiten können oder wenn ich anders bezahlte Tätigkeiten gehabt hätte.«

Vom Sozialstaat fühlt er sich nicht explizit ungerecht behandelt, aber anders als Veronika Vetter fühlte er sich von seinen Sachbearbeiter*innen auch nicht immer anerkannt. Er führt unterschiedliche Arten der Behandlung auf unterschiedliche Persönlichkeitstypen zurück:

»Ich hab' ja in der Zeit vor der Selbständigkeit noch mal erfolglos versucht, irgendwie 'ne Weiterbildung bezuschusst zu bekommen. Da hab' ich mich natürlich geärgert und die Menschen, mit denen man bei solchen Behörden zu tun hat, sind natürlich unterschiedlich. Da gibt's Leute, die sind verständnisvoll, die sind aufgeschlossen, die sind kommunikativ und die versuchen was im Rahmen ihrer Möglichkeiten zu machen. Und dann gibt's Leute, […] die versuchen, einen in irgendeine Schublade zu tun, […] die mit irgendeinem Paragraphen in Anführungsstrichen gekoppelt ist.«

Von den Behördenmitarbeiter*innen wünscht er sich mehr Zeit für den Einzelfall, nach unserer Deutung also: mehr Anerkennung der höchstpersönlichen Eigenschaften und Besonderheiten der Einzelnen:

»Es wäre natürlich wünschenswert, wenn diese Leute so viel Zeit und so viel Charakter und so viel behördeninternen Rückgrat haben, dass sie sich wirklich mit den einzelnen Menschen, mit den einzelnen Fällen beschäftigen können. Weil je nachdem, mancher bringt aus seinem Beruf irgendwas Spezielles mit, mancher bringt aus seinem sonstigen Leben irgendwas Spezielles mit. Menschen sind einfach sehr unterschiedlich, die Umstände sind einfach sehr verschieden und da jedem Einzelfall gerecht zu werden, ist 'ne superschwere Aufgabe. Das wär' vielleicht schon schön oder wünschenswert, wenn die Mitarbeiter, die letztlich mit den Hilfesuchenden oder Arbeitslosen im Gespräch sind, dafür auch wirklich Zeit und Möglichkeiten noch mehr haben.«

Generell hatte Oliver Oswald aber »überwiegend Glück«, und auch wenn es »nicht immer nur nett« war, habe er »hohen Respekt vor den Leuten, die da irgendwie ahm beruflich tätig sind«.

Sein Ungerechtigkeitsempfinden richtet sich weniger auf Erfahrungen der Nichtanerkennung in konkreten Interaktionen, sondern vielmehr darauf, trotz seiner hohen Erwerbsorientierung lange kein Normalarbeitsverhältnis gefunden zu haben (siehe Kapitel 4.1.1). So würde er sich vom Sozialstaat »als erstes ARBEIT« wünschen, aber er weiß, dass es die nicht gibt:

»Ja aber ich mein, die Menschen, die beim Arbeitsamt arbeiten, die können auch keine Arbeitsplätze schaffen. Das erwarte ich von denen nicht.«

Insgesamt werden also Erfahrungen der Anerkennung wie der Nichtanerkennung durch konkrete sozialstaatliche Akteure deutlich, also Ambivalenzen. Darüber hinaus präsentiert sich Oliver Oswald als rechtschaffener, an Erwerbsarbeit und Meritokratie orientierter Arbeitsmarktbürger, der die Sozialleistungen nicht »versoffen«, sondern bestmöglich eingesetzt habe. Hier bezieht sich Oliver Oswald, so unsere Rekonstruktion, auf das Bild des alkoholkonsumierenden Leistungsbeziehers, also auf die Figur des »faulen Arbeitslosen«, wovon er sich in jedem Falle abgrenzen zu wollen scheint. Anerkennung, so unsere Deutung, strebt er gesellschaftlich für seine Mühen und seine Erwerbsorientierung an – erhält sie aber nicht immer (siehe Kapitel 4.1).

Im Gegensatz zu Oliver Oswald betont Sabine Schomann zuerst Erfahrungen der Nichtanerkennung. Anders als die bisher präsentierten Fälle ist bzw. war sie nicht ALG I-Bezieherin, sondern bezog Leistungen aus der

Grundsicherung. Aus der Zeit ihres letzten ALG II-Bezuges erzählt sie von sozialstaatlichem Druck:

»Bevor ich den [*aktuellen Job*] hatte, hab' ich schon über Monate ganz intensiv auch Bewerbungen geschrieben, mehr so unter Zwang, weil ich mir vom Arbeitsamt ah mich richtig gedrückt und 'n bisschen fertig gemacht haben, so ›du musst jetzt mal und du musst uns so und so viele Bewerbungen pro Monat vorlegen‹.«

Andererseits hat sie auch einige gute Erfahrungen gemacht:

»Ja der letzte Sach Sachbearbeiter, der war total nett. […] der hat mich zwar genervt irgendwie mit mit Bewerbungen, hat aber auch immer wieder gesagt, ›Ich kann doch nicht anders, ich hab' doch auch 'n Chef. Na der will, dass ich das so mache‹. Und der war schon sehr verständnisvoll, weil ich halt gesagt hab', das und das und das würd' ich NIEmals machen, wo andere Sachbearbeiter sagen: ›Interessiert mich nicht, ob Sie da Bock drauf haben oder nicht. Hauptsache, Sie verdienen Geld‹. So war der halt nicht so, der war schon sehr verständnisvoll.«

Allerdings erzählt Sabine Schomann ausführlicher verschiedene negative Erlebnisse und fühlte sich oft in Maßnahmen »gesteckt«, die weder sie noch überhaupt irgendjemand anderen weiterbringen oder helfen würden. Statt als Förderung der Personen und ihrer »Fähigkeiten« empfindet sie die Maßnahmen als »reine Beschäftigungs ah therapie« (siehe Kapitel 11). Der Aspekt des »Förderns« tritt in ihrer Erfahrung also sehr weit hinter den des »Forderns« durch Zwang und Druck zurück. Ihre Wahrnehmung sozialstaatlicher Nicht-/Anerkennung ist damit ambivalent, wobei Erfahrungen der Nichtanerkennung deutlich überwiegen und nur durch das Verständnis eines Sachbearbeiters relativiert werden. Es zeigt sich auch hier, welch wichtige Rolle die jeweilige Persönlichkeit der zuständigen bearbeitenden Person für die konkrete Nicht-/Förderung und Nicht-/Anerkennung spielt – und dass der Förderaspekt ausbaufähig ist.

Wie wichtig die konkrete sachbearbeitende Person ist, zeigt auch der Fall von Anna Aulinger, die in Teilzeit arbeitet und aufstockende Leistungen erhält, da ihr »Gehalt nicht reicht zum Leben«. Anna Aulinger ist einerseits »froh, dass ich da Geld kriege und die Chance habe, mit Kindern kürzer zu arbeiten«. Andererseits findet sie es ziemlich »nervig«, dass sie »alle halbe Jahr wieder 'nen […] Weiterbewilligungsantrag stellen muss«, und sie hat insgesamt mit den Ämtern »sehr unterschiedliche Erfahrungen gemacht«. Im Paarinterview betont Anna Aulinger mehrfach, wie dankbar sie ist, auf die aufstockenden Leistungen zurückgreifen zu können. Sie verletzt aber der »harsche Ton«, in dem die Briefe des Jobcenters an sie adressiert sind und

sie liest in ihnen den Vorwurf, »ungerechtfertigterweise« Leistungen zu beziehen. Sie fühlt sich behandelt »wie ein Verbrecher«, obwohl sie »nichts Unrechtes« mache. In der Rekonstruktion drückt sich darin nicht nur die sozialstaatliche Nichtanerkennung ihrer Erwerbs- und Familienarbeit als erwerbstätige Alleinerziehende mit drei Kindern aus. Mehr noch, sie fühlt sich kriminalisiert. Anna Aulinger nimmt dies aber nicht resigniert hin, sondern moniert bei ihrem Sachbearbeiter, ihrer Wahrnehmung nach völlig unrechtmäßig wie ein »Verbrecher« behandelt zu werden. Hierauf entschuldigte er sich bei ihr, was als kleiner Sieg in Anna Aulingers Kampf um Anerkennung gedeutet werden könnte:

»Da hat er mich tatsächlich angerufen und hat dann gesagt, also er möchte sich entschuldigen. Er kann aber leider an den Briefen nix ändern, weil das ist so vorgegeben.«

Clemens Caspar betrachtet, im Gegensatz zu seiner Partnerin, seinen Leistungsbezug als völlig legitim. Anders als bei Veronika Vetter und Oliver Oswald lässt sich als zugrundeliegende Argumentationsfigur aber nicht das Bild eines erwerbsarbeitsfokussierten Arbeitsmarktbürgers rekonstruieren oder wie bei Anna Aulinger die dadurch eröffnete Möglichkeit, für die Kinder da zu sein. Er fühlt sich nicht in der Pflicht zu arbeiten, nicht zuletzt, weil in seiner Wahrnehmung ohnehin mangels Arbeitsplätze nicht alle erwerbstätig werden können:

»Und äh ja Erwerbsarbeit an sich äh würde vorrausetzen äh, allen welche irgendwie für alle welche ha zu haben welche Arbeit zu geben (klatscht) oder so was. Das halte ich für Quatsch. Also zumindest in den Strukturen, die wir heute haben.«

Für Clemens Caspar wäre ein Sozialleistungsbezug eine begrüßenswerte Alternative zu der belastenden Selbstständigkeit seiner Partnerin. Er schlägt ihr regelmäßig vor, nicht dauernd über ihre Arbeit zu schimpfen, sondern mit ihr aufzuhören. Dies kommt aber für Caroline Christiansen überhaupt nicht infrage (siehe Kapitel 4.4 und 6.3.1).[64] Als sie einmal sozialstaatliche Transfers beantragen musste, wurde sie in ihrer Wahrnehmung von einer Sachbearbeiterin des Jobcenter hintergangen und hatten im Ergebnis gar kein Geld mehr. Jene forderte:

64 Sie müsste daher eigentlich in Kapitel 9.3 aufgeführt werden, wir haben sie aber an dieser Stelle mit präsentiert, um den Unterschied zu Clemens Caspar zu verdeutlichen. Jedenfalls die divergierende Einstellung der Partner*innen im Paar zu sozialstaatlichen Leistungen lässt sich als ambivalent oder widersprüchlich bezeichnen.

»›Jetzt unterschreiben Sie mir mal hier!‹ So und mit dieser Unterschrift hatt' ich das Aus für unsere gesamte Familie unterschrieben. Wir haben NICHTS mehr gehabt. Ich hatte KEIN Einkommen. Ich hatte kein Arbeitslosengeld. Wir haben versucht, Sozialhilfe zu beantragen. Das hat sich Monate hingezogen, mit dem Ergebnis, dass es abgelehnt worden ist. Wir hatten nichts mehr. Ich hatte keine Krankenversicherung. NICHTS.«

Für Caroline Christiansen ist es deswegen völlig ausgeschlossen, sich erneut an das Jobcenter zu wenden. Sie erinnert diese Erfahrung, so unsere Deutung, als absoluten Alptraum:

»Es war damals schon erniedrigend. Bösartig. Äh es es es ist was, was runterzieht. Und da kann man sich noch so sehr vornehmen, ist mir doch scheißegal. Es geht nicht.«

Clemens Caspar und Caroline Christiansen unterscheiden sich also in ihrer Wahrnehmung sozialstaatlichen Handelns und ihrer Handlungsorientierung: Clemens Caspar sieht im Leistungsbezug einen legitimen Anspruch, besonders wenn der Staat nicht ausreichend Arbeitsplätze zur Verfügung stellen kann. Caroline Christiansen hingegen betrachtet den Leistungsbezug nicht als legitimen Anspruch. Er kommt für sie überhaupt nicht infrage, weil sie den Kontakt mit dem Arbeitsamt als »erniedrigend« erlebte und sie diese – womöglich traumatisierende – Erfahrung der sozialstaatlichen Missachtung auf keinen Fall wiederholen möchte.

9.2.2 Abgrenzung von der Figur des »faulen Arbeitslosen«

In der Rekonstruktion der ambivalenten Kämpfe der prekär Beschäftigten um Anerkennung begegnete uns häufiger die Figur oder das Bild des »faulen Arbeitslosen«, wie wir es soeben bei Oliver Oswald und in Kapitel 4.2 dargestellt haben. Auf dieses Bild wird oft abgrenzend und zur Betonung, selbst keinesfalls so zu sein, Bezug genommen. Dies kann als Versuch gedeutet werden, durch Abgrenzung von generalisierten anderen – dem »faulen Arbeitslosen«, der überspitzt formuliert, untätig, alkohol- und fernsehsüchtig der Allgemeinheit sozialschmarotzend und unrechtmäßig auf der Tasche liegt – Erfahrungen der sozialstaatlichen Nichtanerkennung abzuwenden und als ungerechtfertigt auszuweisen. Wie wir zeigen, sind mit dem Bild des »faulen Arbeitslosen« auch häufig Kritiken des Sozialstaates verbunden, etwa als (zu) großzügig (Anton Alsdorf), als zu knapp (Patricia Poturica) oder als zu unkritisch (Lars Löbner).

Wie Oliver Oswald grenzt sich auch Anton Alsdorf von der Figur des »faulen Arbeitslosen« als rechtschaffener Arbeitsmarktbürger ab. Anders als Oliver Oswald unterstellt er aber, dass Erwerbslose Arbeit finden, würden sie nur lange genug suchen:

»Solche Leute, wo sowas haben, die die gucken einfach in meine Augen nur die glotzen nur Fernseh', die machen auch nicht arg viel, glaub ich […] dann muss man sich bemühen ein bisschen.«

Anton Alsdorf, der betont, nie Sozialleistungen bezogen zu haben, nimmt den Sozialstaat als großzügig wahr. Latent formuliert er Kritik, dass dieser sogar zu großzügig sei, wobei er eine Differenz zwischen »seinen Bürgern« und »anderen« aufmacht:

»Der deutsche Staat kümmert sich ja schon um seine Bürger und auch über um andere Leute, wo er eigentlich vielleicht gar nicht mal so das machen müsste und macht's dann trotzdem.«

Während Anton Alsdorf also, so eine weiterführende Deutung, zwischen legitimen rechtlichen Ansprüchen von deutschen Staatsbürgern und großzügigen, nicht notwendig erforderlichen Sozialleistungen für nichtdeutsche Staatsbürger unterscheidet, findet sich bei Patricia Poturica die mit dem »faulen Arbeitslosen« verwandte Figur des »Asozialen«, von der sie sich stark abgrenzt (siehe Kapitel 4.2.2 und 6.2.2). Sie sieht sich dem Vorwurf ausgesetzt, keine respektable Familie zu sein, dem sie mit der Betonung dessen begegnet, dass ihr Mann erwerbstätig sei und sie sich anständig um Haushalt und Kinder sorge. Gefragt, welche staatlichen Gelder sie erhalten und sie auf das Kinder- und Betreuungsgeld zu sprechen kommen, greifen sie ein Klischee über arme, kinderreiche Frauen (*welfare mom*) und Familien auf (siehe Kapitel 4.2.2):

Pepo Poturica: Machen manche Kinder, damit sie noch mehr kriegen und=
Patricia Poturica: =das ist mehr als lächerlich.
Pepo Poturica: Ich sag ganz ehrlich, wenn du es ganz richtig machst, dann reichen dir keine 150 Euro, im Leben nicht.

Sie rechtfertigen sich umgehend damit, dass die Leistungen, die sie für ihre Kinder erhalten, so gering ausfallen (»mehr als lächerlich«) und in keinem Verhältnis zu den hohen Kosten für Kinder stehen, will man es, wie sie, »richtig« machen. In der Rekonstruktion rechtfertigen sie sich gegen den Vorwurf, sie hätten drei Kinder bekommen, um dreimal staatliche Leistungen für sie zu beziehen. In dieser Deutung grenzen sie sich nicht von einkommensarmen, kinderreichen Familien ab, sondern stellen das Klischee

über solche Familien absurd dar. Insbesondere kritisieren sie hier den Sozialstaat dafür, dass das Kindergeld (»150 Euro«) niemals für die erforderliche hohe Qualität von Kinderfürsorge ausreiche. Diesbezüglich lässt sich hier auch ein sozialstaatliches Anerkennungsdefizit bezüglich ihrer Kinderfürsorgeleistungen interpretieren.

Auch Lars Löbner greift auf das Bild des »faulen Arbeitslosen« zurück und unterscheidet zwischen ALG I- und ALG II-Bezieher*innen. Wegen seiner vielen Jobwechsel war er schon häufig im ALG I-Bezug. Auch wenn er nur wenige Wochen oder Monate überbrücken musste, fühlte er sich vom Jobcenter gemaßregelt und gedemütigt, etwa wenn seine früh geplanten Urlaube nicht akzeptiert wurden und er Sanktionen erhielt, weil er sich wenige Tage zu spät arbeitslos meldete: »Die machen dich so fertig, du bist am Ende eigentlich nichts wert.«

In seiner Wahrnehmung würden ungerechtfertigterweise insbesondere Personen gemaßregelt, die, wie er, eigentlich fest in der Arbeitswelt verankert sind, während Personen im ALG II-Bezug in seiner Wahrnehmung »arbeitsscheu« seien, aber von den Ämtern in Ruhe gelassen würden. Diese Ungleichbehandlung von ALG I- und ALG II-Bezieher*innen steht bei Lars Löbner, so die Rekonstruktion, für eine von ihm wahrgenommene grundsätzliche sozialstaatliche Ungerechtigkeit, bei der er und seine Partnerin in der Regel den Kürzeren ziehen, obwohl sie stets erwerbsorientiert und aktiv seien. Auch an der Rolle des deutschen Staates innerhalb der EU üben beide Kritik, da viel Geld für andere ausgeben werde, was auf Kosten der »kleinen Arbeiter« gehe. In ihrer Deutung zählen sie sich zu diesen und als die Leidtragenden, auf die es gesellschaftlich zwar ankommt, die aber dafür keine sozialstaatliche Anerkennung erhalten (siehe Kapitel 6.1.1). Lars Löbner und Lara Laubenthal bringen also ihre Erfahrungen der staatlichen Nichtanerkennung mit grundsätzlichen (Verteilungs-)Ungerechtigkeiten des deutschen Sozialstaates zu Ungunsten der »kleinen Arbeiter« in Verbindung.

9.3 Vergebliche Kämpfe um Anerkennung und sozialstaatliche Nichtanerkennung

Auch die abschließend präsentierten Fälle nennen positive und negative Aspekte sozialstaatlicher Anerkennung. Das Schwergewicht liegt hier aber klar bei den Anerkennungsdefiziten. Alle Fälle, außer den in Kapitel 9.3.2 prä-

sentierten, beziehen Leistungen aus der Grundsicherung: Leistungen nach SGB II, teils im Langzeitbezug, aufstockende Sozialleistungen, Wohngeld. Die Befragten berichten von Scham, Abwertung, Demütigung, Zwang und Bloßstellung. Auch die erwähnten Abgrenzungsversuche seitens Personen, die kein »Hartz IV« beziehen, verdeutlichen das Stigma, das oft mit diesen Leistungen verbunden ist. In Kapitel 9.3.2 fokussieren wir zudem sozialstaatliche Anerkennungsdefizite für Kinder und Familien, die sich unter anderem in einer fehlenden Infrastruktur und in niedrigen staatlichen Leistungen für Familien ausdrücken.

9.3.1 Wie ein »Mensch zweiter Klasse«: Rolf Radler

Rolf Radler fühlt sich vor allem »auf 'm Arbeitsamt« nicht anerkannt. Gefragt, ob er dort positive oder negative Erfahrungen gemacht habe, antwortet er:

> »Ah negative Erfahrungen auf jeden Fall, dass man wie 'n Mensch zweiter Klasse behandelt wird […] von allen eigentlich mehr oder weniger.«

Auf Nachfrage erläutert er diese abwertende Behandlung:

> »Angefangen mit den Securities am Eingang ah, dass die unfreundlich sind ahm ja Arbeitsvermittlung is' dann auch ah teilweise bisschen so ›ho jetzt mach doch mal‹ und ne so zwischen den Zeilen ›du faules Stück‹ irgendwie, ›kümmer' dich mal‹ oder so in der Richtung.«

Rolf Radler fühlt sich also wie ein »Mensch zweiter Klasse« behandelt und als »faules Stück« bewertet. Generell beschreibt er den Umgang auf Ämtern als »irgendwie erniedrigende Situation teilweise« und empfindet ihn, so die Rekonstruktion, als Schikane und als demütigend. All dies deuten wir als Nichtanerkennung, womöglich sogar als Missachtung.

Offenbar wird Rolf Radler aber, so unsere Interpretation, weder dazu angehalten, Bewerbungen zu schreiben, noch wird er sanktioniert. Es ist zu vermuten, dass er als schwer vermittelbar gilt, zumal er in seinem Ausbildungsberuf vom »arbeitsärztlichen Dienst« »kaputt geschrieben« worden ist, was er aber nicht weiter ausführt. Es scheint, als würde er von den Ämtern zwar nicht gefordert, aber ebenso wenig gefördert, sondern zwischen Fallmanagement und Jobvermittlung hin- und hergeschoben und letztlich einfach in Ruhe gelassen – Rolf Radler scheint, umgangssprachlich ausgedrückt, ausgesteuert worden zu sein. Er sinniert:

»Ahm die wissen glaub ich selber gar nicht genau, was sie mit mir anfangen sollen. Weil ich eben auch aus gesundheitlichen Gründen meinen erlernten Job nicht mehr machen kann.«

Rolf Radler, so eine Interpretation, kämpft weder aktiv nach außen noch innerlich um sozialstaatliche Anerkennung, sondern zieht sich in seine homogene Gegenwelt des SubZe zurück. Er scheint, so eine Interpretation, ein wenig in ihr verschwunden zu sein. Für ihn mag dies angenehmer sein, als in der Mainstream-Gesellschaft als Mensch zweiter Klasse behandelt zu werden, und für die Ämter erscheint er als hoffnungsloser Fall, der einfach in Ruhe gelassen bzw. vergessen wird. Dies verringert zwar Rolf Radlers Erfahrungen von Nichtanerkennung, führt aber auch zu Unsichtbarkeit, die wiederum ein fehlendes Fördern legitimiert. Nicht zuletzt wird hier erneut deutlich, dass es dem Erwerbsarbeits(verwaltungs)system nicht ausreichend gelingt, Menschen angemessen zu unterstützen, die aus diesem System herausfallen oder mit ihm hadern – beispielsweise aus Gründen psychischer oder körperlicher Dispositionen oder, wie wir nachfolgend zeigen, aus Sorgeverantwortung.

9.3.2 Sozialstaatliche Nichtanerkennung von Familie/n

Fast alle Eltern unseres Samples führen an, dass ihnen für ihre Sorgeverantwortung staatliche Unterstützung und Anerkennung fehlt. Viele monieren nicht ausreichende Investitionen in die Infrastruktur für Kinder und Familien, was manche damit in Verbindung brachten, dass Kinder in unserer Gesellschaft insgesamt nicht willkommen seien. Für Markus Melchior zeigt sich dies exemplarisch an einem Vergleich von Spielplätzen, die er aus seiner Nachbarschaft kennt, mit denen, die er in seinen Auslandsurlauben sah:

»Du weißt doch, dass wir durch Frankreich nach Spanien gefahren […] durch solche herrliche Spielplätze, also es wird da da merkt man, die die die lieben Kinder.«

Aber auch der schlechte Zustand von Kindertagesstätten und Schulen spreche für die geringe Wertschätzung von Kindern. Nach Maria Melchior gebe es zwar »gesetzmäßig verbriefte Kinderbetreuungsplätze«, aber deren Zustand sei katastrophal:

»Da werden einfach in in eine Kindergartengruppe noch mit äh dreißig Kindern, da werden noch zwanzig Kinder dazugestopft und die Qua Qualität der Betreuung öh liegt auch am Boden.«

Nils Novic ist »auf breiter Linie enttäuscht«, dass nicht mehr dringend benötigte Erzieher*innen eingestellt werden. Maria Melchior bemängelt die in ihren Augen erratische Schulpolitik, die sich etwa in der Umstellung von 13 auf zwölf Jahre Schule (G8) zeige. Die geringe Wertschätzung für Kinder und Familien komme schließlich auch in der Steuerpolitik und in familienpolitischen Leistungen zum Ausdruck. Wie wir bei Patricia Poturica exemplarisch zeigten, kritisieren nahezu alle, dass staatliche Leistungen wie das Kinder- und Betreuungsgeld zu gering ausfallen. Auch Nils Novic bezeichnet das Betreuungsgeld als »Lachnummer« und wünscht sich eine wesentlich höhere finanzielle Anerkennung für Familienarbeit:

»Eigentlich müsst er hergehen, äh bin ich der Meinung, und 'n halbes Monatsgehalt zahlen, weil 150 Euro dafür, dass man eben quasi die Betreuung quasi abnimmt und zu Hause bleibt.«

Maria und Markus Melchior »freuen« sich zwar darüber, dass es heute Kindergeld gibt, während ihre Eltern es »noch nicht gekriegt« hätten. Sie fühlen sich aber mit den hohen Extrakosten für ihre Kinder, die aufgrund ihrer Diagnosen besondere Behandlungen benötigen, im Stich gelassen. Diese Leistungen müssen sie häufig aus eigener Tasche bezahlen, so Maria Melchior:

»Aber so steuermäßig. Ja also zum Beispiel, dass wir auf diesen ganzen Krankheitskosten sitzen bleiben, diese ganzen Fahrtkosten für für Schulbegleitung, ohne ohne die unsere Tochter keine Regelschule bis die äh besuchen kann. Obwohl sie kognitiv eben richtig fit ist, müsst sie ja eigentlich auf die Sonderschule, ohne diese Schulbegleitung. Das ist das ist schon frustrierend. Aber was will man da machen.«

In der Rekonstruktion erscheint Maria Melchior sehr resigniert über die fehlende staatliche Unterstützung. Markus Melchior führt weiter aus, dass sie sich auch deshalb als Familie mit Kindern mit Behinderung allein gelassen fühlen, weil Anlauf- und Beratungsstellen fehlen. Wie sie ihre Kinder am besten fördern und welche Unterstützung sie dabei bekommen können, erfahren sie häufig nur per Zufall:

»Von von staatlicher Seite her äh sind wir äh also öh geht geht's uns nicht gut. Öh wir mussten uns um alles kümmern, das ist klar. Also es kommt niemand auf uns zu und sagt ›Joa wie wär's noch mit dem?‹ oder. Das sind alles nur Tipps von guten Freunden und äh Therapeuten äh, die wir dann kriegen, sonst äh würde man das nicht mitkriegen.«

Die mangelnde sozialstaatliche Wertschätzung für Kinder und Familien offenbare sich auch im konkreten Umgang von staatlichen Stellen mit Kin-

dern. Caroline Christiansen erinnert sich, wie sie ihr krankes Kind mit zum Arbeitsamt nahm und dort erst einmal Kritik einstecken musste:

»Da wurde ich noch angemeckert, warum ich dieses Kind nicht in einer Einrichtung habe. Ich stünde ja dem Arbeitsmarkt nicht zur Verfügung.«

Ein weiteres Beispiel für staatliche Nichtanerkennung von Sorge findet sich bei Paar Daub. Wie wir in Kapitel 10 ausführen, berichtet Dana Daub über ihre fehlende Anerkennung als lesbische Mutter. Regelmäßig werden sie gefragt, wer denn der Vater des Kindes und wer die eigentliche Mutter sei. Dana Daub adressiert zwar vor allem die fehlende gesellschaftliche Anerkennung, diese steht aber in einem engen Zusammenhang mit Einschränkungen der staatlichen Anerkennung ihrer Familienform: So existierte zum Zeitpunkt der Befragung noch nicht die »Ehe für alle« und auch trotz dieser Öffnung 2017 bestehen vielfältige Hürden und Barrieren für Elternschaft jenseits der Heterosexualität fort (siehe Kapitel 10; Peukert/Teschlade/Motakef et al. 2018, 2020a,c).

Deutlich wurde, dass den Befragten für ihre Kinderfürsorge staatliche Unterstützung, Sichtbarkeit und Anerkennung fehlt. Diese Nichtanerkennung zeigte sich für sie vor allem in der unzureichenden und qualitativ nicht zufriedenstellenden Betreuungsinfrastruktur und in zu geringen staatlichen Leistungen für ihre Familienarbeit. Der Fall Melchior verwies darüber hinaus darauf, wie Familien sich vom Sozialstaat im Stich gelassen fühlen können, wenn ihre Kinder aufgrund von Behinderungen besondere Unterstützungen benötigen.

Die in diesem Teilkapitel präsentierten Fälle waren allesamt Eltern-Paare. Da für Alleinerziehende das Fehlen sozialstaatlicher Anerkennung für Sorgeverantwortung eine besondere Herausforderung darstellt, führen wir nachfolgend exemplarisch den Fall der Alleinerziehenden Petra Podan und abschließend den Fall des Alleinerziehenden Theo Tettler aus.

9.3.3 Die Missachtung der alleinerziehenden Multijobberin: Petra Podan

Für Petra Podan ist es, wie in Kapitel 4 dargelegt, sehr wichtig, die Existenz ihrer Familie durch eigene Erwerbstätigkeit zu sichern. Sie grenzt sich und ihre Kinder mehrfach ab von ungebildeten, nichtarbeitenden Menschen und kämpft gewissermaßen um Anerkennung als Arbeitsmarktbürgerin. Ihr Kampf bleibt aber erfolglos: Als alleinerziehende Multijobberin fühlt sie sich in ihrem Erwerbsengagement, in ihren Leistungen und Bemühungen, alle Aufgaben zu

erfüllen und zu vereinbaren, sozialstaatlich überhaupt nicht anerkannt. Vielmehr gilt sie ihren Sachbearbeiterinnen als komplizierter Fall, was Petra Podan als extreme Ungerechtigkeit empfindet. Eine zweite Quelle der Ungerechtigkeitserfahrung ist für sie die Wohngeldstelle. Einmal muss sie hier regelmäßig Schulbescheinigungen ihrer Kinder einreichen. Zwar ist dies durchaus üblich, Petra Podan empfindet es aber als »Maßregeln und Vorführen« und als Unterstellung, ihre Kinder wollten keinen Schulabschluss machen. Zum anderen muss sie diverse Einkommen offenlegen und nachweisen. In der Rekonstruktion erscheint ihr beides als unangemessene und ungerechte disziplinarische Zurechtweisung und Zurschaustellung und ist für sie »ganz schlimm«. Sie beklagt mehrfach, dass sie und ihre Kinder alles Erdenkliche tun, um möglichst wenig auf sozialstaatliche Leistungen angewiesen zu sein, obwohl es einfacher wäre, nicht zu arbeiten und einfach Sozialleistungen zu beziehen:

»Da muss ich wirklich sagen, vielleicht wenn ich eben nirgendwo arbeiten würde und nix machen würde, dann ist es einfacher nachvollziehbar.«

Statt Anerkennung oder Respekt ernte sie nur Druck, Stress und Drohbriefe:

»Also es war total stressig und anstrengend und wie gesagt grad bei der Wohngeldstelle genau das gleiche […]. Und das ist wirklich ätzend also […] und dann fragen die jetzt nach ähm Job von Pauline […] das hat mich echt umgehauen. Also da hab' ich auch gedacht, ich versteh die Welt nicht mehr. Und direkt immer diese Strafandrohung, also, es kommt dann immer so 'n Paragraph da unten drunter, Mitwirkungspflicht […] das ist einfach super anstrengend, wo ich denk', die Kinder tun alle was und wir geben's auch an […] und das sind so Sachen wo ich echt denke, boah dann lieber strohdoof (lacht) und kein Geld und dann kriegt man's. […] also das find ich richtig ungerecht und da ärger ich mich auch drüber und ja muss dann noch Rechenschaft ablegen warum und weshalb und ahm ach also ich find's ganz schrecklich.«

Vergleicht man Petra Podan mit Veronika Vetter, die ebenfalls Drohbriefe erhielt, werden sehr unterschiedliche Wahrnehmungen deutlich. Fühlt sich Petra Podan verletzt und massiv missachtet, ist Veronika Vetter davon überzeugt, es handle sich nur um ein Missverständnis:

»Also ich hab' keine negativen Erfahrungen mit 'm Arbeitsamt gemacht, überhaupt nicht. Es sei denn, es gab gelegentlich mal irgendwelche Formularschwierigkeiten, also dass sie mir 'n falsches Formular zugeschickt haben oder 'n Brief mit 'ner Drohung, dass meine Leistungen eingestellt werden und dann hat sich's aber rausgestellt, es war einfach 'n Versehen.«

Eine mögliche Deutung wäre, dass Petra Podan sich in ihrer Lebensleistung missachtet und in ihrer Existenz bedroht fühlt, weshalb sie den auf Leis-

tungskürzungen und Nachweise zielenden Schriftverkehr und die Interaktionen mit den Ämtern als zutiefst ungerecht, als »ganz schlimm« und verletzend, erlebt. Deutlich wird hier also nicht zuletzt, dass Erfahrungen der Missachtung immer auch in größeren Sinnzusammenhängen der Betroffenen zu betrachten sind.

Schließlich fehlt Petra Podan nicht nur sozialstaatliche Anerkennung, sondern auch das dem Leitbild des Forderns zur Seite gestellte Leitbild des Förderns erweist sich in der Rekonstruktion als reine Schimäre. Sie resümiert auf die Frage, wie sie »sich vom Staat so insgesamt als Alleinerziehende mit drei Jobs unterstützt« fühle:

»++++ (Atmet aus) +++ hm + leben LASSEN is nie ’ne Form von Unterstützung. Nein, also ich find’s keine Unterstützung.«

9.3.4 Die »absolute Demütigung« und das Stigma Hartz IV: Ulrike Urban

Ulrike Urban kam nach Abschluss ihres Studiums – trotz vieler Jahre als Erwerbstätige – in die Situation, Wohngeld und Leistungen nach SGB II zu beantragen. Dabei fand sie es als absolut demütigend, einen Offenbarungseid leisten und ihre Konten offenlegen zu müssen. Gilt dies gleichermaßen für den Bezug von Wohngeld wie von ALG II, erlebte sie den ALG II-Bezug als besonders stigmatisierend. Für sie war – wie in Kapitel 4 benannt – der Bezug von ALG II so schlimm, dass sie im Weiteren lieber darauf verzichtete:

»Man man hat einfach gar keine Intimsphäre mehr vor diesen Menschen. Also ich mein’, die waren ganz nett, aber trotzdem, es ist ahm es ist ’ne Demütigung, ich hab’s als ’ne absolute Demütigung empfunden. Ja so ahm Wohngeld denk ich mal okay, das das geht noch […] aber so bei Hartz IV, das das ist das hat immer so den Beigeschmack, man hat sich selbst in diese Lage hineinversetzt. Und das ist also Har Hartz IV, wer Hartz IV, das ist Stigmatisierung und ahm das war mir auch sehr sehr unangenehm, das zu beantragen.«

Von sozialstaatlicher Anerkennung kann hier keine Rede sein, mehr von Stigmatisierung, Missachtung, Demütigung. Wie wir in Kapitel 10 und 11 noch darlegen, sieht sich Ulrike Urban auch in dem, was sie in ihrer Pflegetätigkeit leistet, sozialstaatlich, gesellschaftlich und von der Politik »gar nicht« anerkannt. Sie würde sich eine bessere Absicherung und Anerkennung von oft weiblichen, durch Sorge und Pflege geprägten Lebensverläufen wie ihrem wünschen:

»Dass diskontinuierliche Erwerbs- und Lebensverläufe auch dass der dass der Sozialstaat da Puffer bereithält. Wo bestimmte Einkommensverluste einfach auch aus aufgepuffert werden.«

9.3.5 Sorgeblinder Sozialstaat und Unsichtbarkeit des alleinerziehenden Theo Tettler

Auch Theo Tettler fühlt sich sozialstaatlich überhaupt nicht anerkannt, generell nicht und noch weniger als alleinerziehender Vater. Zwar sieht er sich nicht in seinem finanziellen Überleben bedroht; dies sichert der Sozialstaat ab. Aber er fühlt sich vom Sozialstaat und dem Erziehungssystem (siehe Kapitel 7.3.3) als Erfüllungsgehilfen der übermächtigen Wirtschaft in dem für ihn Allerwichtigsten bedroht: in der Sorge für seine Tochter. Damit geraten das staatliche Erziehungswesen und der erwerbszentrierte Sozialstaat, unterstützt von arbeitswilligen und karriereorientierten (alleinerziehenden) Frauen, letztlich zur empfundenen Existenzbedrohung für Theo Tettler.

Zunächst anerkennen der Sozialstaat und das aktivierende Arbeitsmarktregime Theo Tettlers Lage als alleinerziehender Vater nicht und verlangen von ihm, dem Arbeitsmarkt Vollzeit zur Verfügung zu stehen. Theo Tettler solle sogar seine familiäre Situation in seinen Bewerbungen verheimlichen, was für ihn undenkbar ist. Er erzählt, dass

»das Jobcenter und die Integrationsberatung gewünscht haben, dass ich nicht in die Bewerbung erkennbar schreibe, dass ich zeitlich gehandicapt bin über ah über die Kinderbetreuung. Also ich sollte im Prinzip nicht mehr schreiben, dass ich alleinerziehend bin. Ah ah muss sowieso mich auch auf ah alle Angebote bewerben, die 'ne 40-Stunden-Woche beinhalten. Ganz unabhängig davon, dass ich keinerlei Chance hätte, das ah durchzuhalten na.«

Nun kann Theo Tettler einen 40-Stunden-Vollzeit Job aus seiner Sicht nicht nur gesundheitlich nicht mehr leisten, sondern darüber hinaus kollidiert ein solcher mit Theo Tettlers einzig als wichtig wahrgenommener, ja existenzieller Sorge um seine Tochter. Da er deren Entzug durch das Jugendamt um jeden Preis verhindern möchte (Kapitel 7.3.3), kann er keinen Vollzeitjob annehmen. Genau dies und die Verheimlichung seiner Situation als alleinerziehender Vater vor den potentiellen Arbeitgebern werde aber – nach einer Deutung von Tettler als komplett illegitim und absurd eingeschätzt – vom Sozialstaat verlangt. Er wehrt sich in Verteidigung seiner Familie und im Kampf um sie mit allen Mitteln, so unsere Deutung:

»Von daher ah versuch' ich alles, was mir nur möglich ist, zu verhindern, dass ah dass ich in irgend 'ne Vollzeitstelle vermittelt werde. Darf's nicht laut sagen, ja bin verpflichtet, ah mich seriös (lacht) auf alle diese Stellen zu bewerben und mach das auch. Bis zum Vorstellungsgespräch. Aber im Vorstellungsgespräch kann mir keiner mehr vorschreiben ah, ob ich jetzt ah meinen Stand ah erzähle oder nicht. Also ich würd' das ah für völlig daneben halten, 'nen Arbeitsvertrag über 40 Stunden zu unterzeichnen, ohne nicht vorher meine ah meine Lebenssituation klargestellt zu haben. Aber das ist das, was von mir verlangt wird.«

Abgesehen von dieser für ihn unerfüllbaren, weil existenziell bedrohlichen und auch physisch nicht leistbaren Forderung, erfährt Theo Tettler offenbar weniger Druck als möglich wäre, was er schon als eine Form von Anerkennung deutet:

»Also ich werd' wenig gedrückt ah ja. Also das wird schon toleriert auch, dass ich mich nicht so ganz so der Hyperaktive (lacht) also Bewerbungsgeschichten und so also da gibts schon 'ne Zurückhaltung und ah denk ich auch ist auch 'ne Form der Anerkennung. Die können auch ganz anders na, wenn sie wollen.«

Jenseits konkreter sozialstaatlicher Akteure stellt Theo Tettler zudem durch das gesamte Interview hindurch die gesellschaftliche Erwerbsarbeitszentrierung, die auf Kosten der Familie und der (Kinder-)Fürsorge gehe, stark in Frage. Besonders vehement kritisiert er gut qualifizierte Frauen, denen Erwerbstätigkeit und Karriere – als Blaupausen des *Adult Worker Models* – wichtiger seien als ihre Kinder, wenn sie überhaupt welche bekämen. Diese massive Ablehnung bricht sich an seinen Erfahrungen, die er in einem Verein Alleinerziehender gemacht hat:

»Da geht's wirklich nur drum, wie man eigentlich die Kinder irgendwo hin verfrachtet. Dass sie irgendwo untergebracht sind, damit sich die Frau befreien kann (lacht) so darf ich's mal so sagen […] da geht's im Prinzip nur ah oder ganz wesentlich da drum, dass […] entlohnte Erziehungsstrukturen in so 'nem Maß geschaffen werden können, dass […] die Alleinerziehenden beruflich voll aufgehen können ja und dort Karriere machen und so weiter das was ja ah anderer Lebensentwurf mit dem hab' ich nix zu tun ja, das interessiert mich nicht. Mich interessiert, dass mein Kind fröhlich is', dass 's ihr gut geht, dass sie nicht irgendwann lebt, ja, sondern schon jetzt (lacht), dass es ihr JETZT gefällt und dass sie nicht jetzt nur gestresst im Hinblick auf irgend 'n Besch späteres Berufsziel, das sie dann vielleicht eh nicht schafft oder was sich dann doch ganz anders darstellt.«

Insgesamt fühlt sich Theo Tettler für seine Leistungen und als »alleinerziehender Vater« von anderen, von der Politik, von der Agentur für Arbeit oder gesellschaftlich nicht anerkannt – »weder negativ noch positiv«. Wie Rolf Radler erscheint auch der sorgende, alleinerziehende Theo Tettler ge-

wissermaßen als unsichtbar, vielleicht gar als nicht existent. Gefragt, ob er sich anerkannt fühlt, sagt er:

»++++++++++ Nee + also ich wüsst' aber auch nicht von wem + ja weil da ist niemand, um um um das zu bewerben oder als ah Leistung anzuerkennen.«

In der Falldeutung stellen wir abschließend zwei Punkte heraus: Erstens ist Theo Tettlers Sorgeleistung als alleinerziehender Vater unsichtbar und wird vom Sozialstaat, im Arbeitsmarktregime und gesellschaftlich von niemandem anerkannt, er bekommt keine gesellschaftliche Wertschätzung, auch kein »Fördern« – er soll seine Sorgeleistungen sogar verbergen. Er erhält also keine Reaktion, keine Rückmeldung, es existiert keine Resonanzbeziehung (Rosa 2016) mit Blick auf sein Alleinerziehen und seine gesamte Lebenslage. Der Nichtanerkennung vorgelagert ist damit eine Nichtwahrnehmung, eine soziale Unsichtbarkeit (Honneth 2003b), welche womöglich noch folgenreicher ist als Nichtanerkennung. Nach Rosa ist das Fehlen von Resonanzbeziehungen Merkmal der Entfremdung von den anderen und von der Gesellschaft. Die fehlende sozialstaatliche und gesellschaftliche Anerkennung, ja nicht mal Wahrnehmung könnte, so eine starke These, als Begründung von Theo Tettlers Entfremdung von sich und der Welt, ja von seiner sozialen Nichtexistenz gedeutet werden.

Zweitens anerkennen weder der Sozialstaat noch das Arbeitsmarktregime Theo Tettlers physische und psychische Beeinträchtigungen. Wie viele Menschen (nicht nur) in prekären Beschäftigungen und Lebenslagen hat auch Theo Tettler psychische Beschwerden. Viele Befragte erwähnen entsprechende Beeinträchtigungen allerdings nicht direkt, sondern eher zwischen den Zeilen. Warum? Ganz generell betrachtet, ist der gesellschaftliche und erwerbsarbeitsbezogene Umgang mit psychischen Problemen und Erkrankungen weiterhin äußerst stigmatisierend, dabei können Depressionen, Angststörungen, Erschöpfungssyndrome und Co. nahezu als Volkskrankheiten bezeichnet werden.[65] Sie passen zudem, wie auch andere physische Erkrankungen und chronische Beeinträchtigungen, überhaupt nicht in das Erwerbsarbeitssystem. Schließlich haben in aller Regel weder das Erwerbsar-

65 Wie der alljährliche erstellte Regierungsbericht »Sicherheit und Gesundheit bei der Arbeit« jüngst für 2017 zeigt, sind psychische Leiden wir Depression oder Burnout nach Muskel- und Skeletterkrankungen mittlerweile die zweithäufigste Ursache für Fehlzeiten am Arbeitsplatz (BMAS/BAuA 2018) – Tendenz seit Jahrzehnten und vermutlich auch weiterhin stark steigend. Personen, denen bereits eine Erwerbsunfähigkeit aufgrund seelischer Leiden attestiert wurde, nicht mitgezählt.

beitssystem noch das sozialstaatliche Arbeitsmarktregime einen angemessenen Umgang damit. Der SGB II-Bezug ist ebenfalls erheblich stigmatisiert, zudem erscheint der Aspekt des individuell bedarfsorientierten Förderns hier häufig sehr unzureichend, ein aktivierendes Förderungsziel stets in Erwerbsarbeit als wenig zielführend (vgl. auch Brussig 2019). Fordern ist oft ähnlich aussichtslos, wenn die Belastungsfähigkeit gering und die Bedürftigkeit groß sind. Hier bedarf es anderer Lösungen als der benannten oder einem Verschwinden in der Unsichtbarkeit und sozialen Nichtexistenz. Mehr hierzu in Kapitel 13.

Zwischenfazit

Knapp zusammengefasst begrüßen viele den Sozialstaat generell und schätzen dessen dekommodifizierende Wirkung. Positive Erfahrungen sozialstaatlicher Anerkennung werden allerdings nur sehr selten berichtet. Häufiger lassen sich, wenngleich manche gerade einen unverschuldeten Bezug von ALG I als legitimen Anspruch betrachten, ambivalente Einstellungen und Erfahrungen der Nichtanerkennung rekonstruieren. Verschiedentlich fanden wir Abgrenzungsversuche gegenüber Personen im Leistungsbezug, welche die Wirkmächtigkeit gesellschaftlicher Stigmatisierung Arbeitsloser zum Ausdruck bringen. Mehrere betonen schließlich auch, dass ein (Ermessens-) Spielraum besteht und es bei der Frage nach Nicht-/Anerkennung oft auf die konkreten Sachbearbeiter*innen ankommt.

Insgesamt scheint die Wahrnehmung des Sozialstaates als weniger unterstützend und weniger anerkennend mit der Art und Dauer des bisherigen Leistungsbezuges, der Aussicht, ihn nicht so schnell zu beenden und der Unfreiwilligkeit des Bezuges zusammen zu hängen. Menschen im ALG I-Bezug berichten tendenziell eher von positiven Erfahrungen mit sozialstaatlichen Akteur*innen, insbesondere Personen mit höheren Bildungsabschlüssen und kurzem Leistungsbezug. Menschen im ALG II-Bezug, mit geringerer Bildung und im Langzeitbezug fühlen sich oft wenig anerkannt, als Menschen zweiter Klasse abgewertet und stigmatisiert. Schließlich lassen sich bisweilen ein Übergewicht des Prinzips Fordern und ein nicht immer zielgruppenangemessenes Fördern rekonstruieren.

Fast alle Eltern beklagen zudem, dass Familie, Kinder und Sorge (*Care*) zu wenig gesellschaftliche Anerkennung und Unterstützung erfahren und kindbezogene Sach- und Infrastrukturleistungen nicht ausreichend seien. Besonders wenig anerkannt fühlen sich auch Alleinerziehende: So werden

Theo Tettlers Sorge und Petra Podans Doppelleistung als dreifacherwerbstätige Dreifachmutter in ihrer Wahrnehmung gesellschaftlich nicht gesehen und sozialstaatlich nicht anerkannt. Im folgenden Kapitel wenden wir uns daher der Sorge zu.

10. Prekäre Sorge: Fehlende Anerkennung und Unvereinbarkeit mit Erwerbsarbeit

In diesem Kapitel nehmen wir in den Blick, welche Anerkennungsdefizite und Vereinbarkeitsprobleme sich bei den Befragten in der Sorge (*Care*)[66] (10.1.) zeigen, wobei wir zwischen der Sorge für Kinder (10.1.1 und 10.1.2) und der Sorge für erwachsene Angehörige und Pflegepersonen (10.1.3) unterscheiden. In Abschnitt 10.1.2 stellen wir Sorge-Konflikte ins Zentrum, in die Paar Daub aufgrund heteronormativer Annahmen über Elternschaft gerät. In Abschnitt 10.2 fokussieren wir die Selbstsorge der Befragten. Wir stellen dar, wie Selbstsorge durch die Überschreitung und Umdeutung normativer Rahmen der Anerkennbarkeit möglich (10.2.1), bei Nichterwerbstätigkeit erschwert (10.2.2) und schließlich bei Sorgeverantwortung weitgehend verhindert wird (10.2.3). In einem Zwischenfazit (10.3) pointieren wir Unterschiede, die wir in der Sorge für Andere und der Selbstsorge unserer Befragten auffanden.

10.1 Vereinbarkeitsprobleme in der Sorge für Andere

Wie wir in Kapitel 6 und 7 aufzeigten, sind es fast immer Frauen, die Sorge für Andere leisten – und beruflich oft gegen ihren Willen kürzertreten müssen. Doch auch für die männlichen Sorgeleistenden in unserem Sample zeigen sich Vereinbarkeitsprobleme und Anerkennungshürden. Auch wir kommen hier zu Ergebnissen, die in der Geschlechterforschung seit Jahrzehnten vorgelegt werden: Die Sorge für Andere (*Care*) kann eine wichtige oder gar zentrale Handlungsorientierung sowie Sinn- und Anerkennungsquelle darstellen. Aufgrund der strukturellen Unvereinbarkeit von Sorge mit Erwerbsarbeit – und mit weiteren Dimensionen des Lebenszusammen-

66 Haushaltsarbeit berücksichtigen wir nicht systematisch, sondern nur ansatzweise in Kapitel 10.1.3.

hangs – resultieren aus Sorgeverantwortung aber häufig große Belastungen und Ungleichheiten, die von den Sorgeleistenden meist individuell abgefedert werden müssen (Becker-Schmidt et al. 1984; Klenner et al. 2012; Wimbauer 2012). Diese widersprüchliche Gleichzeitigkeit aus zentraler Handlungsorientierung, Quelle von Sinn und Anerkennung einerseits und Hürde für berufliche Anerkennung andererseits entfalten wir in 10.1.1 und 10.1.3.

10.1.1 Sorge für Kinder: Sinnstiftung und Hürde für berufliche Anerkennung

In Kapitel 6 zeigten wir, wie es Frauen in Paarbeziehungen erleben können, wenn sie für ihre Kinder die alleinige Verantwortung tragen. Birthe Bruhns und Anna Aulinger leben zwar wieder in einer Paarbeziehung. Sie verstehen sich aber weiter als alleinerziehend und sehen nicht vor, dass ihre neuen Partner sich stärker an der Sorgearbeit beteiligen. Bei beiden Alleinerziehenden rekonstruierten wir große Belastungen, aber auch Stolz über die eigene Lebensleistung und die erarbeitete Autonomie.

Doch auch bei den anderen Paaren tragen Frauen zumindest die Haupt-, wenn nicht die Alleinverantwortung für die Kinder. So ist etwa Caroline Christiansen Familienernährerin und kümmert sich – zumindest, seit Clemens Caspar sein Café betreibt – auch weitgehend alleine um die Kinder, wofür sie von ihm nicht anerkannt wird (siehe Kapitel 6.3.1). Gleichzeitig empfinden beide ihre Elternschaft als großes Glück und sind stolz darauf, wie sich ihre Kinder entwickelt haben. Für das Paar stellt Elternschaft also eine wichtige Quelle von Anerkennung und Sinn dar.

Bei Maria Melchior rekonstruierten wir multiple Anerkennungsdefizite, die eng mit ihrem Sorgearrangement verknüpft sind (siehe Kapitel 6.3.2): Maria Melchior verlor nach der Geburt des ersten Kindes ihre Beschäftigung in dem Beruf, mit dem sie sich nach wie vor stark identifiziert und dessen Verlust sie betrauert. Mit der Sorge für ihre Kinder fühlt sie sich von ihrem Partner im Stich gelassen, was wir als Erfahrung der Verdinglichung deuteten. Da für die speziellen Bedürfnisse der Kinder die Betreuungsinfrastruktur nicht ausreichend ist, rückt die Realisierung ihres großen Wunsches – wieder in ihrem Beruf zu arbeiten – für sie in weite Ferne. In unserer Deutung stellt Elternschaft für Maria Melchior, anders als bei Caroline Christiansen, aufgrund der Überforderung und erfahrenen Verdinglichung kaum mehr eine Quelle für Anerkennung dar.

Doch auch für Männer können – trotz sozialstaatlicher Aktivierung zu mehr Vätermonaten im Rahmen von Elternzeiten – Vereinbarkeitsprobleme und Hürden für Anerkennung entstehen, wenn sie sich in der Betreuung und Erziehung der Kinder engagieren wollen (siehe Peukert 2015; Aunkofer et al. 2019). Für Nils Novic (siehe Kapitel 8.3) ist die Sorge für Kinder, seit er Vater geworden ist, zur zentralen Handlungsorientierung geworden und er kündigte daher seine sichere Beschäftigung. Seine Partnerin anerkennt und wertschätzt an ihm aber nicht den sorgeorientierten Vater, sondern sieht in ihm einen schlechten Ernährer.

Während die Anerkennungsdefizite im Fall Nils Novic eng mit seiner Paarbeziehung verknüpft sind, ist die Situation bei Theo Tettler anders (siehe Kapitel 7.3.3): Die Sorge für sein Kind ist nicht nur seine zentrale Handlungsorientierung, sie ist in unserer Rekonstruktion auch das einzige Interesse, das er in seinem Leben noch verfolgt. Wegen seiner unbedingten Sorgeverpflichtung für seine Tochter ist er in seiner Wahrnehmung nicht in der Lage, eine Beschäftigung in Vollzeit aufzunehmen, was aber das Jobcenter von ihm verlangt. Er beschreibt sich bei der Haushalts- und Vereinbarkeitsfrage als

»ich bin voll beschäftigt. Also ah Haushalt natürlich allein nicht nur, sondern auch alle anderen Sorgen und Probleme, die man sonst so mit sich rumschleppt.«

Wie in 7.3.3 ausgeführt, fühlt er sich in seiner Sorge-Vollbeschäftigung aber nicht anerkannt, sondern vom Staat, dem Erziehungswesen und von alleinerziehenden Frauen darin bedroht. Deutlich wird schließlich, dass alleinerziehende Männer im Leistungsbezug aufgrund geschlechterdifferenzierender Normen bisweilen noch weniger Verständnis für ihre Sorge erhalten können als alleinerziehende Frauen (siehe auch Motakef et al. 2018b).[67]

Auch für die alleinerziehende Petra Podan ist die Sorge für das Wohl ihrer Töchter prioritär (siehe Kapitel 7.1.1). Sie ist stark erwerbsarbeitsorientiert, endete aber nach ihren Erziehungszeiten beruflich auf dem *mommy track*. Mit der Betreuung und Erziehung der drei Kinder ist sie sehr beschäftigt und häufig fehlt ihr dabei ihr verstorbener Ex-Ehemann:

67 Wie wir in Kapitel 2.1.2 diskutierten, hat dies für alleinerziehende Frauen im Leistungsbezug gleichermaßen Vor- und Nachteile: Sie erhalten zwar, anders als Theo Tettler, den Raum, sich um Kinder zu kümmern. Sie werden aber auch seltener gefördert, was ihre Chancen reduziert, den Leistungsbezug zu verlassen.

»Ja das das Miterziehen von Peter fehlt. Das das fällt mir auch auf, wenn wir beim Elternabend und und sonst irgendwas, also das ach find ich im Moment auch noch super anstrengend dabei.«

Diese knappen Beispiele zeigen, dass für die Befragten das Wohl der Kinder eine zentrale Handlungsorientierung darstellen und die Sorge für diese sinnstiftend sein kann, weshalb andere Bedürfnisse untergeordnet werden. Die Sorge für Andere lässt sich für sie jedoch nur kaum oder nicht mit den Anforderungen der Erwerbssphäre vereinbaren, weswegen sie versuchen, erwerbslos zu bleiben (Theo Tettler) oder auf den *mommy track* geraten (Maria Melchior, Petra Podan) und insgesamt mehrfach belastet sind. Obwohl sie Kinder betreuen und erziehen, also eine soziale Leistung vollbringen, müssen sie dafür zusätzlich individuell einen hohen Preis bezahlen.

10.1.2 Sorge-Konflikte und Heteronormativität: Dana und Daniela Daub

Im Folgenden kommen wir auf Dana und Daniela Daub zurück (siehe Kapitel 6.1.2). Sie werden in ihrer gemeinsamen Elternschaft nicht anerkannt, da ihr Sorgearrangement mit der verbreiteten heteronormativen Annahme kollidiert, für Elternschaft bedarf es eines heterosexuellen Paares.

Daniela Daub brachte Dennis mit in die gemeinsame Beziehung. Nach außen erklärt sich das Paar als gemeinsame Eltern: »Also wir sagen eigentlich immer unser Kind«, so Dana Daub. Anfangs fiel es Dana Daub aber schwer, Dennis als ihr Kind zu akzeptieren. Eigentlich sah sie in ihrem Lebensentwurf keine Kinder vor und verstand sich auch nicht als »Kindermensch«. Insbesondere in den ersten Jahren ihrer Beziehung benötigte Dennis als Kleinkind noch viel Zeit von Daniela Daub und Dana Daub sah in Dennis »ein Stückweit eine Konkurrenz«. Dies habe sich aber im Laufe der gemeinsamen Jahre gewandelt, auch wenn es ein »langer Weg dahin« war. Dana Daub engagierte sich in der Erziehung und Betreuung von Dennis und wuchs immer enger mit ihm zusammen. Er bedeute ihr heute sehr viel und insgesamt seien sie im WaldKontakt »einfach hier eine gute Dreier-Crew«. Wie in den oben beschriebenen Fällen findet auch Dana Daub in ihrer Elternschaft eine Quelle von Anerkennung.

Während sich Dana Daub also zunehmend als Dennis' Mutter versteht und Daniela Daub froh darüber ist, als Familie zusammengefunden zu haben, fehlt Dana Daub in unserer Rekonstruktion aber die soziale Anerken-

nung als Dennis' Elternteil.[68] Vom leiblichen Vater, den Nachbarn, ihrem weiteren Umfeld und in der Schule werde sie nur als Freundin der eigentlichen leiblichen Mutter gesehen, so Dana Daub. Dies wirke sich wiederum auf ihre Beziehung zu Dennis aus:

»Aber nach außen hin betrachtet hab' ich nie, wurd' ich nie gesehen […] und das waren so viele Sachen, so dass ich persönlich eh am hin und her schwanken war, welche Bedeutung gebe ich dem Kind […]. Dann der Kampf mit dem Vater, mit außen, mit anderen Eltern, die gesagt haben, ›och was machst denn du hier so? Das äh pff du bist hier nur die Freundin dein der Mutter‹ so.«

Daniela Daub zeigt aber für ihre Partnerin Verständnis, zollt ihr Anerkennung für ihre Bemühungen um Dennis und betont ihren starken Zusammenhalt als Paar:

»Weil DA hast du schon immer dafür auch gekämpft, dass gesehen wird, dass du eine Bedeutung oder ein Platz da hast und das war uns beiden auch immer wichtig.«

In unserer Deutung kann das Paar mit seinem starken Paarzusammenhalt das Bemühen um Dennis von Dana Daub sichtbar machen. Gleiches gilt für die Ungerechtigkeit, dass Dana Daub als soziale Mutter Anerkennung verweigert wird. In der Wahrnehmung ihres Umfelds bleibt Dana Daub weiterhin nur die Freundin der »richtigen«, da leiblichen Mutter (vgl. Peukert/Teschlade/Motakef et al. 2020b). Nicht zuletzt belastet die Nichtanerkennung ihrer Elternschaft die Beziehung zum Kind, um die Dana Daub viele Jahre gerungen hat, sowohl mit sich selbst als auch mit ihrer Partnerin. Deutlich wird an ihrem Fall, dass die Sorge für Kinder zwar grundsätzlich eine Quelle von Anerkennung darstellen kann. Durch deren heteronormative Strukturierung können aber intersubjektive Anerkennungschancen für nicht-heterosexuelle Eltern stark gemindert werden (vgl. auch Peukert et al. 2018, 2020a,b).

Im folgenden Abschnitt bleiben wir im Feld der Sorge für Andere, stellen aber die Sorge für gesundheitlich beeinträchtigte Angehörige und einen Pflegepatienten ins Zentrum.

68 Rechtliche Anerkennung für ihre Elternschaft fehlt ihr ohnehin, da der Vater neben Daniela Daub das Sorgerecht hat und im deutschen Recht nicht vorgesehen ist, dass mehr als zwei Personen Eltern sind (Peukert et al. 2018, 2020b).

10.1.3 Sorge für Angehörige: Zwischen Selbstverständlichkeit und Unvereinbarkeit

Auch die Betreuung und Pflege von Angehörigen und Pflegepatient*innen kann anerkennungsgenerierend und sinnstiftend sein, aber mit großen Vereinbarkeitsproblemen und beruflichen Nachteilen einhergehen, so bei Ulrike Urban und Petra Podan. Anders als bei der Sorge für Kinder fanden wir in der Sorge für Angehörige teils eine stärkere Auseinandersetzung um Fragen der Selbstbestimmung und Freiwilligkeit.[69] Stellt diese Sorge ebenfalls eine Selbstverständlichkeit dar, wie oft im Falle der Sorge für Kinder,[70] oder ist es eher legitim oder zumindest möglich, sie teilweise oder ganz zu negieren?

Birthe Bruhns erinnert sich etwa an die Zeit, als ihre Mutter »ziemlich auf der Kippe« stand. Für Bruhns stellte es eine Selbstverständlichkeit dar, sich trotz des Alleinerziehens und ihrer Erwerbsarbeit auch noch um ihre Mutter zu kümmern:

»Klar als es ihr schlecht ging, natürlich bin ich da hingefahren und hab' dann bei ihr zuhause den Haushalt gemacht und so klar. Das ist ja normal.«

Anders bei Clemens Caspar: Er berichtet, wie er regelmäßig seiner Mutter abschlägt, sie in ihrem Haushalt und im Alltag zu unterstützen. Aus seiner Sicht resultiert aus ihrer Elternschaft keine reziproke Verpflichtung für ihn, sondern nur für sie:

»Also jetzt ist es einfach so, dass meine Mutter immer glaubt, ich müsse für sie da sein, weil ich ihr Sohn bin […] wo ich immer schon, das hab' ich als Kind schon immer gesagt, Eltern müssen für ihre Kinder da sein, aber nicht umgedreht.«

In der Rekonstruktion erkennt Clemens Caspar zwar an, dass seine Mutter auf Hilfe angewiesen ist, aber er distanziert sich von ihrer Annahme, dass er es ist, der für sie da sein muss:

---

69 Zu den moralischen Erwartungen in Nahbeziehungen siehe auch Honneth/Rössler (2008).

70 Eng mit gesellschaftlichen Vorstellungen über Mutterschaft und Weiblichkeit verbunden, erlebten die von uns befragten Mütter ihr Engagement in der Betreuung und Erziehung ihrer Kinder häufig als Selbstverständlichkeit. Dies war bei den Vätern anders: Teils distanzierten sie sich stärker oder fühlten sich zumindest nicht hauptverantwortlich (Markus Melchior, Clemens Caspar, Pepo Poturica). Bisweilen orientierten sie sich auch maßgeblich an der Sorge für ihre Kinder, aber ihr Engagement stellte wiederum seitens der Partnerin (Nils Novic) oder des Jobcenters (Theo Tettler) keine Selbstverständlichkeit dar.

»Ja d d bin bin das einzige Kind der einzige Sohn. Und dann ist sie nun körperlich auch nicht so fit mehr. Das stimmt schon. Aber sie lässt sich natürlich auch gerne so ein bisschen wo ich dann immer sage, warum machst du dich eigentlich so abhängig von mir? ›Das ist keine Abhängigkeit‹. Also da haben wir schon auch andere Ansichten.«

Hier kommt zum Tragen, was wir bereits in 8.4.3 angedeutet haben: Mit seiner »beruflichen Nichtanerkennungsresistenz« scheint auch eine gewisse intersubjektive Ignoranz und Ablehnung reziproker moralischer Verpflichtungen in persönlichen Beziehungen einherzugehen. Dies führt dazu, dass Clemens Caspar die Verantwortung für die Familie, die Kinder und das Einkommen an seine Partnerin delegiert und sich auch nicht für die Bedürfnisse und Bitten seiner Mutter verantwortlich fühlt. Eine andere Deutungsnuance wäre, dass sich darin eine Strategie der Selbstsorge zeigt, also des Schutzes vor ausgreifenden Anforderungen des Alltags. Dies ist insofern plausibel, als Sorgebeziehungen mit starken zeitlichen und emotionalen Entgrenzungen, Konflikten in der Selbstbestimmung und großen Belastungen einhergehen können. Immerhin bringt Caspar damit, anders als viele (weibliche) Sorgeleistende unseres Samples, nicht seine Selbstsorge und Gesundheit in Gefahr – aber die Selbstsorge und Bedürfnisse seiner Partnerin und seiner Mutter.

Während in den eben beschriebenen Beispielen die Mütter der Befragten Hilfe im Haushalt und im Alltag benötigen, fokussieren wir nun Fälle, in denen die Befragten weitgehend alleine die Pflege im Privathaushalt für einen Ex-Ehemann (Podan) und die professionelle Pflege (Urban) für einen Pflegepatienten übernehmen.

Petra Podan pflegte ihren Ex-Ehepartner zusätzlich zu ihrer Erwerbsarbeit, ihren »tausend Nebenjobs« und ihren drei Kindern. In der Rekonstruktion hadert auch sie mit der Annahme, die Sorge für ihren Ex-Mann sei selbstverständlich. Einerseits will sie ihn nicht im Stich lassen und will für ihn da sein. Andererseits hatte sie sich aber erst gerade von ihm getrennt:

»Letztendlich bin ich da viel klarer rausgekommen. Also ich war nicht mehr verpflichtet, zu helfen, weil ich's musste, weil ich die Ehefrau bin, sondern ich hab's freiwillig gemacht. Ahm weil ich's wollte und nicht, weil ich's musste. Ja. Also so gesehen hab' ich mich damit dann zumindest irgendwie besser gefühlt oder befreiter gefühlt, dass ich gesagt hab' okay, also klar helf' ich. Aber weil weil ich mich da berufen zu fühle oder weil ich denk', das ist jetzt gut für alle.«

In der Deutung stellt die Trennung für Petra Podan eine Bedingung für die Aufnahme einer selbstbestimmten Pflegetätigkeit dar. Sie möchte ihre Pflege

nicht als Selbstverständlichkeit einer liebenden Ehefrau gedeutet wissen, sondern als bewusste und selbstbestimmte Entscheidung, die sie getroffen hat und hinter der sie steht. Hier scheint durch, was geschlechtersoziologische Studien schon häufig dargelegt haben: Die Sorge für Andere und Pflege sind feminisierte Tätigkeiten und wenn sie in heterosexuellen Paarbeziehung stattfinden, kann der Rekurs auf die romantische Liebe die eigentliche und unentgeltliche Arbeitsleistung von Frauen verschleiern (vgl. Wimbauer 2021).[71]

Ulrike Urban pflegt zwar nicht ihren Partner, aber findet ambivalente Anerkennung in einer symbiotischen Pflegebeziehung, wofür sie kaum bezahlt wird, aber etwa zehn Stunden am Tag aufwendet. Nach einer Deutung versucht sie damit, fehlende Partner-Liebesanerkennung zu kompensieren. Auf diese Weise wird ihr großes Engagement in dieser Pflegebeziehung nachvollziehbar, eine angenommene Selbstverständlichkeit aus einer familiären Bindung stellt sie nicht dar.

An ihrem Beispiel möchten wir zudem exemplarisch die schlechten Pflegebedingungen aufzeigen. Ulrike Urban übt massive Kritik an der Pflegeeinrichtung und dem Personal, das in ihrer Wahrnehmung im Umgang mit den Pflegepatient*innen unverantwortlich, unprofessionell und höchst fahrlässig ist:

> »Ich komm mittags da an und dann, wenn er, wenn er beispielsweise eingekotet ist […] er ist ja inkontinent, das ist ja selbstverständlich, dass, na für die ist das nicht selbstverständlich und das hab' ich oft genug kritisiert, dass da Pflegemaßnahmen, die einfach durchgeführt werden müssen, dass die nicht durchgeführt werden. […] und dann wird gesagt, wird einfach behauptet, sie wären durchgeführt worden.«

Sie beschwert sich bei der Pflegeeinrichtung und setzt sich für Uwe Ullner ein, da die Pflege, die er dort erhält, nicht ihrem Pflegeethos entspricht. Für ihren enormen Einsatz fühlt sie sich außer von Uwe Ullner aber »gar nicht anerkannt« (siehe Kapitel 9.3.4). Sie resümiert, dass sie sich mit ihrer Pflegetätigkeit selbst einen großen Schaden zufügt:

> »+++ Das ist schwierig. +++++ Das ist schwierig, also weil da weil da ganz viel ja weil ich für mich dann kaum Zeit hab. Also ich würde auch viel mehr machen. Also ich würd auch mm mehr machen um um meinen Freundeskreis zu erweitern. Ich würde m ganz gerne wieder neue Leute kennenlernen, ich würd dann auch mal so'n paar paar m regelmäßige Veranstaltungen mitmachen und das ist im Moment läuft das wenig. […] die Zeit hab' ich im Moment nicht und das find ich schon 'n bisschen bisschen blöd.«

71 Wenn auch mit Blick auf Hausarbeit sprechen Bock und Duden (1976) treffend von der »Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit«.

Wie in Kapitel 7 ausgeführt, zeigen Ulrike Urban und Petra Podan, wie Pflege subjektiv Sinn stiften und Anerkennung generieren, aber gleichzeitig Anerkennung in anderen Sphären einschränken oder verhindern kann – was wir als Ambivalenzen der Anerkennung nachzeichnen. Dies betrifft offensichtlich die Erwerbssphäre (Stichwort Unvereinbarkeit), darüber hinaus aber auch Paar- und Nahbeziehungen wie Freundschaften – und nicht zuletzt die Sorge für sich selbst. Wie zeigen sich also die Möglichkeiten der Selbstsorge bei den Befragten?

10.2 Zur mangelnden Legitimität von Selbstsorge

Wenn wir nun aus unserer subjektorientierten Perspektive nach Selbstsorge fragen, interessieren wir uns für die Möglichkeiten, die sich die Befragten wünschen, um sich vor den Anforderungen des Alltags zu schützen, die sie benötigen, um gesund zu bleiben oder zu werden, um Muße zu finden (Hobbies, Reisen) oder um Anerkennung, Gemeinschaft und Sinn zu erfahren (etwa in einer ehrenamtlichen Tätigkeit). Weiter interessiert uns, was sie daran hindert, angemessen oder überhaupt Selbstsorge betreiben zu können (siehe Kapitel 2.2.2).[72]

Im Vergleich zur Sorge für Andere fällt zunächst ein gewichtig erscheinender Unterschied auf: Am Beispiel von Ulrike Urban zeigten wir, dass sie für Uwe Ullner bessere Pflegebedingungen einfordert, da die Pflege, die er in der Einrichtung erhält, nicht ihren Vorstellungen guter Pflege entspricht. In Kapitel 9.3.2 legten wir dar, dass die Befragten auch für die Sorge für Kinder staatliche Unterstützung, Sichtbarkeit und Anerkennung einfordern. Solche normativen Rahmen, wie ihn etwa Urbans Pflegethos oder das Wohl von Kindern darstellen, fanden wir bei unseren Befragten mit Blick auf Selbstsorge nicht. Insgesamt waren es nur sehr wenige, die überhaupt Selbstsorge betreiben. Aktiv und breit nehmen dies nur Walter Wenke (siehe Kapitel 10.2.1) sowie Clemens Caspar (siehe Kapitel 10.1.3) vor. Jedenfalls können

72 Für Flick (2013) umfasst Selbstsorge auch die Möglichkeit für Anerkennung in der Erwerbssphäre (siehe Kapitel 2.2.2). Wir stellen diese in Kapitel 4 ins Zentrum. Die für Selbstsorge zentralen Paar- und Freundschaftsbeziehungen thematisieren wir in Kapitel 7 und 8.

auch diese beiden sich dabei nicht auf legitime generalisierte normative Rahmen für Selbstsorge beziehen (Motakef et al. 2018b).[73]

10.2.1 Ermöglichung von Selbstsorge durch Umdeutung normativer Rahmen

Bei Walter Wenke und Veronika Vetter war ihre Erkrankung der Auslöser für eine umfassende Umorientierung. Während vorher Erwerbsarbeit ihre zentrale Sinnorientierung darstellte, vollzogen beide einen Wandlungsprozess und räumen seither ihrer Selbstsorge einen größeren Raum ein.

Selbstsorge entgegen der Erwerbsarbeitsmatrix: Walter Wenke

Walter Wenke machte in seiner Berufskarriere erhebliche Erfahrungen der Heteronomie und der Entfremdung. Seit seinem Burnout und dem dadurch ausgelösten Wandlungsprozess lehnt er Erwerbsarbeit radikal ab und stellt bewusst seine Selbstsorge ins Zentrum. Seine Autonomie und Selbstwerdung werden zu seiner zentralen Sinnquelle. Mit Selbstsorge verbindet er »Selbstfindung« und »Selbstbefreundung« (siehe Kapitel 7.1.3) sowie in unserer Deutung Zeitautonomie, Muße und eine große Distanz zu den Anforderungen der Erwerbsgesellschaft:

»Ich bin grad so was von faul und ich genieß' das auch, weil ich es sein kann. Also ich greif mir jetzt eher ein Buch und lese irgendwas, was weiß ich […] Und das ist in Ordnung, und das ist auch gut. Das fühlt sich auch gut an, weil ich hab' keinen Stress.«

In seiner neu gewonnenen freien Zeit zeigt sich Walter Wenke allerdings noch als Suchender. Offenbar hinterließ die Erwerbsarbeitsgesellschaft bei ihm tiefe Spuren, so dass er die Zeitstruktur, die ihm vorher Erwerbsarbeit versprach und gab, erst noch für sich finden muss:

»Also ich find Frei F Freizeit ist bei mir so eine Sache, wo ich noch ähm orientierungslos bin also […] da würd ich mir auch ein bisschen mehr Struktur wünschen eigentlich.«

73 Walter Wenke versteht sich als gesellschaftlicher Pionier, dem es an Gleichgesinnten und generell an Verständnis für seine Mußeorientierung mangelt. Clemens Caspar hat ebenfalls keine gesellschaftlich geteilte normative Grundlage, sondern sieht sich schlicht für niemanden in reziproker Verantwortung.

Walter Wenke muss und will sich also neu orientieren. Für seine Neuausrichtung an Selbstsorge zahlt er auch durchaus einen Preis: Zum einen kann er seinen Lebensstandard nicht halten, was er aber auch nicht beklagt (»prekär aus Selbstbestimmung«), da er Konsumverzicht als einen für sich wichtigen Wert erkennt. Zum anderen trifft er in seiner Zentrierung von Selbstsorge gesellschaftlich und im Nahbereich, in seinem Freundeskreis und vor allem bei seinen Eltern, auf wenig Verständnis. Seine Zentrierung von Selbstsorge lässt sich weiter als sorgeloses und nicht relationales Konzept deuten. Auch kann er sich die Zentrierung von Selbstsorge nur leisten, weil er Privilegien hat, er gesund und durch seine Bildung und seine Familie abgesichert ist und keine Sorgeverantwortung trägt.

Walter Wenke stellt den einzigen Fall unseres Samples dar, der Raum für seine Selbstsorge aktiv einklagt und sich bewusst nimmt. Da aber auch er Teil der Erwerbsgesellschaft und damit in die von Vetter so genannte »Erwerbsarbeitsmatrix« eingebunden ist, stehen auch ihm keine legitimen anderen Bezugsgrößen für Selbstsorge zur Verfügung, was auch die Reaktionen seiner Freund*innen und Eltern illustrieren. In unserer Deutung versucht Walter Wenke sich vielmehr selbst Rahmen zu schaffen, auf die er sich in seiner konsumkritischen und Erwerbsarbeit ablehnenden Lebensführung beziehen kann:

> »Ich seh mich also mei in in meinem Entwurf sehe ich mich ziemlich als ähm ähm Pionier oder avantgardistisch keine Ahnung das ist das lebt noch keiner richtig vor mir.«

Die Zentrierung von Selbstsorge stellt sich bei Walter Wenkes als »avantgardistisch« dar und zudem als voraussetzungsvoll und selbst-zentriert. Er nimmt sich den Raum für sein Selbst, weil er nach seinem Burnout und seiner umfassenden Entfremdungserfahrung nicht mehr anders kann. Dabei stehen ihm keine legitimen normativen Rahmen zur Verfügung. Er ist aber aufgrund seiner individuellen Bereitschaft, normative Rahmen der Nicht-/Anerkennbarkeit zu überschreiten und dabei auch auf diverse Annehmlichkeiten zu verzichten, zu Selbstsorge fähig. Nicht zuletzt ist ihm dies auch möglich, weil er keine Verantwortung für andere trägt. Mit Sorgeverpflichtungen ist seine Selbst-Zentrierung nicht vereinbar.

Die verdiente Selbstsorge: Veronika Vetter

Ähnlich wie Walter Wenke übt auch Veronika Vetter starke Kritik an den krankmachenden Bedingungen der Erwerbssphäre und vollzieht ebenfalls einen Lebenswandel. Anders als Walter Wenke gibt sie dabei aber nicht ihre

Orientierung an Erwerbsarbeit auf. Erwerbsarbeit war für sie lange zentral; sie möchte sich damit selbst ausdrücken und Positives in der Gesellschaft bewirken. Da sie von der Unvereinbarkeit ihrer Erwerbsarbeit mit einer Familie ausging, entschied sie sich gegen Elternschaft und Partnerschaft. Ihre Erwerbsbiografie weist viele Stellenwechsel auf. Als »Jobnomadin« (siehe Kapitel 4.3) war ihre Arbeit immer »schwierig« mit ihrem Leben und ihren Freundschaften vereinbar, besonders in den vielen Jahren, als sie pendelte:

> »Da ist natürlich auch ganz viel Zeit buchstäblich auf der Strecke geblieben […] zu Ungunsten meines Privatlebens. Und ansonsten war's dann tatsächlich so, dass ich mein Privatleben auf das Wochenende verlagert habe […] und jetzt in der kurzen Zeit in B-Region ist mein Privatleben in dem Sinn, dass ich mich mit meinen Freunden getroffen hab, quasi auf der Strecke geblieben.«

Durch ihre erste Erkrankung entwickelte Vetter eine spirituelle Haltung, ein Grundvertrauen ins Universum und eine Haltung der Lebenskunst-Pionierin (siehe Kapitel 7.1.2; Wimbauer/Motakef 2018: 212; Motakef et al. 2018b), die ihr, so die Deutung, dabei helfen, sich nicht mehr als Getriebene ihrer prekären Erwerbsbiografie zu erleben. Im Vergleich zu früher stellt sie heute ihre Gesundheit und Selbstsorge an erste Stelle:

> »Also mein Privatleben ist eigentlich so ausgerichtet, dass ich ganz viel für Entspannung sorge, sehr viel für Bewegung, für Ausgleich. Mir auch sehr viel Ruhe gönne.«

Anders als Walter Wenke verliert Vetter in unserer Rekonstruktion durch ihre Arbeitslosigkeit nicht ihre Zeitstruktur. Sie kann ihre Zeit vielmehr subjektiv sinnvoll nutzen, da sie mit ihrer Selbstsorge konkrete Ziele verfolgt: Sie möchte gesund werden und bleiben, und vor allem möchte sie ihre spirituelle Orientierung vertiefen, so dass sie auch anderen auf ihrem Weg helfen kann.

Im Vergleich zu Walter Wenke zeigen sich weitere Unterschiede und Gemeinsamkeiten: Gemein ist beiden, in ihrer Selbstsorge nicht auf normative Rahmen der Anerkennbarkeit zurückgreifen zu können, ja in ihrer Erwerbsarbeitskritik sogar massiv gegen diese zu verstoßen. Beide sehen sich selbst darin als gesellschaftliche Pionier*innen. Unterschiede zeigen sich jedoch dahingehend, als sich erstens Veronika Vetters Priorisierung von Selbstsorge weniger als Selbstzentrierung und Rückzug aus sozialen Beziehungen darstellt. Anders als Walter Wenke schafft sie zweitens keine neuen Bezugsgrößen für Selbstsorge, auch wenn sie starke Kritik an Erwerbsarbeit übt. Sie deutet vielmehr normative Rahmen der Anerkennbarkeit (Leistungsethik) um, in dem sie ihre durch ihre Erwerbslosigkeit freie Zeit mit ihren bereits erbrachten Erwerbsjahren (»Ich hab' ja immerhin fast 40 Berufsjahre hinter

mir«) legitimiert und auch mit dem Beitrag, den sie als Lebenskunst-Pionierin gesellschaftlich erbringt (Motakef et al. 2018b).

10.2.2 Einschränkung von Selbstsorge durch illegitime Nichterwerbstätigkeit

Rolf Radler hat zwar als Langzeitarbeitsloser viel Zeit, kann diese aber in seiner Deutung nicht so nutzen, wie er gerne würde, da es ihm an finanziellen Ressourcen mangelt und er daher in seiner Teilhabe eingeschränkt ist. Dies verdeutlicht seine Antwort auf unsere Frage, wie er seine Erwerbslosigkeit erlebt:

> »Grundsätzlich ganz angenehm ne man hat halt viel Freizeit (lacht) ah aber entsprechend natürlich kein kein Einkommen ne keine finanziellen Mittel zur Verfügung und das is dann schon 'n bisschen blöd, ah ne nicht am gesellschaftlichen Leben teilnehmen zu können.«

Auch würde er gerne einmal in Urlaub fahren, ins Kino oder »mal in andere Läden gehen« als immer nur in seine Kleinkunstkneipe. Maßgabe für Rolf Radlers Selbstsorge wäre also, so unsere Rekonstruktion, eine erweiterte Teilhabe, die ihm aber verwehrt bleibt.

Die in 7.2.2 beschriebene Gegenwelt von Rolf Radler stellt durchaus einen Raum für Selbstsorge dar. Er findet Freundschaften mit Gleichgesinnten, die seine Nichterwerbstätigkeit normalisieren und ihn wertschätzen. Wie gezeigt, kommt er aus dieser subkulturellen Gegenwelt aber nicht einfach heraus, was sich auch in seiner Selbstsorge niederschlägt. Er hat zwar viel Zeit, kann sie aber nicht nach eigenen Maßgaben nutzen (Kino, Urlaube, andere »Läden«) – und eine Teilhabe jenseits seiner Gegenwelt der Kleinstkunstkneipe scheint ihm erschwert bis verwehrt. Als Langzeitarbeitsloser kann Rolf Radler seinen Wunsch nach Teilhabe schließlich nicht als gesellschaftlichen Anspruch artikulieren, da in der aktivierenden Arbeitsmarktpolitik nicht seine eingeschränkte Teilhabe, sondern seine individuelle Nichterwerbstätigkeit als illegitim erscheint.

10.2.3 Verhinderung von Selbstsorge durch Belastungen und Zeitmangel

Schließlich fanden wir bei vielen Befragten, die Sorgeverantwortung tragen, enorme Belastungen und wenig bis keine Möglichkeiten für Selbstsorge. Die Befragten stellen, oft an oder auch über der Grenze der Belastung, ihre Be-

dürfnisse nach Ruhe und Erholung, Verbundenheit, einem Hobby oder einem Ehrenamt zurück und ordnen das Wohl der Familie, der Kinder und der Pflegebedürftigen an erste Stelle.

Hierzu zählt auch Maria Melchior (siehe Kapitel 6.3.2), deren multiple Belastungen zu einem »Burnout« führten, die deswegen in Reha war, unter einer Depression leidet und dennoch keine Zeit für ihre Genesung findet. Auch ihr Ehemann verweigert ihr Unterstützung in der Betreuung der herausfordernden Kinder, obwohl sie dies seit Jahren von ihm einfordert und deswegen auch den weiteren Bestand der Paarbeziehung in Zweifel zieht.

Caroline Christiansen fällt ebenfalls in diese Kategorie. Sie ist Familienernährerin und trägt die Hauptverantwortung für die Betreuung ihrer Kinder. Anders als bei Maria Melchior weisen die schon jugendlichen Kinder ein hohes Maß an Selbstständigkeit auf. Dennoch sehnt Caroline Christiansen sich nach weniger Belastungen und Alleinverantwortung und danach, sich auch wieder einmal mit alten Bekannten und Freund*innen in ihren Naturschutzprojekten zu engagieren. Dies ist aber nicht möglich, da sie dafür keine Zeit findet, was auch, wie wir in Kapitel 6.3.1 zeigten, an ihrem Partner liegt.

In diese Kategorie fällt auch die Alleinerziehende Petra Podan. Bei ihr zeigt sich in unserer Deutung ein enormes und wegen ihrer Erkrankung auch lebensnotwendiges Bedürfnis nach Selbstsorge. Die knappe Zeit, die sie für sich hat bzw. die sie sich nimmt, nutzt sie, um sich von den Missachtungserfahrungen im Büro zu distanzieren:

> »Dann geh ich meist mir, um die schrecklichen Kollegen loszuwerden, zumindest geistig, ah erst mal im Café A 'n Kaffee trinken und les' die Zeitung, die ich morgens halt noch nicht geschafft hab' […] und dann erst mal mit'm Kaffee im Café mir so 'ne dreiviertel Stunde ungefähr Auszeit nehm'«.

Nach einer Interpretation nutzt sie diese »Auszeit« vor allem, um besser für ihre Kinder zu funktionieren und ihre Familie und Freund*innen nicht zu belasten. Auch wenn sie sich Ruhe und Erholung nach der Erkrankung und den Schicksalsschlägen wünscht, sie gerne häufiger ihre Freund*innen treffen und sich ihren Hobbies widmen würde, findet sie dafür keine Zeit.

Schließlich ist hier Ulrike Urban zu nennen, die in ihrer Pflegebeziehung ihre eigenen Bedürfnisse komplett zu ignorieren scheint, was sich destruktiv auf ihren gesamten Lebenszusammenhang auswirkt. Für ihre Selbstsorge wünscht sie sich zwar mehr Zeit und auch Zeit für neue Freundschaften. Solange sie aber ihre Pflegebeziehung aufrechterhält, ordnet sie alle ihre

Bedürfnisse unter und resümiert: »Im Moment ist das ist das so + ich hab' kaum Zeit für mich«.

Bei all diesen Befragten wurde deutlich, dass ihnen zwar normative Rahmen für das Wohl ihrer eigenen Kinder, (ehemaligen) Ehepartner, Eltern und für Kriterien guter Pflege (aber nur ansatzweise für die Pflege eines nicht angehörigen Pflegepatienten) zur Verfügung stehen. Sie benennen Missstände in der Betreuung von Kindern und in der Pflege von Pflegebedürftigen. Selbstsorge und die eigenen, lebensnotwendigen Bedürfnisse nach Ruhe und Erholung geraten demgegenüber aber sehr weit in den Hintergrund. Auch scheinen normative Bezugsrahmen für Selbstsorge nahezu vollständig zu fehlen.

Zwischenfazit

Die Sorge für Andere und für sich selbst stellen Lebensnotwendigkeiten dar, auch wenn dies gesellschaftlich häufig verdeckt und verschleiert wird. Die Sorge für Kinder, für Angehörige und Pflegebedürftige kann dabei eine zentrale Handlungsorientierung und eine Quelle von Sinn und Anerkennung sein – aufgrund ihrer Vergeschlechtlichung vorwiegend, aber nicht nur für Frauen. Am Beispiel von Paar Daub zeigten wir, wie die heteronormative Nichtanerkennung von Elternschaft die Handlungsorientierung an Sorge infrage stellen und die Beziehung zu einem Kind (und der Eltern untereinander) belasten kann. Sorge für Andere ist aber weiterhin nur schwer mit Erwerbsarbeit vereinbar, weshalb Sorgeleistende, meist Frauen, einen hohen Preis dafür zahlen müssen, wenn sie für Kinder oder zu Pflegende sorgen. Dazu gehören Vereinbarkeitskonflikte, Hürden für berufliche Anerkennung, Einkommenseinbußen und fehlende Räume für Selbstsorge bis zur Erschöpfung.

Die von uns Befragten klagten über fehlende Standards in der Pflege und über Missstände in der Kinderbetreuung. Außer Walter Wenke forderte aber niemand Räume zur Selbstsorge ein. Offenbar fehlen jegliche normative Bezugsgrößen, an die solche Ansprüche gerichtet werden könnten. Die Sorge für Andere wird zwar gesellschaftlich stark abgewertet und wenig anerkannt, ist aber immerhin für Frauen legitim und im politischen Diskurs ansatzweise präsent. Im Vergleich hierzu erscheint die Sorge für sich selbst gesellschaftlich nur als blasser individueller Wunsch, obwohl lebensnotwendige Bedürfnisse auf dem Spiel stehen (Motakef et al. 2018b).



11. Prekäre Zukünfte

In unserem letzten empirischen Kapitel blicken wir in die Zukunft. Wir haben keine Glaskugel, aber die prekär Beschäftigten offen gefragt, was sie sich wünschen und welche Perspektiven sie für sich sehen. Teilweise fragten wir zudem konkret, etwa hinsichtlich Erwerbsarbeit, Paarbeziehung, Alterssicherung und anderen Lebensbereichen (11.1). Bei den Wünschen wurden zum einen auf die einzelnen Individuen, ihre Familien und Nahbeziehungen bezogene Aspekte genannt wie Gesundheit, Entwicklung der Kinder, eine Paarbeziehung und Beschäftigung (11.1.1). Einige Befragte zeigten sich hier mit wenig Perspektiven. Zum anderen haben manche auch vorsichtige Wünsche oder klare Forderungen an Politik oder Gesellschaft formuliert. Dies fassen wir als gesellschaftlich-kollektive Aspekte (11.1.2). In unserer letzten Frage baten wir die Interviewten, sich vorzustellen, es sei das Jahr 2030, und uns zu erzählen, was sie denken, dass bis dahin passiert sei. Die entwickelten Zukunftsvisionen und Zukunftsängste haben ebenfalls einen Bezug auf sich selbst und ggf. auf soziale Nahbeziehungen oder einen gesellschaftlichen Bezug (11.2). Auch hier sind unsere Ausführungen nicht immer trennscharf: Wünsche etwa gingen in Ängste oder Visionen über und bisweilen auch in Perspektivlosigkeit unter.

11.1 Wünsche, Perspektiven und Forderungen

11.1.1 Auf sich selbst und das Nahumfeld bezogene Wünsche

Gefragt nach Zukunftswünschen, beginnen viele mit auf sich oder auf die Familie bezogenen Aspekten. Oliver Oswald wünscht sich, »noch keine Zipperlein« zu haben und »gesund« zu sein,

»weil mit irgendwie unlösbarer gesundheitlicher Einschränkung wäre vieles andere schon mal vom Tisch, was man sich so wünschen kann.«

Ähnlich wie Oliver Oswald wünschen sich auch viele andere »dass wir gesund bleiben, so lange wie möglich« (Patricia Poturica) – und sehen darin die Grundvoraussetzung für alles Weitere. Für Dana und Daniela Daub ist Gesundheit etwa die Bedingung für ihre weitere gemeinsame Selbstständigkeit.

Weiter nennen Anna Aulinger, Birthe Bruhns, Theo Tettler und Petra Podan an erster Stelle die Sorge um ihre Kinder: dass sie auf gute Art und Weise erwachsen werden, eine gute Bildung bekommen und es ihnen gut geht. Anna Aulinger hofft, dass ihre Kinder als Erwachsene »ihren Weg gefunden haben« und sie »selbstständig« sind. Theo Tettler wünscht sich vor allem, dass seine Tochter »machen kann, was ihr Spaß macht und […] dabei fröhlich und glücklich ist«. Wie er ist auch Petra Podan in ihrem gesamten Handeln in allererster Linie am derzeitigen und zukünftigen Wohl ihrer Kinder orientiert.

Liebe und Paarbeziehung als Wunsch und Fluchtpunkt

Als großer Fluchtpunkt erweist sich die Liebe: Viele der Befragten ohne Paarbeziehung wünschen sich stark, eine*n Partner*in zu finden. Bei einigen lässt sich die vorgestellte geliebte Person gar als Wesen interpretieren, auf welches alle Hoffnung gerichtet ist, das ganze Leben zum Besseren zu verändern, ja nachgerade zu retten. Liebe und Paarbeziehung lassen sich daher in einigen Fällen als idealisiert deuten, was durch eine individuelle Familienorientierung und die gesellschaftliche Paarnormativität verstärkt wird. Allerdings zeigen die befragten Paare, dass eine Paarbeziehung nicht notwendig den Weg ins Paradies ebnet, sondern manchmal auch in die entgegengesetzte Richtung führen kann.

Bei den Paaren thematisieren alle außer Maria Melchior und Paar Christiansen/Caspar den Wunsch, als Paar zusammenzubleiben. Paare mit kleinen und zeitlich fordernden Kindern sehnen sich nach »mehr Zeit für uns« (Lara Laubenthal, Lars Löbner) und »dass die Kinder auch mal äh eine Zeit ohne uns könnten« (Markus Melchior).

Bei vielen Familien erwies sich auch die Wohnsituation – bereits 2014, 2015 – als wichtiges Zukunftsthema. Während die Paare Bruhns/Borg und Aulinger/Alsdorf den Wunsch hegen, zukünftig zusammenzuziehen, überlegen Clemens Caspar und Caroline Christiansen, wie sie in Zukunft wohnen werden, wenn sie sich ihre Wohnung nicht mehr leisten können. Clemens

Caspar schließt kategorisch aus, wegen der hohen Kosten auszuziehen: »Ich will ja hier sowieso wohnen bleiben.« Er schlägt vor, zukünftig Wohnraum zu vermieten und als Familie eine Wohngemeinschaft zu gründen, Caroline Christiansen würde aber lieber in eine kleinere und günstigere Wohnung umziehen – spätestens, wenn die Kinder ausziehen.

Da die Paare bei der Frage nach Zukunftsperspektiven immer auch ihr gemeinsames Leben ausloten, kann hier auch Konfliktpotential deutlich werden. So werden im Paarinterview direkt Wünsche an die Partner adressiert: Maria Melchior möchte, dass Markus Melchior »weniger arbeitet« und ihr mehr mit den Kindern hilft und auch Birthe Bruhns wünscht sich von Ben Borg mehr Unterstützung:

»Ja ich würd' mir manchmal wünschen, dass du manchmal so auch so manchmal so 'n bisschen so so mit organisierst so.«

Maria Melchior scheint ihre Appelle an ihren Partner aber mit wenig faktischem Veränderungspotential zu verbinden und wünscht sich

»irgendwie eine Oma oder so, wo man wo man einfach ja die vielleicht mal eine halbe Stunde nach den Kindern gucken könnte, irgendwelche Zeiten überbrücken.«

Besonders bei Maria Melchior lässt sich eine große Resignation und Niedergeschlagenheit über das Versagen der Unterstützung durch ihren Ehemann rekonstruieren. Während sich also bei vielen Paaren der Wunsch nach dem weiteren Bestand der Beziehung zeigt, deuten sich bei einigen auch größere Konflikte an.

Von den Befragten ohne Paarbeziehung scheinen hingegen einige die Liebe zu idealisieren. So sehnt sich Oliver Oswald nach seiner »Traumfrau«. Auch Rolf Radler würde sich eine Partnerin wünschen, die er mit der romantischen Vorstellung verbindet, in ihr eine »vertraute Person« zu haben, mit der »man dann wirklich alles […] bereden« könne. Wenn sich Rolf Radler etwas erträumen könnte, wäre es »ein sorgenfreies Leben in 'nem kleinen Häuschen am See« – und eine »Partnerin im günstigsten Fall«. Allerdings sieht er kaum Perspektiven, eine Partnerin zu finden, und er weiß auch um den fiktionalen Status seines Traumhäuschens am See. Sabine Schomanns und Ulrike Urbans größter Wunsch wäre ebenfalls ein Partner, aber beide haben die Hoffnung aufgegeben, dass dies je eintreten wird. Ulrike Urban ist darüber in großer Trauer, Sabine Schomann scheint etwas resigniert. Nur Veronika Vetter zeigt sich als relativ entspannt und in sich ruhend und lässt die Dinge sich entwickeln:

»Sagen wir mal so, ich muss nicht unbedingt alles im Außen HABEN ja. Also wie der Erich Fromm ja auch geschrieben hat Haben oder Sein ja, also ich kann ganz gut einfach im Sein also in mir selber ruhen. Und einfach bei mir selber bleiben und genau die Dinge einfach sich entwickeln lassen.«

Für eine Partnerschaft sei es lange nicht zu spät und wenn sich demnächst ihre berufliche Zukunft geklärt haben wird, werden aus ihrer Sicht Kapazitäten für eine Beziehung frei:

»Aber ich kann mir gut vorstellen, dass sich grade im Bereich Beziehung, Partnerschaft, dass sich da noch mal was tut. Also wenn das Berufsthema dann irgendwann mal, ich hoffe einfach, dass es sich bald klärt. Dahingehend ob ich tatsächlich noch mal einsteige in meinen alten Job oder in 'ne Variation von meinem alten Job, das wär' mir eigentlich am liebsten. Was nicht so anstrengend ist. Oder ob ich ganz aufhör. Und dann denk ich, hab' ich auch noch mal ganz andere Kapazitäten, also dann sind bestimmte Bereiche in mir noch mal klarer und […] da bin zum Beispiel überhaupt nicht limitiert, dass ich denke, oahh mit 55 da tut sich nichts mehr oder so, glaub ich nicht. Das kann sich so lang ich hier auf der Erde bin (lacht), kann sich da noch was ergeben. Also da denk ich, da wird sich bestimmt noch einiges tun in der Richtung ja.«

Bei Veronika Vetter klingt hier bereits der zweite große individuelle, subjektbezogene Bereich an, die Beschäftigungssituation.

Wünsche an und Sorgen um Erwerbsarbeit

Ist Veronika Vetter zum Interviewzeitpunkt noch unklar, ob sie sich ihren alten Job, eine reduzierte Variante dessen oder den Ruhestand wünscht, artikuliert Sabine Schomann klar den Wunsch nach einem »Job, der mir Spaß macht, entweder mit Tieren, Musik oder Natur« und eine »verantwortungsvollere Beschäftigung mit Weisungsbefugnis« (siehe Kapitel 7).

Ulrike Urban wünscht sich eher vage mehr Einkommen: »Dass ich mehr Zeit dafür habe, mehr zu verdienen« und »vielleicht auch mal 'ne feste Stelle oder sonst dergleichen vielleicht irgendwo anders«. Nach einer Deutung scheinen aufgrund ihrer Pflegesituation derzeit konkretere Berufswünsche nicht möglich.

Konkrete Berufswünsche können auch Birthe Bruhns, Anton Alsdorf und Pepo Poturica nicht formulieren, hoffen aber, ihre Tätigkeiten in der Pflege, im Paketdienst und auf der Baustelle aufgeben zu können. Birthe Bruhns und Anton Alsdorf wünschen sich, wegen ihrer körperlichen Verfasstheit und ihres Alters zukünftig keine körperlich anstrengende Tätig-

keit mehr machen zu müssen. Birthe Bruhns benennt klar ihren schlechten körperlichen Zustand: »Meine Knochen, die sind aber kaputt. Also ich […] steh' morgens auf wie 'ne 80jährige«. Anton Alsdorf sagt, dass seine Tätigkeit »bis 65 glaube ich nicht so realisierbar« sei, auch sei er »körperlich müde« und »keine 20 mehr«. Dies würde aber nicht bedeuten, dass er »sage BOAH, ich kann jetzt gar nicht mehr. Das gibt's bei mir überhaupt nicht«. Pepo Poturica thematisiert erst gar nicht seine Allergie und seine Arbeitsunfähigkeit, er hofft vielmehr auf einen »Arbeitsplatz, der mir wieder Spaß macht«.

Nach einer Deutung könnte es Birthe Bruhns leichter fallen als Anton Alsdorf und Pepo Poturica, sich zuzugestehen, ihre Tätigkeit wegen ihrer körperlichen Verfasstheit nicht mehr ausüben zu können. Womöglich ist dies, wie wir in Kapitel 8 ausgeführt haben, mit der Norm des männlichen Ernährers verknüpft: Ein Eingeständnis körperlichen Unvermögens in der Erwerbsarbeit käme für die erwähnten Männer einem Scheitern oder jedenfalls einer Nichtumsetzbarkeit der Ernährermännlichkeit gleich – weswegen, so eine Interpretation, Alsdorf seine körperlichen Einschränkungen verharmlost und Poturica diese dethematisiert, was allerdings ihren gesundheitlichen Zustand (weiter) verschlechtern und gefährden kann.

Während Bruhns, Alsdorf und Poturica hoffen, ein neues Tätigkeitsfeld zu finden, sehnt sich Maria Melchior danach, wieder in ihrem alten Beruf zu arbeiten, hegt dafür aber weniger Hoffnung, da dies mit ihrer Familie »natürlich schwierig vereinbar« wäre.

Petra Podan würde sich vor allem wünschen, dass ihre Arbeitsbemühungen und die ihrer Kinder besser anerkannt werden und dass sie durch ihre Erwerbsarbeit – im meritokratischen Sinne – ihre Lebenssituation auch einmal verbessern können. Als erwerbstätige Aufstockerin wird Einkommen, das sie oder ihre Kinder erzielen, auf die aufstockenden Leistungen bzw. Wohngeld angerechnet, so dass für Petra Podan keine Arbeit und Arbeit finanziell zu dem gleichen (schlechten) Ergebnis führen:

> »Natürlich wünsch ich mir manchmal mehr Geld, was nicht irgendwo angerechnet würde. Also wenn ich das dann direkt wieder bei der Wohngeldstelle angeben muss, dann ist das so ähnlich, wie wenn meine Kinder 'n Nebenjob machen. […] dann komm ich NIE über mein Level hinaus.«

Auch in weiteren Fällen geht es den Befragten um eine (finanzielle) Verbesserung in ihrer gegenwärtigen Arbeitssituation, dabei wünschen sie sich aber explizit keine andere Tätigkeit: Ben Borg hofft, dass seine Arbeit »so bleibt, wie es ist, und wenn ich dann auf Vollzeit komme, bin ich zufrieden«. Auch

Dana Daub hegt die Hoffnung, ihre Arbeit zusammen mit ihrer Partnerin weiter machen zu können und dass sie zukünftig »finanziell so gut aufgestellt sind, dass wir gut davon leben können« und »sich keine Sorgen machen müssen«. Dana Daub möchte ihre »Leidenschaft behalten« und hofft, dass »wir immer Neues dazulernen« und vor allem, dass sie als Paar und in ihrer Selbstständigkeit zusammenbleiben:

»Dass es immer so bleibt und natürlich, dass du dabei bleibst, weil ohne Daniela kann ich nicht also auch (leicht lachend) beruflich nicht so.«

Anna Aulinger wünscht sich »ein bisschen mehr Vielfalt«. Zwar arbeitet sie gerne als Verkäuferin, würde aber gerne in dem Geschäft »ein bisschen mehr übergreifend« arbeiten. Ähnlich strebt Caroline Christiansen an, dass sie »mehr inhaltlich aufsteigen könnte« und in der Redaktion »mehr Eigenverantwortung« bekäme. Vor allem aber wünscht sie sich einen »unbefristeten Vertrag«:

»Manchmal denk ich, wie lange hab' ich das jetzt schon durchgehalten und immer wieder war irgendwas so äh immer wieder ähm kam das Damoklesschwert und man wusste nicht, wie's weitergeht.«

In der Deutung erlebt sie die Prekarität ihrer Erwerbsarbeit als permanente Bedrohung (»Damoklesschwert«) für sich und ihre Familie und wünscht sich, diese ständig begleitende Angst überwinden zu können. Ähnlich auch Nils Novic:

»Ich möcht einfach keine Angst haben, dass irgendwie das mit dem Job irgendwie wieder daneben geht oder so. Das ist halt glaub halt auch ein ganz großes Thema, dass einfach so 'ne permanente Jobunsicherheit einfach da ist. Und das find ich, sollt sich das sollt sich ändern, dass dass man einfach weiß, ok da ist gut und da bleib ich jetzt auch die nächsten 30 Jahre noch. Das fände ich schon ziemlich wichtig.«

Nils Novic fürchtet nicht nur um die materielle Existenzsicherung seiner Familie, ihn besorgt nach einer möglichen Deutung auch sein ohnehin prekärer Status als männlicher Ernährer, da dieser, so die Rekonstruktion, für seine Ehefrau eine Bedingung für den weiteren Bestand der Paarbeziehung und der Kleinfamilie darstellt (siehe Kapitel 8.3).

Während Nils Novic und Caroline Christiansen sich ein Leben ohne die großen Sorgen um die Existenz ihrer Familien herbeisehnen, träumt Clemens Caspar hingegen von neuen Freiräumen für seine Selbstverwirklichung: Wenn es mit seinem Café »wirtschaftlich aufwärts« geht und er auch Personal einstellen kann, würde er gerne sein Abitur nachholen und ein Stu-

dium beginnen, »was mich interessiert einfach, ein bisschen was lernen«. Auch Ben Borg hat für seine Zukunft ein konkretes Selbstverwirklichungsprojekt. Er will ein Buch über die »Machenschaften« der Sportwetten-Szene schreiben, um, so die Deutung, mit aufzuarbeiten, was er damals erlebt hat: »Da kann ich ja aus Erfahrung schön mit schreiben.«

Wie sich hier auch zeigt, unterscheiden sich die Zukunftswünsche der Befragten stark danach, ob sie mit konkreten Sorgen der Existenzsicherung befasst sind oder sich Freiräume eingestehen können. Wer Sorgeverantwortung trägt, scheint zudem größere Sorgen um die materielle Existenzsicherung zu hegen. Wie der Fall Clemens Caspar verdeutlicht, ist dies aber nicht zwangsläufig so; allerdings empfindet er auch keine Sorgeverantwortung.

Neben teils diffusen beruflichen Hoffnungen richten sich die konkreten Wünsche der Befragten auf folgende Aspekte: eine sichernde Beschäftigung (unbefristeter Vertrag, ein höheres Einkommen), eine arbeitsinhaltliche Verbesserung und mehr Verantwortung. Auch Wünsche nach einer Tätigkeit, die sie nicht weiter so stark körperlich belastet sowie nach mehr gesellschaftlicher und staatlicher Anerkennung für ihre Bemühungen wurden artikuliert.

Wunschträume und Zukunftsperspektiven

Während wir eben konkrete Wünsche an Erwerbsarbeit sowie Sorgen und Ängste thematisierten, wechseln wir nun auf eine Traumebene. Oliver Oswald und Sabine Schomann schildern uns ihre Wunschträume, die von einem Leben mit einem geliebten Menschen, aber auch von Arbeit, von Freundschaften und von Tieren handeln. Oliver Oswald erträumt sich ein bürgerliches Normalleben mit Liebe, Arbeit und Freundschaften:

> »Wenn wir auf der Wunsch- und Traum Ebene sind oder sein dürfen, wär' ich auf jeden Fall glücklich verheiratet. Wäre berufstätig. Ob in dem jetzigen Job oder in 'nem anderen ist nicht so ganz entscheidend, wichtig ist, dass es einigermaßen Freude macht, und dass man nicht am Monatszweiten vor dem Monatsdreißigsten Angst haben muss. Dass möglichst viele dieser Menschen dann auch noch leben und guten Mutes sind und ja manche Kontakte werden abbrechen aus unterschiedlichsten Gründen, neue Kontakte werden sich hoffentlich auch noch ergeben.«

Auch Sabine Schomann malt sich ihre ideale Vorstellung farbenfroh aus – ihre faktischen Perspektiven schildert sie allerdings im absoluten Gegenteil (siehe Kapitel 11.2.1):

»Oh, wenn ich mir was erträumen könnte? Das is' aber wirklich Wunschtraum. Immer noch den Typen für's Leben. […] Auf'm Land leben, in m schönen alten Häuschen mit dem Mann meines Lebens mit zwei Kindern. Ähm den Haushalt schmeißen, den Garten versorgen. […] Genug Platz und genug Geld für ganz viele arme alte Esel […] und genug Freiraum und Zeit, um ganz viel Musik zu machen […] und vielleicht dann sogar auch ah zum Familienunterhalt was beisteuern, indem ich vielleicht doch mal 'n paar CDs auch verkaufen kann. Das wäre mein Traum. Oder vielleicht wirklich jetzt […] doch […] noch den Heilpraktiker machen, weil das hängt mir immer noch nach […] Das wäre mein Wunsch. Aber am liebsten hätt ich das Häuschen auf dem Land mit zwei Kindern, ganz vielen Eseln, am besten noch 'ne Katze Hund Esel Chinchilla 'n paar eigenen Hühnern Schafe Ziegen […] Irgendwie vielleicht sogar einen eigenen kleinen Biohof oder so. […] mit 'm naturverbundenen Mann in einem schönen Haus in der Natur. Viel mit meinen Händen machen und viel mit meinem Herzen machen und nichts mehr verkaufen außer vielleicht meine eigenen CDs. Ja.«

Blickt man insgesamt auf die Zukunftsperspektiven, sind diese weit gefächert. Veronika Vetter und Paar Daub befinden sich an dem einen, durch Optimismus und Zuversicht gekennzeichneten Ende des Spektrums, während Theo Tettler und Rolf Radler klar ausdrücken, im Leben nichts mehr zu erwarten. Theo Tettler wünscht sich »gar nichts mehr« (siehe Kapitel 7.3.3) und Rolf Radler wiederholt bei der letzten Frage nach seinen persönlichen Zukunftsvorstellungen: »Also da bin ich ah ja, wie vorhin schon mal gesagt, so perspektivlos.«

Die sich auf eigentlich sämtliche Lebensbereiche erstreckende Perspektivlosigkeit und Handlungsarmut beider hängen, so ist zu vermuten, wechselseitig mit ihrer depressiven Symptomatik zusammen. Einer der beiden beschreibt explizit Niedergeschlagenheit, Lustlosigkeit, Traurigkeit und Perspektivlosigkeit als Hauptsymptome seiner jahrzehntelang andauernden Depression. Damit ist er in Deutschland (und im globalen Norden) nicht alleine.

11.1.2 Gesellschaftliche Wünsche und kollektive Forderungen

Die meisten bezogen die Frage nach Zukunftswünschen nicht nur auf sich, sondern auch auf kollektive Aspekte und gesellschaftlich zu behebende Missstände.

Dana Daub hofft auf eine größere gesellschaftliche Selbstverständlichkeit nicht-heterosexueller Familien wie sie selbst, was sich auch ansatzweise abzeichne:

»Ich find schon, ich ich hoffe mir, dass oder ich hab's Gefühl, es verändert sich grade schon jetzt zum Thema äh lesbische äh Mütter und so. Ich hab' schon das Gefühl auch in unserem Freundeskreis, dass immer mehr äh lesbische Paare oder auch schwule Paare Kinder kriegen. Wobei wir mehr lesbische kennen. Und dass da auch mehr ähm Selbstverständlichkeit ist.«

Diese Familien sollen sich nicht permanent erklären müssen, so Dana Daub weiter. Sie formuliert dies zwar als Wunsch, es kann aber auch als gesellschaftliche Forderung gelesen werden:

»Wie gesagt, dann warst du mit den Kindern und ich war halt die Begleitung aber eigentlich fehlte da der männliche Part so […]. So dass das einfach nicht mehr ein Thema ist, äh, WIE diese Kinder gekommen sind und wie sie leben und äh mit wem sondern, dass man einfach sagt, das ist unsere Familie und Punkt. Das würde (leicht lachend) ich mir wünschen.«

Lara Laubenthal fordert bessere Rahmenbedingungen für Pflegeberufe, aber eigentlich für den gesamten »sozialen Bereich«. Vor allem müsste die Bezahlung »einfach besser« werden und Ruhezeiten bei der Vergabe von Schichtdiensten eingehalten werden. In dieser Forderung wird sie von Lars Löbner unterstützt, der sich mehr Anerkennung und Wertschätzung für Beschäftigte wünscht, die zeitlich entgrenzt im öffentlichen Dienst, in personennahen Dienstleistungen oder, wie er, in der Daseinsvorsorge arbeiten:

»Ja, dass man's einfach auch mal wertschätzt, was die Leute für einen im öffentlichen Dienst leisten. Es ist nicht normal, dass 'n Bahnführer 'n Lokomotivführer an Heilig Abend Zug fährt, es ist nicht normal, dass am 1. Januar, wenn alle voll sind, einer da äh Bus fährt und dich heimkutschiert, das ist nicht selbstverständlich, dass ich abends um 11 Uhr noch irgendwo hingehen und was zum Essen krieg' oder wenn ich irgendeine Krankheit hab', dann geh ich ins Krankenhaus und es ist jemand da, dann muss ich das einfach irgendwo mal 'n bisschen schätzen und auch honorieren, dass es die Leute machen. Weil wenn's keiner mehr, macht dann steht das ganze Land still. Dann GEHT NICHTS MEHR.«

Er hält diese Tätigkeiten für gesellschaftlich unabdingbar (ohne sie »geht nichts mehr«), aber – so unsere Interpretation – für bei weitem nicht ausreichend anerkannt und wertgeschätzt.

Anna Aulinger und Nils Novic wünschen sich eine bessere Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Für Anna Aulinger wären dafür längere und flexiblere Öffnungszeiten der Kindertagesstätten erforderlich, für Nils Novic müssten diese überhaupt erst einmal bezahlbar sein:

»370 Euro […] für eine Kita, das ist zu teuer. Das /Nina Novic: ja/ das funktioniert nicht. Und wenn ich dann zwei Kinder hab', da zahl' ich 600 Euro Also das ist einfach, das ist so viel Geld.«

Auffälliger Weise kritisieren besonders Befragte im SGB II-Bezug das Grundsicherungssystem. So fordert Sabine Schomann eine menschenwürdige Grundsicherung und einen aus ihrer Sicht wirklich fördernden Sozialstaat: Vom Sozialstaat wünscht sie sich

»'ne ganze Menge. Ich würd' mir wünschen, dass Hartz IV abgeschafft wird und es wieder eine vernünftige Grundsicherung für alle gibt, auch wenn ich jetzt nicht mehr davon betroffen bin. Ich hab' genug Freunde, die immer noch unter dem Scheiß zu leiden haben und es ist einfach menschenunwürdig. Es ist menschenunwürdig. So, ich würd' mir wünschen, dass dieser Staat wirklich mal wieder auch 'n Sozialstaat wird. So und dass die Leute wirklich ihren Fähigkeiten entsprechend vernünftig gefördert werden.«

Referenzfolie ihres Wunsches und ihrer vehementen Kritik ist auch ihre eigene Erfahrung von Maßnahmen, die »niemand weiter« bringen – und die sie für sich, für ihre Freund*innen, Bekannten und gesamtgesellschaftlich als kontraproduktiv in Frage stellt:

»Es gibt ja ah so tolle Maßnahmen, wo ich auch mehrere mitgemacht hab', äh, das is' teilweise der absolut größte Scheiß so, da sitzt man und denkt sich, was soll ich hier so? […] so Sachen so wo man sagt, das kann ich doch schon alles, das muss mir hier nicht so'n Pimpf beibringen oder einfach auch Sachen ah okay kann ich vielleicht nicht, lern' ich was Neues, aber was soll mir das nützen? […] hab' ich oft das Gefühl, ist einfach reine Beschäftigungs ah therapie, damit die Leute irgendwas machen, aber wirklich gefördert vor allem ihren ihren ihren Fähigkeiten und ihren Veranlagungen entsprechend werden die da nicht. […] es is' Schwachsinn, man braucht es nicht. Es bringt niemand weiter. Pff.«

Ganz ähnlich sieht dies Rolf Radler, der auf die Frage nach Wünschen an den Sozialstaat – anders als an vielen anderen Stellen im Interview – sehr schnell und präzise antwortet und ein bedingungsloses Grundeinkommen fordert:

»Bedingungsloses Grundeinkommen. (lacht) […] weil ah meines Wissens halt erwiesen ist, dass es wirtschaftlich möglich ist. Der Zwang zur Lohnarbeit widerstrebt mir und ne das Geld is' einfach da. Und ja und wer arbeiten WILL ja, der kann ja dann gerne auch arbeiten und dann mehr verdienen. Oder wer mehr Geld haben WILL ja, der kann dann oder muss dann halt arbeiten gehen ne. Aber ahm ich denk' mal, das is' durchaus möglich, den Leuten 'n Grundeinkommen zukommen zu lassen, mit dem man vernünftig lebt, was auch höher is' als der jetzige Hartz IV Satz.«

Mit einem bedingungslosen Grundeinkommen könnte Rolf Radler, so eine Deutung, dem Zwang zur Lohnarbeit entgehen und würde wegen seiner Langzeitarbeitslosigkeit (eventuell) nicht mehr als »Mensch zweiter Klasse« und als »faules Stück« stigmatisiert. Seine Lebensform wäre dann womöglich legitim(er), gesellschaftlich unterstützt und anerkannt(er).

Schließlich zielt auch Ulrike Urban auf mehr Anerkennung: Sie fordert eine bessere Anerkennung von Pflegetätigkeiten und von Frauen, die (deswegen) oft unstete Lebensverläufe aufweisen. Sie wünscht sich, dass für kinderlose und prekär beschäftigte Menschen mit diskontinuierlichen Erwerbsverläufen und Brüchen in der Biografie, wie es bei ihr der Fall ist, »mehr Puffer aufgebaut« und sie finanziell unterstützt werden. Das gesamte Sozialsicherungssystem sei aber auf eine kontinuierliche Erwerbstätigkeit ausgerichtet, in der Brüche im Lebenslauf nicht vorgesehen seien. Sie nennt hier Frauen, die durch eine Scheidung »aus der Bahn geworfen sind« oder die nach Kindererziehung nur »unter ganz schwierigen Bedingungen« wieder ins Berufsleben zurückgekehrt sind sowie Frauen (und Männer), die Pflege leisten:

> »Bei mir ist es ja die Pflege, wo 'ne ehrenamt also mehr oder weniger 'ne Pflege so 'n Zugehörigkeitsgefühl so 'ne enge Bindung zum Pflegebedürftigen, die mich von von ah die meine meinen Berufs meinen Beruf da auch beeinträchtigen nja. Also ich das würd' ich mir wünschen, das ist wirklich das ist ja nicht nur bei Frauen so, das gibt's ja auch bei Männern. Das ist also grade für für für für für diskontinuierliche Erwerbs- und Lebensverläufe auch, dass der dass der Sozialstaat da Puffer bereithält. Wo bestimmte Einkommensverluste einfach auch aus aufgepuffert werden.«

Veronika Vetter schließlich wendet die Frage, was sie sich für ihre berufliche Zukunft wünscht, direkt um in einen gesamtgesellschaftlichen Wunsch – wie oft im Interview:

> »Darf ich die Frage 'n bisschen anders formulieren?/I2: Ja./Was ich mir wünschen würde für die Berufswelt? […] ich möcht einfach auf 'ne gute Art und Weise die nächsten Jahre verbringen, ja, in 'ner gesunden Struktur und 'n positives Miteinander und so weiter. Und das ist aber das, was ich eigentlich der ganzen Berufswelt wünschen würde. […] der ganzen Berufswelt würd' ich mir einfach 'ne andere Entwicklung wünschen. Und zwar wenn's geht, sehr schnell (lacht), weil ich denke, es wird so viel Schaden angerichtet im Moment auf allen möglichen Ebenen.«

11.2 Zukunftsvisionen und Zukunftsängste

Wir schließen mit der Frage nach dem Jahr 2030. Auch hier gibt es auf das eigene Leben und auf die individuelle Situation bezogene, optimistische oder pessimistische (11.2.1) Antworten sowie gesellschaftliche Visionen und negative Szenarien (11.2.2).

11.2.1 Selbst- und nahbezogene Szenarien

Walter Wenke, der jüngste Befragte, macht sich »absolut« wenig Zukunftssorgen. Er hat finanzielle Rücklagen und eine private Altersvorsorge aus seiner Vollzeiterwerbstätigkeit und geht davon aus, dass er sich sein Leben weiterhin selbst so gestaltet, wie er es möchte. Auch nimmt er an, bis ins hohe Alter in Teilzeit arbeiten zu können, zu wollen und zu werden:

»Ich geh davon aus, dass ich […] auch länger arbeiten KANN und dass ich das auch gut finde, wenn ich mit 80 noch 'n Teilzeitjob hab. Also ich bau' mir ein Leben auf das ich äh denke, dass ich es aushalten kann bis ins hohe Alter […] und dass ich dann noch die Gesundheit habe auch einfach.«

Auch gegenwärtig macht er sich keine Sorgen, sondern ist »einfach dermaßen konsequent« in seinem »Konsumverzicht«. Falls das Geld wirklich einmal knapp werden sollte, sei es ihm immer möglich, sich einen Vollzeitjob zu suchen. Ansonsten übt er sich in Anlehnung an die griechische Philosophie der Stoà in ataraxía, in Gelassenheit, Seelenruhe und einem Leben im Augenblick:

»Sobald ich dann spürbar mehr [Geld] brauche, dann heißt es, […] mehr zu arbeiten. Aber diese Zukunftssorgen und so was, das da geh ich dem der Sache stoisch aus dem Weg. Also ich lebe so sehr in der Gegenwart wie nie zuvor und das ist 'n entscheidender Glücksfaktor auf jeden Fall.«

Auch vor Arbeitslosigkeit hat er heute keine Angst mehr:

»Wenn man sich einfach einmal entschieden hat, wie für einen das Gute Leben in den Grundzügen aufgebaut ist, dann wird man auch gelassener. Also deswegen ja und wie gesagt Arbeitslosigkeit is' für mich kein kein Abgrund, sondern nur noch mehr Zeit für Muße.«

Explizit gefragt nach dem Jahr 2030, antwortet er mit seiner Vision, dass sein Lebensentwurf dann »gang und gäbe« wäre und auch andere ihn realisieren. Weiter nimmt er an, dass

»Ein gewisser Gedanke des wirtschaftlichen Schrumpfens auch einfach sich aufdringen wird zwangsweise also. Wir Europa ist kein wachsender Markt, da ist nix mehr mit Wachstum, das können wir vergessen.«

Angesichts der von ihm antizipierten Abgabe der wirtschaftlichen Macht des lange dominierenden Westens an »Indien und China« wird sich jener aus der »strukturellen Notwendigkeit« heraus »ganz anders aufstellen müssen«; »der Wachstumsgedanke wird sich zwangsweise wird weichen müssen gewisser Weise«. Walter Wenke tritt also für eine Begrenzung des permanenten Wachstums, quasi für eine Postwachstumsgesellschaft, ein. Seine persönliche Situation möchte er beibehalten und kommt von dieser auf seinen Wunsch einer »Entökonomisierung von Zeit« (zu seiner gesellschaftlichen Vision siehe Kapitel 11.2.2):

»Also ich kann mir eine Veränderung eigentlich nicht vorstellen […] einfach Zeit für Muße für Müßiggang und fürs Nichtstun […] ich liebe das. Das ist so einfach ja so so Abschalten und Nichtstun Nichtstun das das die Ent Ent Ökonomisierung von Zeit. Das is, keine Ahnung, wenn Zeit Geld ist, dann ist Geldvermehrung Zeitverschwendung.«

Veronika Vetter blickt in ihrem Vertrauen ins Universum ebenfalls positiv in ihre persönliche Zukunft. Beruflich könne sie es »einfach auch genießen, jetzt einfach mal abzuwarten, zu gucken, was sich entwickelt«. Wissend, dass es immer weiter gehe und sie »eh nur noch ein paar Jährchen« bis zum Ruhestand hat, bleibt sie gelassen. Auch ist sie wenig anspruchsvoll und, so unsere Deutung, nur für sich, aber für niemand Abhängigen verantwortlich:

»Ich kann immer noch sagen, okay, ich komm durch, wie auch immer ja. Ich kann auch meine Bedürfnisse weit runterschrauben, das ist okay und es geht mir dann immer noch gut damit.«

Die meisten machen sich allerdings Sorgen. Mit Blick auf Finanzen gehen viele von einer zukünftigen Verschlechterung ihrer finanziellen Situation aus, besonders im Rentenalter. Theo Tettler und Rolf Radler glauben, dass sie 2030 keine Erwerbsarbeit haben werden und Petra Podan wird, wenn ihre Kinder aus dem Haus sind, »auf jeden Fall auf einige Zahlungen verzichten müssen«, »wahrscheinlich« eine »kleinere Wohnung« haben und insgesamt

»sicherlich wieder mehr arbeiten müssen, eventuell auch bei meinem nicht so lieben Arbeitsgeber Arbeitgeber, also nicht-so-liebe-Kollegen-Arbeitgeber.«

Sie denkt, aus finanziellen Gründen nicht nur ihren ungeliebten Job in der Stadtverwaltung ausweiten, sondern bis ins hohe Alter weiteren Jobs nach-

gehen zu müssen: »Ich glaub', ich wird' noch 'n paar Nebenjobs bis ich 90 bin machen oder so (lacht).« Clemens Caspar vermutet, an seine Partnerin gerichtet, im Jahr 2030 werde

»die Zeit sein, wo du dann auch keine Rente mehr kriegst, weil weil die geburtenstarken Jahrgänge kommen und das Rentensystem zusammenbricht.«[74]

Sabine Schomann denkt zwar nicht, gar keine, aber jedenfalls sehr wenig Rente zu erhalten (und überschätzt diese vermutlich sogar). Auch Oliver Oswald ist um seine Rente besorgt, zumal er nur wenig einbezahlt hat, und hofft daher, möglichst lange arbeiten zu können:

»Da muss ich irgendwie froh und dankbar sein, wenn ich so lange arbeiten kann sowohl vertraglich als auch körperlich, gesundheitlich, ahm, wie der Gesetzgeber es irgendwann mal einrichten wird, dass man arbeiten soll.«

Schon das Denken an seine Rente möchte er vermeiden, »schränkt« doch bereits der Gedanke daran seine »Lebensqualität ein«. Auch Petra Podan mache sich über ihre geringe Rente »im Moment extra keine Gedanken«, weil das »frustig wär'«. Rolf Radler sieht seiner desolaten finanziellen Situation und geringen Rente perspektivlos entgegen und geht davon aus, für den Rest seines Lebens Grundsicherung zu beziehen:

»Damit hab' ich mich abgefunden. Selbst, wenn ich jetzt einzahlen würde mit 'm normalen sagen wir 2000 Euro Job oder so, ah ne, ich käm' nicht mehr, wenn überhaupt, nicht nennenswert über die Grundsicherung raus. Und von daher mach ich mir über Rente gar keine Gedanken mehr.«

Viele Befragte blicken zudem im gesamten Lebenszusammenhang in eine sorgenvolle Zukunft. Exemplarisch macht sich Ulrike Urban in der Gesamtschau große Sorgen nicht nur hinsichtlich ihrer finanziellen, sondern auch ihrer sozialen Situation ohne Partner und Familie:

»Für mich ist auch der Horror ahm, weil ich jetzt auch schon so lange alleine lebe, so diese diese Kombination ALT ARM KRANK. Das ist also, das das ist für mich schon, das ist schon der Horror.«

In der Horrorvorstellung ihrer Zukunft kulminieren die Wechselfälle des Lebens Armut, Alter, Krankheit und Alleinsein. Sabine Schomann zeichnet

74 Auch mit diesem sehr unwahrscheinlichen Szenario eines Komplettzusammenbruchs des Rentensystems führt er übrigens ihre Erwerbstätigkeit im Paar und generell ad absurdum, lohne sich ihre Erwerbsarbeit in diesem Szenario doch auch mit Blick auf eine zukünftige Rente überhaupt nicht.

eindrücklich ein ähnlich horrendes, individuelles Zukunftsszenario. Sie antwortet sehr perspektivlos auf die Frage, wo sie sich 2030 sehe – zu dem Zeitpunkt wäre sie gerade Mitte 50:

»Hm pfffff oh Gott das ist aber ’ne schwierige Frage. Ich bin mir gar nicht sicher, ob ich da noch am Leben bin (lacht) […] Ganz ehrlich ahm phhhh ich ah hab’ da ah nicht so positive Zukunftsvisionen. Ich glaube, dass ich ah noch einsamer sein werde als jetzt, wahrscheinlich ah auch den letzten Freund noch ah vergrault haben werde. Wahrscheinlich wieder arbeitslos bin und eine von diesen armen, verhärmten, bösen, garstigen Alten bin so so so so man kennt ja diese Omas ne, die wirklich von der Hand in den Mund leben irgendwie ah in den absolut letzten Klamotten aus der Altkleidersammlung rumrennen und froh sind, wenn sie sich eine Scheibe Brot am Tag leisten können. Da seh’ ich mich. Echt. Ha, da seh’ ich mich wirklich. Ja.«

Theo Tettler und Rolf Radler reihen sich schließlich nahtlos ein in diese Perspektivlosigkeit. Nicht zuletzt bringen die Fälle bedrückend auf den Punkt, was Judith Butler adressiert mit der grundlegenden menschlichen Verletzbarkeit und Prekarität allen Seins (siehe Kapitel 2).

11.2.2 Kollektive Visionen und Dystopien

Zur »Entthronisierung« des »Gottes« Arbeit

Walter Wenke versteht sich als gesellschaftlicher Vorreiter und »Pionier« und geht davon aus, dass ihm in Sachen Erwerbsarbeitskritik »noch ganz viele folgen« werden – weniger vielleicht aus Überzeugung, sondern schlicht, weil sie die zukünftig noch mehr beschleunigte und verdichtete, erdrückende Erwerbsarbeit nicht mehr leisten können:

»Die Beschleunigung, die Arbeitsverdichtung durch die Technologie, die wird meiner Meinung nach sich zuspitzen und es wird immer mehr Leute geben, die einfach nicht mehr fähig sein werden, Vollzeit zu arbeiten.«

Auf der Ebene gesellschaftlicher Normen und Vorstellungen ist sein Wunsch und seine Vision, dass Erwerbsarbeit ihren quasi gottähnlichen, allein selig machenden Status verliert:

»Dass man diesen religionsartigen Status von Arbeit, dass man den ähm dass man dagegen arbeitet. Dass man sagt, Leute, Arbeit ist nicht alles. So was wie Muße, so was wie Luft zum Atmen, Freiraum, wir können uns nicht nur von Arbeit profilieren. Das ist das ist nur ein ein ein ein kleiner Teil des Lebens. […] wir müssen nicht fünfzig Stunden in der Woche arbeiten. Und dass da Initiativen kommen, wirklich, wie

sieht das Gute Leben aus? Wie Arbeit is nicht alles, Arbeit is ähm keine Religion und es soll auch keine Religion werden und dass das man da so das Ding so n bisschen zurechtstutzt. Diese ganze Wahrnehmung von Arbeit und wie sie ähm ihren ihrer der Wert von Arbeit in der Gesellschaft, dass man das so n bisschen ähm relativiert.«

Allerdings hält er seine Vorstellung, Erwerbsarbeit als – in unseren Worten – Alleinherrscher zu entthronisieren, für »illusionär«: aufgrund der Übermacht einerseits der globalen Wirtschaft und andererseits der gesellschaftlichen Leistungsideologie, die viele erwerbs- und leistungsorientierte Menschen so sehr verinnerlicht hätten, dass sie in ihrer Verblendung gar nicht bemerken würden, wie Erwerbsarbeit sie »kaputt macht«:

»Aber das is ähm illusionär, weil alles funktioniert nach diesen Marktmechanismen und wenn Deutschland jetzt auf einmal anfängt, äh, wenn es lauter Müßiggänger gibt, dann bricht die Wirtschaft so was von zusammen. […] weil es is alles global verkettet miteinander und […] es is un nicht umsetzbar. Ich glaube nicht, dass äh wir jetzt, dass jeder Bürger sich ähm Muße leisten kann, sondern da gibt es Leute, die Arbeit LIEBEN und viel arbeiten WOLLEN und auch gar nicht verstehen, dass es sie kaputt macht vielleicht, aber Hauptsache, sie bringen die Leistungen.«

Seine Vision sieht Walter Wenke doppelt begrenzt: Gesellschaftlich durch einen Kollaps des Wirtschaftssystems, käme es zu einem kollektiven Müßiggang, und auf Subjektebene durch mangelnden Willen und mangelndes Vermögen der meisten Menschen. Walter Wenke hält, so unsere Deutung, seinen Weg des radikalen Konsumverzichtes für einen beschwerlichen Sonderweg, den (fast) nur er als Exzeptionalist gehen könne:

»Es gehört extrem viel MUT und KRITISCHES DENKEN da gegen den Strom zu schwimmen und sagen nee ich mach das nicht mit also. Ich erwarte gar nicht diesen Schritt, den ich mache, von anderen, weil es ist ein Riesenschritt. Es ist ein Verzicht, es ist ein großer Verzicht an Konsum.«

Wie Walter Wenke in seiner Subjekt- und Gesellschaftskritik moniert, seien viele »so abhängig von diesem Konsum und sind so in diesem Konsumzwang auch drin, dass die sich gar nicht befreien können«, weshalb sie erwerbsarbeiten müssten. Er hält es hingegen für »völlig krank einfach, dieses sich finanziell abhängig machen von Arbeit«. Als gesellschaftlicher Pionier, als der er sich selbst versteht, hegt er stattdessen die Idee, ein Vorbild und eine Inspirationsquelle für ein anderes Lebensmodell und eine andere gesellschaftliche Lebensform zu sein. Dabei deutet er sogar das (Selbst-)Bild eines Märtyrers an:

»Leute wie ich sind meiner Meinung nach wie gesagt ähm Pioniere und äh es gibt Leute wie ich, es sind natürlich sehr, sehr wenige Leute, und ich wünschte mich sehne mich ich sehne mich danach, dass es noch mehr so so Leute zu treffen im Leben und so. Aber ja es ist vielleicht so ’n bisschen, keine Ahnung, ich will nicht sagen Märtyrerarbeit, aber es is ähm ne Sache, die noch viel viel Zeit braucht. Aber das ist die Zukunft. Ich denke, ich lebe mit dem Lebensentwurf, mit dem ich jetzt lebe oder wie ich mich entschieden hab, mein Leben umzuschmeißen, leb ich ein Stück Zukunft jetzt schon und inspiriere Leute. Das inspiriert Leute.«

Am Ende bringt Walter Wenke nochmals seinen Wunsch nach Grenzen des Wachstums und nach einer »Entökonomisierung von Zeit« zum Ausdruck:

»Das kann sich nicht halten vor allem nicht in Europa langfristig ich mein dieser Wachstum und ganze ähm das der Maßstab Geld und Geldvermehrung das das kann sich nicht halten. Und 2030 viell is vielleicht noch ein bisschen früh für meine fast utopischen Vorstellungen von Entwirtschaftung und ähm weniger Wachstum mehr Schrumpfen und so. Also ich hoff natürlich, dass das dann, dass wir dann weiter sind in der Richtung als heute.«

Die hier gezeichnete Postwachstumsgesellschaft, ja seine »fast utopischen Vorstellungen« einer »Entwirtschaftung« der Gesellschaft, hält Walter Wenke aber letztlich, so die Rekonstruktion, aufgrund der oben genannten doppelten Grenzen für nicht verallgemeinerungsfähig. Auch bei seiner Vision scheint also letztlich seine starke Selbstzentrierung durch.

Von der Hoffnung auf ein »kollektives Erwachen« …

Ganz anders Veronika Vetter, die ihr eigenes Erweckungserlebnis offenbar sehr wohl für verallgemeinerungsfähig hält und ein zunehmendes kollektives Erwachen prognostiziert:

»Also ich geh davon aus, dass so was wie ’n, das klingt jetzt so ’n bisschen sektiererisch, aber ich denke schon, dass so was wie ’n spirituelles Erwachen mehr und mehr stattfinden wird.«

Dieses kollektive spirituelle Erwachen bezieht sie auf die Arbeitswelt und gleichzeitig auf die Gesellschaft, und es geht mit einer Balance und inneren Ruhe einher:

»Also jetzt in Bezug auf also Arbeitswelt beziehungsweise Gesellschaft, dass einfach die Menschen immer mehr dazu kommen, sich nach innen zu wenden. Und meine Hoffnung geht in die Richtung, dass ’ne Balance stattfindet also zwischen also Innen und Außen na so, dass die Menschen mehr so in sich ruhen und aus dieser inneren Ruhe raus ihre Arbeit tun so.«

Allerdings nimmt Veronika Vetter ihre anfängliche Erwachens-Sicherheit (»ich geh davon aus«) am Ende des Zitates doch wieder zweifelnd zurück: »Aber ob wir dahin kommen, ich weiß es nicht.« Ebenso oszillierend zwischen Zuversicht und positiven Szenarien auf der einen Seite und zweifelnder Zurücknahme auf der anderen sind Veronika Vetters Visionen von besseren Führungskräften und einer Veränderung von Erwerbsarbeit. Wichtig ist hier eine Belegerzählung über ein Bewerbungsgespräch und einen potentiellen neuen Chef:

»Der ist so Mitte 40 und bei dem hatt' ich so das Gefühl, wenn nur 50 Prozent dessen, was er mir erzählt hat, wenn er das umsetzt und es stimmt, dann ist der wirklich auf 'nem ganz tollen Weg ja. Also ich könnte mir gut vorstellen, dass jetzt wieder 'ne Generation nachwächst, die jetzt in die Chefposition kommt, die das Problem sieht. Und er sagte zu mir auch, ›Also ich muss noch was weiß ich 25 Jahre arbeiten oder 20 oder so ja, und ich möcht einfach 'ne gute Zeit verbringen. Und ich möchte einfach 'ne flache Hierarchie und ich möchte aus dem, was die Menschen mitbringen, die mit mir arbeiten, möchte ich einfach auch schöpfen und ich möcht nicht die Leute unterdrücken ja.‹ Und das ist ein Modell, da hab' ich sofort gesagt, das ist klasse, das gefällt mir.«

Der potentielle Chef scheint Veronika Vetters Bedingungen und Vorstellungen guter Arbeit zu erfüllen. Sie sieht ihn vor dem Hintergrund ihrer entfremdenden und destruktiven Erfahrungen in der Erwerbssphäre als eine der wenigen »Ausnahmen oder Veränderungen in diesem ganzen Feld« und beschreibt ihn als »Hoffnungsschimmer, der sich da abzeichnet«. Zunächst hält sie an ihrer Hoffnung (bzw. am »Schimmer« derselben) fest und setzt auf Zeit für einen Wandel. Am Ende des Interviews ist Veronika Vetter jedoch sehr zweifelnd, ob der Wandel zum Besseren wirklich eintreten wird oder sich nicht die Arbeitsbedingungen weiter verschlechtern:

»Ich hab' ja in letzter Zeit immer mal wieder so hoffnungsvolle Kontakte gehabt also […] wenn sich so so 'n Impuls durchsetzen würde, quasi so 'n Teamgedanke so 'n gesunder, dann fänd' ich das wirklich toll. Aber ich WAGE zu bezweifeln, dass wir in 15 Jahren dort sind. Ich weiß es nicht. Keine Ahnung. Muss ich leider passen. Also ich was ich befürchte ist, dass sich die Digitalisierung immer noch mehr in die Arbeitswelt rein drückt.«

Auch Walter Wenke, der eine Veränderung der Ausgestaltung von Erwerbsarbeit und vor allem ihrer derzeitigen Sinnentleertheit »schön« fände, ist skeptisch angesichts eines von ihm wahrgenommenen Überhandnehmens ökonomischer Prinzipien:

»Mehr Ganzheitliches, mehr wieder mehr Sinn in der die Arbeit stecken, das wäre natürlich schön. Aber das ist natürlich illusorisch, glaub ich, weil das wird unglaublich schwer das vor allem in der freien Wirtschaft hin zu bekommen, weil das ähm ist völlig diesem […] Geschwindigkeits diesen […] Märkten […] dieser […] strukturellen Diktatur einfach der Märkte. So dermaßen die Jobs sind dermaßen ausgeliefert diesen dieser Beschleunigung einfach, dass es schwer sein wird, da entgegenzusteuern. […] Es gibt kleinere Unternehmen, die machen das, aber die großen Konzerne, die werden's schwer haben, da gegen […] den Strom zu schwimmen und Geschwindigkeit rauszunehmen aus den einzelnen Jobs und ah Sinn reinzustecken. Ja aber schön wär's.«

… zu Szenarien des Zusammenbruches und der Dystopie

Damit kommen wir zuletzt zu den negativen bis dystopischen Szenarien, die verschiedene Befragte skizzieren. So nennt Rolf Radler auf die Frage, was bis 2030 wohl geschehen sein wird, kurz und prägnant ein gesellschaftliches Abstiegsszenario, das er aber nicht näher ausführt:

»Ich denke mal, das ganze Sozial- und Wirtschaftssystem wird sich für die Bürger zum Negativen verändert haben.«

Veronika Vetters Ängste richten sich vor allem auf die »Weltlage«, weniger auf ihre individuelle Situation – die aber mit der Weltlage zusammenhänge – und gar nicht auf ihre Arbeit:

»Also, wenn ich Zukunftsängste hab', dann eher eben, was die Weltlage angeht. Also jetzt nicht, was meine individuelle Si die natürlich damit zusammenhängt, aber jetzt nicht unmittelbar in Zusammenhang zu sehen mit der Arbeit oder so. Ich hab' eher so das Gefühl, ja, wir könnten noch mal einen dritten Weltkrieg bekommen oder irgendwie so was in der Richtung ja. Das macht mir eigentlich viel mehr Sorge. Oder die Umweltverschmutzung die zunehmende und so ja.«

Neben der Gefahr eines Dritten Weltkrieges, die nicht nur sie allein wahrnimmt, befürchtet sie auch einen wirtschaftlichen Zusammenbruch. Für sich leitet sie aus dieser permanenten Bedrohung und Flüchtigkeit aller Dinge ab, bestmöglich und im Moment zu leben:

»Also ich ich BEFÜRCHTE eher, dass wir mit naja +++ Währungsreform konfrontiert werden in nächster Zeit, das ist so was, was womit ich einfach rechne ja. Und das ist auch so 'n Damoklesschwert, das mich dazu anregt ahm ja einfach gut im Moment zu leben oder ja das Beste aus jedem Tag zu machen. Weil ich denke, es kann sich ganz ganz schnell ändern.«

Danach verschränkt sie wirtschaftliche mit individuellen Zusammenbruchserfahrungen und überträgt beide zurück auf die Ebene gesellschaftlicher Entwicklungen, für die sie den Komplettzusammenbruch aller Strukturen prognostiziert. Hierdurch würden sich zuletzt die Individuen und die Gesellschaft wieder auf sich selbst und auf die basalsten Dinge besinnen müssen – so ihre das Interview abschließende Einschätzung:

»Ich denke, solche wirtschaftlichen Zusammenbrüche, wir erleben's jetzt ja so sukzessive im Individuellen, und insofern denke ich schon, dass da noch was Größeres kommt. Also dass es nicht in Anführungszeichen nur so 'n individueller gesellschaftlicher Prozess ist, sondern dass da noch 'n richtiger Hammer, also dass der Hammer noch kommt. Das befürchte ich. Ja und dann müssen wir so oder so wieder von vorne anfangen. Ich denke, dann müssen wir wieder ganz neue Strukturen finden. Also angenommen, die Wirtschaft und alles klappt total zusammen und es kommt 'n Krieg oder beides ja erst der Krieg, dann die Wirtschaft und wie auch immer, wir landen im Chaos, also ich glaube, dass wir dann wirklich wieder so mit GANZ basalen Dingen konfrontiert werden. Die Gesellschaft wieder sich so auf sich selber zurück besinnt. Also auf 'ner breiten Ebene. Also das, was jetzt individuell stattfindet, dass es dann einfach so ein gesamtes Thema ist. Also insofern ahm also ich bin eher skeptisch, was das Jahr 2030 angeht.«

Auch Theo Tettler befürchtet den totalen Zusammenbruch und den Dritten Weltkrieg. Insgesamt liefert er den düstersten gesellschaftlichen Ausblick aller auf das Jahr 2030, aus dem auch sein Gefühl der umfassenden existenziellen Bedrohung spricht:

»Es wird nix mehr auf dem Nix mehr stehen. Wir werden sicher unseren Dritten Weltkrieg bekommen. Der Raketenschutzschild wird ah ist auf 2019 konzipiert und so wird jetzt in mehreren Etappen ah aufgebaut […] 2025 will Südkorea seine halbe Armee aus Schlachtrobotern aufgebaut haben, passt auch so in in gängiges Konzept der ah Technisierung der ganzen Industrie Staatenarmeen. Na is' so 'n zeitlicher Horizont, bis 2030 soll alles gelaufen sein, und und es geht sicher gegen Russland und dahinter gehts gegen China. Also ich hab' keine Hoffnung, dass da irgendwelche Kräfte gibt, die das aufhalten könnten. Das ist 'n Durchmarsch.«

12. Zusammenfassung und Weiterentwicklungen

Wir fassen nun unsere wichtigsten empirischen Ergebnisse zusammen (12.2 bis 12.5). Zudem präsentieren wir unsere konzeptionellen Weiterentwicklungen, die wir im Wechselspiel aus theoretischen (Vor-)Annahmen, empirischen Ergebnissen und weitergehenden theoretischen Überlegungen gewonnen haben. Für diese Heuristik haben wir das Konzept von Prekarität im Lebenszusammenhang im Forschungsprozess um eine Perspektive auf Anerkennung erweitert (Tabelle 5, Kapitel 12.6). Wir schließen mit analytischen Abstraktionen bezüglich eines ideologischen Potentials von Anerkennung für Erwerbsarbeit, das sich im Angesicht von prekärer Beschäftigung ausmachen lässt (12.7).

12.1 Ein Blick zurück: Unsere Forschungsfragen

Die Fragen unserer Studie hatten wir in drei Komplexe gruppiert (siehe Kapitel 2.5.2):

Erstens, welche Bedeutung haben die unterschiedlichen Anerkennungssphären und -formen für die prekär Beschäftigten, v. a. Erwerbsarbeit und Paar- sowie Nahbeziehungen (Liebe), aber auch weitere Lebensbereiche? Wofür wünschen und wofür finden sie je Anerkennung? Welche Erfahrungen der Nichtanerkennung machen sie? Welche Ungleichheiten zeigen sich? Wir haben prekär beschäftigte Paare, in denen die Partner*innen sich zumindest potentiell wechselseitige Liebesanerkennung zollen können, und Menschen, die nicht in einer Paarbeziehung leben, aber Liebesanerkennung womöglich in anderen Nahbeziehungen aktualisieren können (was übrigens auch für die Paare gilt), unterschieden.

Zweitens: In welchem Verhältnis stehen die Anerkennungsformen (und -sphären), v. a. Leistung (in der Erwerbssphäre) und Liebe (in Paar- und

Nahbeziehungen), bei den Einzelnen, im Paar und ggf. in weiteren sozialen Beziehungen? Können erwerbsseitige Anerkennungsdefizite in Paar- und Nahbeziehungen oder durch anderes Sinnstiftendes abgefedert, womöglich sogar kompensiert werden? Oder dehnen sie sich auch auf Paar- und Nahbeziehungen, Selbstsorge und andere Dimensionen aus und entfalten kumulative Wirkungen bis hin zu multiplen Exklusionen?

Eine Unterfrage hierbei war, ob sich auch bei den prekär Beschäftigten zum einen die »Anerkennungsfalle« der »Liebessuche in der Erwerbssphäre« rekonstruieren lässt. Bei den Doppelkarriere-Paaren (Wimbauer 2012) wird diese durch die Subjektivierungs- und Anerkennungsversprechen von Erwerbsarbeit befördert. Hier beruht sie aber womöglich auf dem ökonomischen Erfordernis, sich stark in Erwerbsarbeit einbringen zu müssen, um die finanziell und anderweitig prekäre Situation zu verbessern. Und wie zeigt sich das Bild mit Blick auf die zweite »Anerkennungsfalle« »Leistung (z)ersetzt Liebe« im Paar und in Nahbeziehungen? Hatten die Doppelkarriere-Paare wegen ihres beruflichen Leistungs- und Anerkennungsstrebens keine Zeit und Achtsamkeit mehr für die Liebe zu anderen und sich selbst, lässt sich bei den prekär Beschäftigten vereinfacht fragen: Zersetzt die prekäre berufliche Situation auch ihre Paar- und Nahbeziehungen, ihre Selbstsorge und womöglich ihre gesamte Sinnstiftung? Oder sind andere Dimensionen neben Erwerbsarbeit bedeutsamer?

Drittens, wie gestalten sich die Geschlechterverhältnisse angesichts prekärer Beschäftigung? Hier interessierten uns Ungleichheiten mit Blick auf die geschlechterdifferenzierende gesellschaftliche Arbeitsteilung – auch, aber nicht nur bei den Paaren. Zudem wollten wir Männlichkeitskonzepte erhellen: Was passiert, wenn die für die industriegesellschaftliche Männlichkeit zentrale Erwerbsarbeit und Ernährerrolle sich nicht mehr einlösen lassen? Werden bisherige Leitbilder brüchig? Entsteht Raum für ein fürsorgliches Engagement von Männern (Elliot 2016)? Wird an überkommenen Männlichkeitsmustern festgehalten (Klenner et al. 2012; Lengersdorf/Meuser 2010)? Oder erschöpft sich Männlichkeit und wird entleert (Völker 2011)?

Bei alldem ist stets auch von Interesse, welche Gemeinsamkeiten sich bei und welche Unterschiede sich zwischen den prekär Beschäftigten mit und ohne Paarbeziehung zeigen.

Wir orientieren uns nachfolgend an dieser Reihenfolge von Fragen, arbeiten sie aber zur Vermeidung von Redundanzen nicht absolut strikt ab.

12.2 Anerkennungswünsche und Anerkennungsdefizite in der Erwerbssphäre

Welche Bedeutung hat Erwerbsarbeit? Wofür wünschen die Befragten Anerkennung? Welche Anerkennungsdefizite erfahren sie? Wir fokussieren zunächst berufliche Anerkennung und Anerkennungsdefizite, andere Erfahrungen der Nicht-/Anerkennung folgen später.

Hohe Bedeutung von Erwerbsarbeit

Anders als bei den früher untersuchten Doppelkarriere-Paaren (Wimbauer 2012) hat bei niemandem der prekär Beschäftigten Erwerbsarbeit zum Interviewzeitpunkt die *oberste Priorität* in der Sinndimension oder ließ sich als zentrales Medium der Selbstverwirklichung rekonstruieren. Allerdings war dies bei Veronika Vetter und Walter Wenke früher lange der Fall. Während Walter Wenke einen radikalen Bruch vollzog, ist Veronika Vetter nach ihrem spirituellen Erweckungserlebnis auch heute noch, aber nicht mehr ausschließlich, beruflich orientiert. Erwerbsarbeit ist für sie in ihrer guten Form »Selbstausdruck« schlechthin, aber ihr Konzept von guter Arbeit sieht sie für sich und insgesamt massiv bedroht.

Viele Befragte sind aber dennoch stark an Erwerbsarbeit orientiert (ähnlich Gefken et al. 2015: 121f.), auch wenn sie sich nicht in allererster Linie durch sie selbst verwirklichen wollen. So sind arbeitsinhaltliche Aspekte für viele sehr relevant, wenngleich sie – wie auch Gefken et al. (2015) zeigen – oft unfreiwillig Abstriche daran zu machen hatten. Erwerbsarbeit ist sehr bedeutsam im Rahmen der verbreiteten Orientierung an Meritokratie. Dies bezeichnet die Idee, erbrachte Leistungen und Mühen im Bildungs- und Erwerbssystem sollen sich lohnen und sich in ein existenzsicherndes Einkommen, ausbildungsadäquate Arbeitsinhalte und angemessene Arbeitsbedingungen, Anerkennung, Status und Teilhabe umsetzen (u. a. Oliver Oswald, Ulrike Urban, Löbner/Laubenthal). Erwerbsarbeit ist auch von hoher Bedeutung, um sich durch sie als Arbeitsmarktbürger*innen, als respektable, vollwertige und »anständige« Gesellschaftsmitglieder auszuweisen (Petra Podan, Paar Poturica). Für fast alle ist sie wichtig, um die ökonomische Existenz (»manifeste Funktion«, Jahoda 1983) und Unabhängigkeit zu sichern – vom Sozialstaat oder von einem Ernährer. In unserer Untersuchung (und in allen unseren früheren Studien) waren es besonders Frauen, die eine Abhängigkeit von einem Ernährer und vom Sozialstaat stark ablehnten. Schließlich

fanden auch wir weitere »latente Funktionen« (ebd.) oder soziale Dimensionen von Erwerbsarbeit, etwa soziale, kulturelle und gesellschaftliche Teilhabe, Strukturierung des Tages und Sinnhaftigkeit durch eine Beschäftigung als solche.

Nichtanerkennung im der Erwerbssphäre und Wechselfälle des Lebens

Viele Befragte streben danach, an Erwerbsarbeit teilzuhaben, sie wollen also arbeiten – können dies aber nicht in der von ihnen gewünschten Form oder gar nicht. Viele erfahren dies schmerzhaft als Nichtanerkennung und als Ungerechtigkeit. Nahezu alle berichten von Anerkennungsdefiziten. Bei vielen haben sich im Laufe der Zeit die persönlichen Arbeitsbedingungen verschlechtert, sie erfuhren falsche Versprechen, unzuverlässige Vorgesetzte, überraschende Kündigungen und Mobbing am Arbeitsplatz. Moniert wurden zudem strukturelle Veränderungen wie Arbeitsverdichtung, Rationalisierungen, Sparmaßnahmen, Stellen- und Gehaltskürzungen sowie Restrukturierungen ganzer Branchen. Für viele erweisen sich die prekäre Beschäftigung und die Anerkennungsdefizite als körperlich und/oder psychisch erheblich belastend mit negativen gesundheitlichen Folgen bis hin zu Burnout, Depressionen und schließlich der drohenden oder eingetretenen Arbeits- und Erwerbsunfähigkeit. Bei einigen lassen sich regelrechte Verlaufskurven rekonstruieren, einige befanden sich bereits von Beginn ihres Berufslebens an in prekären Erwerbsverhältnissen.

Neben den genannten Belastungen und gesundheitlichen Folgen der prekären Beschäftigung für die einzelnen, die sich wiederum negativ auf ihre Beschäftigungssituation auswirken können, verschlechterte sich die Beschäftigungssituation oft auch als Folge anderer Ereignisse. Bisweilen ist auch nicht leicht auszumachen, was Henne und was Ei ist, und es kommt zu einer Verdichtung und Akkumulation mehrerer prekärer Dimensionen im Lebenszusammenhang.[75] So sind Familiengründungen für Frauen häufig mit einer beruflichen Verschlechterung verbunden, und oft finden Mütter sich, wie Petra Podan, auf dem unattraktiven *mommy-track* wieder. Das Vereinbarkeitsproblem trifft alleinerziehende und alleinverdienende Mütter besonders deutlich.

75 Wie auch quantitative Studien, etwa des IAB, zeigen, die mit Blick auf Personen im ALG II-(Langzeit-)Bezug verschiedene Vermittlungshemmnisse und deren Kumulation herausstellen (siehe Kapitel 2). Peter A. Berger hätte an dieser Stelle, hätte er das Kapitel noch lesen können, sicherlich auf den berühmten und von ihm viel zitierten »Matthäus-Effekt« (Merton 1973 [1968]) hingewiesen.

Auch Sorge für andere zu erbringen, wie bei Ulrike Urban, führt häufig zu prekären Erwerbssituationen. Schließlich sind es kritische Lebensereignisse, die Normalitätsfolien und Normalarbeit verunmöglichen und zu Prekarisierung führen können – z. B. Trennungen, Scheidungen, Gewalterfahrungen im familiären oder öffentlichen Raum, gesundheitliche Beeinträchtigungen, Erkrankungen von Angehörigen oder Freunden, Schicksalsschläge und Tod von Partner*innen, Eltern, Kindern, Angehörigen. Dies auszublenden oder sich vorzugaukeln, es träfe nur die anderen, könnte sich durchaus als Irrglauben erweisen.

V/erkämpfte Anerkennung

Fast alle Befragten erfahren also statt der gewünschten Anerkennung erwerbsseitige Anerkennungsdefizite. Wie gehen sie damit um? Viele sind weiter an Erwerbsarbeit orientiert, kämpfen mehr oder weniger aktiv um dortige Anerkennung – allerdings mit nur mäßigem oder ohne Erfolg. Ulrike Urban, Oliver Oswald, Sabine Schomann und Caroline Christiansen können nicht verstehen, warum sie keine existenzsichernde und angemessene Erwerbstätigkeit finden. Petra Podan hat sich mit ihrer prekären Situation arrangiert, während Veronika Vetter sich zwar gelassen präsentiert, aber weiter nach einer anerkennenden Erwerbsarbeit sucht.

Als wichtig bei den oft vergeblichen Kämpfen um Anerkennung erwiesen sich zudem sozialstaatliche Akteure und Abgrenzungsversuche gegenüber Nichterwerbstätigen. So ließ sich bei einigen die Selbstdarstellung als respektable (Arbeitsmarkt-)Bürger*innen rekonstruieren, die häufig mit einer Abgrenzung von der Figur des »faulen Arbeitslosen« (ähnlich auch Hirseland/Lobato 2014) einher geht, der als »asozial« charakterisiert wird und wahlweise den ganzen Tag fernsieht, faulenzt oder Alkohol konsumiert und auf Kosten der Allgemeinheit lebt. Auch die Abgrenzung von der Figur der *Welfare Mom* ist uns begegnet. Offenbar sind diese Bilder medial, diskursiv und gesellschaftlich höchst wirkmächtig angesichts der Vehemenz der Absetzungsbewegungen.

Mit Blick auf sozialstaatliche Akteure schätzen viele grundsätzlich die Errungenschaften des Sozialstaates und seine dekommodifizierende Wirkung; einige zeigen sich zufrieden. Fast alle fühlten sich aber häufig kaum anerkennend behandelt, nicht anerkannt oder missachtet. Wenig überraschend ist, dass Personen im ALG I-Bezug nicht so viele Anerkennungsdefizite berichten wie Personen im ALG II-Bezug und besonders Langzeitbeziehende. Von

einem guten Gefühl, das mit dem Leistungsbezug verbunden wäre, erzählt niemand. Hingegen erfährt sich die alleinerziehende Multijobberin Petra Podan als für ihre Leistungen missachtet und nicht wenige empfinden den Leistungsbezug und die Interaktion mit Sozialstaatsakteur*innen als Zurschaustellung, Entblößung, Maßregelung und als äußerst demütigend. Einige verzichten daher sogar auf die Wahrnehmung ihres legitimen Anspruches. Nicht zuletzt kritisieren einige die Überbetonung eines aus ihrer Sicht nicht zielführenden »Forderns« und die Vernachlässigung eines angemessenen und wirklich weiterführenden »Förderns«.

Negative Deutungen von Erwerbsarbeit und »berufliche Nichtanerkennungsresistenz«

Einige deuten Erwerbsarbeit allerdings auch negativ: als Zwang und Fremdbestimmung, als grundlegend schlecht oder gar als zerstörerisch. Manche sehen Erwerbsarbeit als notwendiges Übel und Zwang. Erwerbsarbeit sehen sie als unabdingbar, um die Existenz zu sichern und damit als unhintergehbares menschliches Erfordernis.

In Erwerbsarbeit könne grundsätzlich nichts Gutes angelegt sein, jedenfalls nicht in den (wenig qualifizierten) Formen von Erwerbsarbeit, die den Befragten zur Verfügung stehen. An einigen wenigen Stellen wird Erwerbsarbeit weiter als Ausbeutung kritisiert. Weshalb dies nur erstaunlich selten moniert wird, ist nicht klar: Es mag am Verstummen der »Sozialkritik« zugunsten der »Künstlerkritik« liegen, die verhinderte Selbstverwirklichung und Entfremdung zentral setze statt Ausbeutung und die soziale Frage, so eine umstrittene These von Boltanski und Chiapello (2003). Vielleicht haben sich die prekär Beschäftigten aber auch resigniert mit ihrer prekären finanziellen Situation abgefunden, (noch) nicht aber mit den Anerkennungsdefiziten und destruktiven Potentialen prekärer Erwerbsarbeit. In diese Richtung geht auch die Deutung von Erwerbsarbeit als Zwang und Fremdbestimmung. Deutlich wird auch kritisiert, wie prekäre Erwerbsarbeit auf Kosten der Gesundheit geht (Vetter, Tettler, Urban, Radler, Oswald u. v. a. m.). Diese Gesundheitsgefährdungen haben wir als »Pathologien der Arbeit I« bezeichnet, sind diese doch direkt pathologisch. Als Pathologien der zweiten Art haben wir bis aufs Äußerste gesteigerte Erfahrungen von Entfremdung bezeichnet – exemplarisch verdeutlicht mit Veronika Vetter, für die die »Erwerbsarbeitsmatrix« körperlich und foltergleich die Menschen von ihrem eigentlichen Wesen, ihren Wünschen und Bedürfnissen und von den

Mitmenschen entfremdet. Walter Wenke schließlich hat einen Komplettzusammenbruch erlitten und fasst Erwerbsarbeit seither als Inbegriff von Heteronomie und Entfremdung in sämtlichen Marx'schen Dimensionen. Beinahe wäre er an der heteronomen und entfremdenden Arbeit zerbrochen.

Während Vetter trotz ihrer Erwerbsarbeitskritik und ihres spirituellen Erweckungserlebnisses weiter an Erwerbsarbeit orientiert ist, wendet sich Walter Wenke radikal davon ab und wird zum konsumverweigernden Minimalisten, der seine Selbstbestimmung und Selbstbefreundung anvisiert. Neben ihm scheinen nur Rolf Radler, Theo Tettler und Clemens Caspar sowie Patricia Poturica nicht nach Anerkennung in der Erwerbssphäre zu streben. Tettler kann aus gesundheitlichen und fürsorglichen Gründen kaum mehr arbeiten und lebt einzig noch für seine Tochter, Radler ist erwerbsunfähig und »perspektivlos«. Clemens Caspar hingegen präsentiert sich als relativ vergnügt: Noch klarer als Walter Wenke hat er offenbar eine ausgeprägte »berufliche Nichtanerkennungsresistenz« entwickelt und zeigt sich von seiner prekären Berufsbiographie unbeeindruckt.[76]

12.3 Verhältnis der Anerkennungssphären

In welchem Verhältnis stehen nun insbesondere prekäre Arbeit und Liebe? Ein zentrales übergreifendes Ergebnis lautet: Die von allen erfahrenen Anerkennungsdefizite in der Erwerbssphäre übersetzen sich nicht notwendig direkt und in jedem Falle in Nichtanerkennung in Paar- und Nahbeziehungen. Prekäre Beschäftigung und dortige prekäre Anerkennung entfalten also im Lebenszusammenhang keine einseitige Kausalität, keinen (destruktiven) Automatismus. Vielmehr gestalten sich die Sphären- und Anerkennungsverhältnisse als komplexe und ambivalente Wechselwirkungen. Die Dynamiken sind so vielfältig wie die subjektiven Be-/Deutungen und Bewältigungsformen der je erfahrenen Nicht-/Anerkennung.

In Kapitel 5, Tabelle 3, haben wir sechs idealtypische Konstellationen als ein wesentliches Ergebnis hinsichtlich des Verhältnisses von Erfahrungen

76 Dies ist die Rekonstruktion seiner Selbstdarstellung im Interview (ausführlich zu den Erkenntnismöglichkeiten des Paar-/Interviews: Wimbauer/Motakef 2017a,b). Darüber, ob und inwieweit dies mit seiner tatsächlichen Praxis und seinem Innenleben übereinstimmt, können wir keine Aussagen treffen.

der Nicht-/Anerkennung in der Erwerbs- und v. a. in der Liebessphäre überblickshaft dargestellt. Daher hier nur nochmals ganz knapp.

12.3.1 Prekäre Erwerbsarbeit, prekäre Paare?

Bei den Paaren (a) kann die prekäre Beschäftigung mit Nichtanerkennung im Paar einhergehen und so zu einem Brüchigwerden der Paarbeziehung führen und sie destabilisieren – von uns als Paare mit schwachem Zusammenhalt bezeichnet. Faktisch waren es die Partnerinnen, die für ihre Doppelbelastung (Caroline Christiansen) und/oder Sorgeleistungen (Maria Melchior) von ihren Partnern keine Anerkennung erhielten und bei denen Anerkennungsdefizite kumulieren. Die Belastungen führten bei beiden zudem zu gesundheitlichen Beeinträchtigungen: beide erlitten einen »Burnout«. Unterstützung der Partner ist nicht oder kaum ersichtlich, die Paarbeziehung gestaltet sich konfliktreich, Trennung steht im Raum.

Paarbeziehungen sind aber von beruflicher Nichtanerkennung nicht zwangsläufig bedroht, sondern dies hängt wesentlich mit den Paarbeziehungskonzepten der Partner*innen, paarinternen Anerkennungsdefiziten und weiteren Belastungen zusammen. So kann die Paarbeziehung auch eine Anerkennungsressource und ein Ort sein, an dem berufliche Anerkennungsdefizite ausgeglichen werden – sozusagen der »sichere Hafen« in einer »heartless world« (Hochschild 1997). In Reinform war dies empirisch nicht aufzufinden, aber ansatzweise. Dies haben wir als Paare mit starkem Zusammenhalt bezeichnet: Erstens Dana und Daniela Daub, die sich mit der Selbstständigkeit ihre gemeinsame Vision erfüllen und dabei die prekäre Arbeit nachgerade zum Medium des Paarzusammenhaltes wird. Zweitens Paar Laubenthal/Löbner, die sich wechselseitig anerkennen und wertschätzen. Erwerbsseitige Anerkennungsdefizite können hier durch intersubjektive Liebesanerkennung aufgefangen und vererträglicht werden – allerdings nicht kompensiert im Sinne von vollständig irrelevant gemacht und durch etwas anderes ersetzt.

Am häufigsten fanden wir Mischformen, in denen Liebesanerkennung, aber auch Nichtanerkennung im Paar rekonstruierbar waren, sowie ambivalente Verhältnisse. Hier wie auch bei den Paaren mit schwachem Paarzusammenhalt zeigte sich eine deutliche Vergeschlechtlichung, zumal häufig Frauen von ihren Partnern für ihre Sorgetätigkeiten nicht anerkannt werden (Anna Aulinger, Birthe Bruhns, Caroline Christiansen). Allerdings fin-

det auch Nils Novic im Paar nicht für seine Sorgetätigkeiten Anerkennung, was auch auf die gesellschaftliche Vergeschlechtlichung von Sorge hinweist. Fast alle Verhältnisse gestalten sich schließlich als ambivalent, indem etwa Liebesanerkennung und Unterstützung vom Partner mit zusätzlichen Belastungen durch ihn in anderen Lebensbereichen einher geht (Birthe Bruhns). Oder es ist, so bei Paar Poturica, wechselseitige Liebesanerkennung vorhanden, aber das Alleinernährermodell und damit das ökonomische Überleben der Familie werden durch die prekäre Erwerbslage und gesundheitliche Situation des Alleinverdieners in ihrem Bestand bedroht. Das Alleinernährermodell erweist sich damit insgesamt als recht fragil.

12.3.2 Prekär Beschäftigte ohne Paarbeziehung

Prekär Beschäftigte, die nicht in einer romantischen Liebes-Paarbeziehung leben, können per se keine intersubjektive (romantische) Liebesanerkennung von einem Partner oder einer Partnerin im Paar erhalten. Sie kann ihnen aber auch nicht paarintern von einem konkreten Alter Ego verweigert oder nicht gezollt werden. Gleichermaßen ist ein im Paar ungleiches Geschlechterarrangement nicht möglich. Geschlechterdifferenzierende Ungleichheiten sind damit aber keineswegs aufgehoben.

Wie gestaltet sich hier das Verhältnis von fehlender Anerkennung in der Erwerbssphäre, fehlender Liebesanerkennung im Paar und anderen Anerkennungssphären? Können Nahbeziehungen oder andere Lebens- und Sinnbereiche diese Anerkennungsdefizite abmildern? Wir haben hier drei Konstellationen unterschieden.

Erstens der *Ausgleich von Anerkennungsdefiziten durch Nahbeziehungen.* Drei der acht Befragten vermögen es, Sinn und Anerkennung auch jenseits ihrer prekären Erwerbssituation und trotz einer nicht vorhandenen Partnerschaft zu generieren – bei zweien gelingt dies wesentlich mittels sozialer Nahbeziehungen: So hat Petra Podan einen großen Freundes-, Verwandten- und Bekanntenkreis, in dem sie sich anerkannt und unterstützt fühlt, und ihre Familie bzw. Kinder sind ihre allorientierende Sinnquelle. Veronika Vetter fühlt sich in ihrem aufgebauten Freundeskreis aus Gleichgesinnten, ihrer »Wahlfamilie«, anerkannt und unterstützt. Erwerbsseitige Anerkennungsdefizite werden hier zwar nicht durch eine*n Partner*in, aber durch andere Nahbeziehungen ausgeglichen oder vererträglicht – nicht jedoch kompensiert (ähnlich auch Knabe et al. 2018: 206). Walter Wenke vermisst hingegen

Freundschaft und Gleichgesinnte, aber findet (oder zumindest: sucht) umfassend Sinn in seiner Selbstsuche.

In den anderen Fällen gelang eine Sinnstiftung jenseits von Erwerbsarbeit und Paar subjektiv weniger zufriedenstellend oder gar nicht. Hier kann sich alternative Anerkennung in sozialen Nahbeziehungen und/oder anderen Sphären zweitens als *ambivalent* erweisen oder Anerkennungsdefizite können drittens *kumulieren.*

Zuerst zu den *Ambivalenzen:* Oliver Oswald vermag es zwar, in seinem großen Freundeskreis berufliche Nichtanerkennung abzumildern. Er macht jedoch seine prekäre Berufsbiographie und sein Unvermögen, eine Familie zu ernähren, angesichts der von ihm wahrgenommenen entsprechenden Erwartungen von Frauen dafür verantwortlich, nie eine Partnerin gefunden und nie eine Familie gegründet zu haben – was ihm heute wichtiger wäre als alles andere. Ulrike Urban leidet ebenfalls unter ihrer gescheiterten Paarbildung und Familiengründung und begibt sich in eine symbiotische Pflegebeziehung, in der sie zumindest etwas Liebensanerkennung erhält. Die Verhältnisse erweisen sich aber als hochgradig ambivalent, ist doch der Preis für die asymmetrische Liebesanerkennung sehr hoch: Er besteht in einem nahezu kompletten Rückzug aus sämtlichen verbliebenen sozialen Nahbeziehungen, in keinerlei Zeit für die Suche nach einer weniger prekären Erwerbstätigkeit und in der erheblichen Vernachlässigung ihrer Gesundheit und Selbstsorge. Rolf Radler gelingt es, die Anerkennungsdefizite in der Erwerbssphäre in seiner erwerbsarbeitskritischen Gegenwelt abzufedern. Der Mainstream-Erwerbsarbeitsgesellschaft kann er als langzeitarbeitsloser Erwerbs- oder Berufsunfähiger allemal nie mehr angehören. Zwar wird er so zusammen mit seinen Gleichgesinnten in der Gegenwelt des SubZe vom Rest der Gesellschaft abgekoppelt und für diese weitgehend unsichtbar, auch seiner Gesundheit mag dies nicht zuträglich sein. In seiner Wahlfamilie im SubZe wird er aber immerhin vergemeinschaftet und erfährt Zugehörigkeit, Anerkennung und Unterstützung – und ist nicht vollends isoliert.

Die *Kumulation von Anerkennungsdefiziten*, die dritte Konstellation, deutet sich zunächst bei Oliver Oswald an, der trotz stetiger Bemühungen in der Erwerbs- und in der Paarbeziehungssphäre nur wenig oder keine Anerkennung realisieren kann. Offenbar wirken aus seiner Sicht aber in Nah- und Paarbeziehungen unterschiedliche Geschlechternormen: In Nahbeziehungen, mit denen er sehr zufrieden ist, kann von seinem Unvermögen, eine Familie zu ernähren, abgesehen werden, in Paarbeziehungen nicht. Bei ihm kumulieren daher zumindest zwei Anerkennungsdefizite, worüber er verbittert

ist. Sabine Schomann, langjährig sehr prekär beschäftigt, gegen ihren größten Wunsch partnerlos, zurückgezogen aus Nahbeziehungen und gesundheitlich belastet, kann sich nicht erklären, wie es zu ihrer gesamten prekären Lebenssituation kommen konnte. Ihr bleibt nur die Deutung ihres beständigen »Peches« und ihres äußerst schlechten »Karmas«, welches sie als Ursache für ihre vielfältigen negativen Erfahrungen, Ausschlüsse und Anerkennungsdefizite anführt. Theo Tettler ist nur noch am Wohl seines Kindes orientiert. Wie Veronika Vetter, Walter Wenke, Oliver Oswald und Rolf Radler übt er starke Kritik an der gesellschaftlichen Erwerbsarbeitszentrierung, die er als maximale persönliche Bedrohung und beständige Gefahr, seine Familie zu »zerstören«, wahrnimmt. Während aber Veronika Vetter sich, auf das Universum vertrauend, eine Wahlfamilie aus »Seelenfreunden« schaffen konnte und Rolf Radler in seiner Gegenwelt zwar von der Mainstreamgesellschaft abgekoppelt wird, aber jedenfalls subjektiv Anerkennung und Zugehörigkeit erfährt, scheint Theo Tettler nicht nur aus der Gesellschaft, sondern auch aus jeglicher Vergemeinschaftung herausgefallen. Sein desolater Gesundheitszustand, seine Depression, seine Angst vor einem autoritären staatlichen Erziehungssystem und der Zerstörung seiner Familie sowie seine Situation als langzeitarbeitsloser, alleinerziehender Vater isolieren ihn vollkommen.

12.3.3 Sinn jenseits von Erwerbsarbeit

Nachfolgend fassen wir verschiedene Sinn- und Anerkennungsquellen neben Erwerbsarbeit, die sich faktisch oder potentiell in unserer Empirie zeigten, in sieben Punkten zusammen.[77]

Zunächst wünschten sich einige Befragte sehr stark eine*n Partner*in (Oliver Oswald, Sabine Schomann, Rolf Radler, Ulrike Urban). Sie litten mehr oder weniger schmerzhaft unter dem Fehlen einer Paarbeziehung – was nicht zuletzt auf die Heilsversprechen verweist, die offenbar in unserer paarnormativen Gesellschaft mit einer Liebesbeziehung verbunden sind. Ohne Paarnormativität reproduzieren zu wollen, zeigten sich Liebe und eine Paarbeziehung tatsächlich bei einigen als äußerst sinnstiftend und konnten anderweitige Anerkennungsdefizite in den Hintergrund treten lassen (Paa-

77 Tatjana Schnell (2016) differenziert höchst anschaulich vier Haupt- und 26 Unterdimensionen von Lebenssinn aus psychologischer Perspektive. Wir haben ähnliche Sinnquellen gefunden, sie aber anders gruppiert.

re Daub, Laubenthal/Löbner). Bei anderen war sie aber auch Quelle von Nichtanerkennung, von Belastungen und Konflikten.

Als starke Sinn- und Anerkennungsquelle lassen sich zweitens Familie und Sorge – für Kinder (u. a. Podan, Tettler, Christiansen, Patricia Poturica), Partner*in, zu Pflegende (Urban) und Freund*innen bezeichnen. Gerade hier wurden aber auch Ambivalenzen deutlich: So betrauerten einige ihren nicht erfüllten Herzenswunsch einer Familiengründung so stark, dass von einer Sinnkrise (Schnell 2016) gesprochen werden kann. Zudem sind – weiblich konnotierte – Sorge oft schlecht oder nicht vereinbar mit Erwerbsarbeit und lassen auch oft wenig Zeit für andere Beziehungen und Sorge um sich selbst (u. a. Ulrike Urban, Maria Melchior, Caroline Christiansen). Dieser altbekannte strukturelle Widerspruch und Verdeckungszusammenhang (Becker-Schmidt 2001: 115) von Erwerbsarbeit und weiblich konnotierter Sorge ist ungebrochen aktuell. Die Relationierung von Erwerbs- und Sorgearbeit kann sogar zum Paradoxon geraten: Etwa wird bei Ulrike Urban ersichtlich, wie das Streben nach Liebesanerkennung Erwerbsarbeitsanerkennung verhindern und andere soziale Beziehungen zerstören kann.

Ein dritter wichtiger Bereich sind Freund*innen und Bekanntenkreise. Für viele sind dies sehr bedeutsame Quellen von Sinn und Anerkennung (u. a. Podan, Oswald, Vetter, Radler, Caspar). Nicht alle sind aber zufrieden und wünschten sich mehr Freund*innen, mehr Verständnis und/oder mehr Zeit zur Beziehungspflege.

Als Sonderform hiervon erwiesen sich viertens subkulturelle Vergemeinschaftungen, die etwa bei Radler und Vetter besonders starke Quellen von Anerkennung, Sinn und Zugehörigkeit darstellen. Allerdings verweist diese Vergemeinschaftungsform zumindest potentiell immer auch auf eine zweite Seite: auf den Ausschluss aus dem, wovon sich auch die Subkultur abgrenzt.

Weiter fanden wir drei Bereiche, die sich weniger auf andere beziehen, sondern mehr auf sich selbst: Dies ist fünftes im weiteren Sinne soziales Engagement, das nicht zuletzt der Selbstverwirklichung dient. Exemplarisch hierfür steht Clemens Caspar, der sich in seinem Café und in seinem Engagement für Naturschutz selbst verwirklicht. Mit der Orientierung an seiner Selbstverwirklichung geht eine »berufliche Nichtanerkennungsresistenz« einher, die ihn gegen erwerbsseitige Nichtanerkennung immunisiert. Sie immunisiert ihn aber zugleich auch gegen die Bitten seiner Partnerin und seiner Mutter nach Unterstützung. Bezeichnen Koppetsch und Speck (2015: 69) dies als männliche »Haltung der ›Coolness‹«, übersetzen wir dies in unsere Theoriesprache als Reziprozitätsverweigerung und als intersubjektive Ig-

noranz von Clemens Caspar gegenüber seiner Partnerin und seiner Mutter sowie als deren selbstvergessene »Fremdverdinglichung« (Honneth 2005; siehe auch Wimbauer 2012: 334–336) durch ihn.

Sechstens zeigte sich das Streben nach Selbstverwirklichung durch eine denkend beförderte Selbstfindung und Selbstbefreundung als sinnstiftend, exemplarisch bei Walter Wenke. Auch wenn dies auf den ersten Blick seltsam erscheinen mag, wird doch der Wunsch nach Selbstergründung bereits seit der Antike als den Menschen kennzeichnend betrachtet und auch Schnell (2016) fasst dies als wichtigen Sinnbereich. Erst im Mittelalter kam es zu einer Abwertung von Selbstfindung und Muße als Untätigkeit, was mit der Industrialisierung und dem Aufstieg des kapitalistischen Wirtschaftssystems weiter verstärkt wurde. Wie auch immer, unseres Erachtens sind bei Walter Wenke drei Aspekte relevant: Zunächst geht mit seiner Selbstfokussierung und Erwerbsarbeitskritik ebenfalls eine starke »berufliche Nichtanerkennungsresistenz« einher. Weiter erscheint sein radikaler Konsumverzicht als Möglichkeit, dem wenig nachhaltigen spätmodernen Ressourcenverbrauch etwas entgegenzusetzen. Tatsächlich ist mittlerweile gesellschaftlich eine »minimalistische« Bewegung entstanden, bei der Wenke womöglich Gründungsmitglied war – wer weiß. Schließlich, und damit kommen wir zu den Ambivalenzen, ist Wenkes Konzept von Autonomie und Selbstverwirklichung ein sehr männlich-bindungsloses, sorge- und sorgeverantwortungsloses Konzept, das ohne intersubjektive Anerkennung auskommt und zudem auf seiner unversehrten Gesundheit beruht. Es steht in den Sternen, wie lange dies funktioniert.

Der letzte Bereich ist siebtens die Selbsttranszendierung im Glauben an eine höhere und überdauernde Macht, exemplifiziert anhand Veronika Vetter. Auch andere Studien verweisen hierauf, etwa Schnell (2016), die diese wichtige Sinndimension als »vertikale Selbsttranszendenz« (untergliedert in explizite Religiosität und Spiritualität) bezeichnet. Jenseits einer evaluativen Bewertung von Religion und Spiritualität, derer wir uns hier enthalten, vermag es Veronika Vetter in ihrer spirituellen Grundhaltung und in ihrem Letztvertrauen in das Universum, Sinn und Zuversicht zu schöpfen und vielleicht auch eine Art von Anerkennung zu erleben – wenn auch keine konkret personell-intersubjektive, sondern womöglich eine transzendente.

12.4 Geschlecht und Sorge: Vergeschlechtlichte Ungleichheiten

Unser letzter Fragenkomplex fokussiert Geschlechterverhältnisse, Männlichkeitskonzepte sowie geschlechtsbezogene Ungleichheiten. Unsere Ergebnisse fassen wir in drei Unterpunkten zusammen.

12.4.1 Der Verdeckungszusammenhang von Sorge und Erwerbsarbeit

Kongruent mit zahlreichen, auch eigenen, früheren Studien sind es häufig Frauen, die den überwiegenden Teil der Sorgetätigkeiten leisten, besonders nach einer Familiengründung, und die oft zugleich erwerbstätig sind. Mit Becker-Schmidt et al. sind Frauen also weiter, und im aktivierenden Sozialstaat verstärkt, doppelt vergesellschaftet, und man ist geneigt hinzuzufügen: auch doppelt unterdrückt (Becker-Schmidt et al. 1984). Erwerbs- und Sorgearbeit sind allerdings, so ein Gemeinplatz der Geschlechterforschung, strukturell meist nur schwer und bisweilen überhaupt nicht mit Erwerbsarbeit vereinbar. Für-/Sorge ist aber notwendig für die Regeneration von Arbeitskraft, ja: sie ist eine Lebensvoraussetzung, was allerdings durch die gesellschaftliche Abwertung von Sorge verschleiert wird – eine Relation, die mit Becker-Schmidt (2001: 115) als Verdeckungszusammenhang bezeichnet werden kann.

Ambivalenzen und Paradoxien in den Paaren

Eine Paarbeziehung kann auch eine Quelle von Belastung, zusätzlicher Arbeit, Abwertung und Nichtanerkennung sein und Ungleichheiten in der Arbeitsteilung zulasten von Frauen verstärken: Sorgetätigkeiten werden oft auch durch den Partner wenig oder nicht anerkannt, abgewertet oder vollends unsichtbar gemacht. Zudem können die doppelte Arbeit und Nichtanerkennung durch den Partner die Sorgeleistenden körperlich und emotional bis zum Burnout belasten[78] und zu Konflikten im Paar bis zur Trennung führen. Geben Sorgeleistende ihre Erwerbstätigkeit aus Gründen der Nichtvereinbarkeit auf, wird die Belastung nicht notwendig kleiner: Maria Melchior

78 Was sich u. a. auch beispielsweise an der hohen Zahl an Mutter-Kind-Kurhäusern und Reha-Kliniken zeigt.

ist allein mit den drei zeitbedürftigen Kindern am Rande ihrer Kräfte und leidet zusätzlich daran, keiner Erwerbstätigkeit nachgehen zu können. Zudem hat es absurderweise für die Sorgeleistenden (!) einen hohen finanziellen Preis, Sorgearbeit zu leisten und die Erwerbstätigkeit zu reduzieren oder aufzugeben. Dieser zeigt sich nicht nur im aktuellen (Nicht-)Einkommen (am deutlichsten bei Patricia Poturica), sondern regelmäßig auch im Rentenbescheid: Frauen, die Kinder erzogen oder Angehörige gepflegt haben, erhalten im Durchschnitt erheblich geringere Renten als Männer.

Sorge- und Erwerbsarbeit jenseits einer Paarbeziehung

Auch ohne Paarbeziehung bleiben die Unvereinbarkeit von Sorge- und Erwerbsarbeit und der Verdeckungszusammenhang bestehen, vollends in Vollzeit. So kann Ulrike Urban, exemplarisch für die vielen Frauen (und bisweilen Männer), die Angehörige pflegen, aufgrund ihrer Vollzeitpflege keiner sozialversicherungspflichtigen Erwerbsarbeit nachgehen und bringt sich finanziell wie gesundheitlich in eine äußerst prekäre Situation. Tine Haubner (2017) arbeitet diesbezüglich anhand von Laienpflegenden anschaulich deren »Ausbeutung« heraus. Wie die Unterbezahlung von Pflege und Sorgearbeit ist es ein geschlechtersoziologischer Gemeinplatz, dass Mütter nach der Geburt von Kindern oft auf den schlecht bezahlten, unattraktiven Teilzeit- und Sackgassenstellen, also auf dem *mommy track*, landen – exemplarisch Petra Podan.

An ihr wird zudem deutlich, dass die Vereinbarkeit für Alleinerziehende strukturell oft besonders erschwert ist: Wie sollen zwei Schultern stemmen, wofür vier oder sechs erforderlich wären? Wie soll sich eine Person durch zwei oder drei teilen und zeitgleich mit dem kranken Kind bei der Ärztin, in der Arbeitsstelle und vielleicht noch in der Elternsprechstunde sein?

Die Erwerbssphäre zeigt sich trotz vielfältiger Preisverleihungen, Vereinbarkeitsrhetorik und Familienfreundlichkeitsbrimborium weiterhin als strukturell rücksichtslos gegenüber Familie (früh Kaufmann 1995) und Sorge, die Betreuungsinfrastruktur ist trotz einiger Verbesserungen nach wie vor nicht ausreichend und die Pflegesituation und -bedingungen haben sich in den letzten Jahren noch weiter verschlechtert. Alleinerziehende sind nicht zuletzt die am häufigsten von Armut erfasste Gruppe, insbesondere solche mit Kindern unter drei Jahren.

Selbstsorge als unsichtbarste, aber notwendigste Sorgetätigkeit

Ist Sorge für andere gesellschaftlich schon abgewertet und paarintern oft unsichtbar und kaum anerkannt, gilt dies noch mehr für Selbstsorge. Sorgearbeit für Kinder wird mittlerweile zumindest mehr als vor einigen Jahrzehnten auch von Männern (mit) übernommen, wie etwa die Forschung zu Vätern in Elternzeit belegt (Aunkofer et al. 2019; Peukert 2015). Für Selbstsorge scheinen hingegen, zumindest bei den von uns Befragten, nahezu keine Zeit, kein Raum und keine legitimen Grundlagen zu existieren. Aktiv Selbstsorge betreibt im Prinzip nur Walter Wenke (und teils Clemens Caspar): Er widmet sich der Muße und Selbstfindung – zum Preis des radikalen Konsumverzichts und eines Exzeptionalisten-Daseins. Fast alle anderen bedauern, keine oder viel zu wenig Zeit für Selbstsorge zu haben, ist Erwerbsarbeit doch gebundene Lebenszeit. Lässt schon eine Erwerbstätigkeit wenig Zeit für Selbstsorge, so sind die zeitlichen Ressourcen oft vollends erschöpft, wenn zudem Sorge geleistet wird. Die eigene Person kommt dann meist erst an allerletzter Stelle (so bei Tettler, Urban, Christiansen, Maria Melchior) – und nicht selten fällt sie, salopp ausgedrückt, von dort aus vollständig »hinten runter«.

Als grundlegend hierfür ist nicht zuletzt, dass kaum positive normative Rahmen für Selbstsorge existieren. Einige Befragte bezeichnen zwar Missstände in der Kinderbetreuung (z. B. Melchiors) und Altenpflege (Urban) als zutiefst ungerecht und fordern Verbesserungen. Fast niemand aber – außer der »müßig gehende« Wenke – fordert bessere oder überhaupt Möglichkeiten zur Selbstsorge und zur Erholung von den mitunter krankmachenden Belastungen des Alltags ein. Allenfalls wird deren Fehlen bedauert oder von wenigen, etwa Vetter, kritisiert. Selbstsorge gilt gesellschaftlich offenbar nicht als auch nur ansatzweise anerkennenswert und wird von den Befragten nicht als gesellschaftlich legitimer Anspruch, sondern höchstens als unerfüllter Wunsch empfunden (Motakef et al. 2018b). In Folge werden die pathologischen Arbeits- und Lebensbedingungen oft als individuelle und nicht als strukturelle, gesellschaftliche Probleme gesehen. Verdeckt und verschleiert wird damit nicht nur, dass Sorge für andere gesellschaftlich wertvoll und notwendig ist, sondern auch, dass die Sorge um sich selbst jeglichen weiteren Tätigkeiten, seien es fürsorgende, erwerbsarbeitende und alle andere, als *conditio sine qua non* voraus geht.

12.4.2 Für-/Sorge und Männlichkeit

Gesellschaftliche und paarinterne Nichtanerkennung männlicher Fürsorge

Auf Grundlage der gesellschaftlichen Arbeitsteilung und Abwertung von Sorgearbeit sind es aber nicht nur häufig Frauen, die sich an den genannten Herausforderungen, Widersprüchen und Paradoxien stoßen. Wenn Männer Sorge leisten, geht es ihnen im Ergebnis bisweilen ähnlich und auch sie finden oft wenig Anerkennung: weil Sorgetätigkeiten generell abgewertet sind und weil sorgetätige Männer gegen überkommene Männlichkeitsnormen verstoßen.

Theo Tettler, alleinerziehender Vater, scheitert an der Quadratur des Kreises der Vereinbarkeit und kann daher keine Vollzeittätigkeit aufnehmen. Zusätzlich sieht er sich angesichts überkommener Geschlechternormen Erwartungen an eine Vollzeittätigkeit ausgesetzt, welche er bei alleinerziehenden Müttern nicht in gleicher Weise wahrnimmt. In der sozialstaatlichen Verwaltung des Leistungsbezuges und gesellschaftlich scheinen alleinerziehende Väter also noch weniger als Mütter in ihren Sorgeverpflichtungen anerkannt und berücksichtig zu werden.

Auch in den Paaren ist fürsorgliche Väterlichkeit nicht immer willkommen. Zwar fordern viele Frauen – oft ohne Erfolg – eine stärkere Sorgebeteiligung ihrer Partner ein, aber je nach Beziehungs- und Geschlechterkonzepten kann dies auch nicht erwünscht sein. Beispielsweise wird im Paar Novic die fürsorgende Männlichkeit von Nils Novic durch *maternal gatekeeping* seiner Frau verhindert und nicht anerkannt (ähnlich Aunkofer et al. 2019; Peukert 2015).

(Kein) Festhalten an der Ernährermännlichkeit

Was das Verhältnis von prekärer Beschäftigung und Männlichkeitskonzepten betrifft, lässt sich an diesen beiden Fällen erstens zeigen, dass überkommene Leitbilder von Männlichkeit brüchig werden und Sorgetätigkeiten an Bedeutung gewinnen können. Der Raum für ein fürsorgliches Engagement von Männern bleibt aber aufgrund geschlechterdifferenzierender Normen beschränkt, sei es in der Paarbeziehung oder durch sozialstaatliche Akteur*innen.

Zweitens haben wir nachgezeichnet, wie Männer (und Paare) an der Ernährermännlichkeit festhalten, auch wenn die Ernährerrolle sich nicht einlösen lässt. Pepo Poturica und Markus Melchior stellten ihr Arrangement

aus männlichem Ernährer und Dazuverdienerin oder Hausfrau nicht infrage, obgleich aus diesem gesundheitliche Verschlechterungen für eine*n Partner*in resultieren: Pepo Poturica müsste wegen seiner Allergie umgehend seine Beschäftigung kündigen und Maria Melchior benötigt Entlastung, um wieder gesund zu werden.

Wir betrachteten weiter, wie ein geringes Einkommen gedeutet und erfahren wird, wenn Männer und Paare sich weiterhin an der Ernährermännlichkeit orientieren. Mit dem Verweis, nicht Ernährer einer Familie, aber seiner selbst zu sein, rekonstruierten wir eine Ummantelung eines geringen Einkommens (Anton Alsdorf). In anderen Fällen fanden wir die Selbstwahrnehmung einer gescheiterten Ernährermännlichkeit (Ben Borg, Oliver Oswald), die mit großen Anerkennungsdefiziten einherging. Während Ben Borg versucht, das Scheitern seiner Ernährermännlichkeit im Paar mit seiner Ehrlichkeit zu legitimieren, zeigt sich Oliver Oswald verbittert. Er konnte nie eine von ihm ersehnte Paarbeziehung begründen und in seiner Wahrnehmung sind sein geringes Einkommen und seine prekäre Berufslaufbahn dafür die Gründe.

Drittens diskutierten wir, ob Männlichkeit an Bedeutung verliert, wenn Erwerbsarbeit nicht die zentrale Handlungsorientierung darstellt. Bei Theo Tettler zeigten wir, wie Sorge für das Kind zur zentralen Handlungsorientierung wird, aber Männlichkeit im Selbstkonzept als bedeutungslos erscheint. Allerdings trägt das Jobcenter vergeschlechtlichte Annahmen an ihn heran. Schließlich zeichneten wir nach, wie die von uns rekonstruierte »berufliche Nichtanerkennungsresistenz« von Walter Wenke und Clemens Caspar mit einem Bedeutungsverlust von Männlichkeit im Selbstkonzept einhergehen kann. Wenke konzipiert sich selbst als »Einsiedler« und als bindungs- wie geschlechtsloses Subjekt. In seiner Anerkennungs- und Für-/Sorgevergessenheit deuten wir diese Selbstbezogenheit jedoch als durch und durch männlich konnotiert. Auch in Caspars Selbstkonzept scheint Männlichkeit keine Bedeutung zu haben. Sie wird jedoch in seiner Paarbeziehung relevant, da seine Partnerin ihn für seine geschlechterrollenbezogene Unkonventionalität anerkennt. Wir fassen den Rekurs auf seine alternative Männlichkeit als ambivalent, da sie seine fehlende Verantwortungsübernahme für Familienaufgaben legitimiert und die Mehrfachbelastungen seiner Partnerin verschleiert.

Insgesamt wurde in unseren Fällen also ein Festhalten an der männlichen Ernährerrolle deutlich und ein Leiden darüber, wenn Männer diese nicht realisieren konnten. Weiter zeigten wir große Hürden für männliche Sorge als Folge geschlechterdifferenzierender Normen, die in der Paarbe-

ziehung und in Interaktionen mit sozialstaatlichen Akteur*innen aktualisiert wurden. Schließlich zeichneten wir nach, wie die enge Verknüpfung von Männlichkeit im Selbstkonzept und Erwerbsarbeit brüchig werden kann, Geschlechterungleichheiten und männliche Privilegien dabei jedoch fortbestehen.

12.4.3 Zur Wirksamkeit von Hetero- und Paarnormativität

Hinsichtlich der Ungleichheitsrelevanz von Geschlecht im weiteren Sinne, konkret mit Blick auf Begehren, möchten wir zwei Punkte wenigstens kurz festhalten: Die Wirksamkeit der Normen des heterosexuellen und des paarförmigen Begehrens (siehe hierzu auch Peukert et al. 2018, 2020a; Wimbauer et al. 2018; Wimbauer 2021).

Im Sample dieser Studie findet sich nur ein Paar, das sich jenseits der heterosexuellen Norm verortet (Paar Daub). Beide Partnerinnen erlebten verschiedenste Diskriminierungen und Erfahrungen der Nichtanerkennung als lesbische, aus zwei Müttern bestehende Familie. Damit sprengen sie die alltagsweltliche Grundannahme, ein Kind habe genau einen Vater und eine Mutter. Anerkennungsdefizite zeigten sich für beide im Umfeld, in alltäglichen Interaktionen sowie auf gesellschaftlich-struktureller Ebene. So wird etwa Dana Daub in der Schule, Nachbarschaft und vom Vater nur als Freundin der eigentlichen Mutter gesehen, was auch ihre Beziehung zum Kind belastet und insgesamt ihre Anerkennungschancen im Feld der Sorgetätigkeiten einschränkt. Hierin zeigt sich, wie wirkmächtig und ausschließend die »heterosexuelle Matrix« (Butler 1991) trotz einiger Fortschritte hin zu mehr Egalität von hetero- und nichtheterosexuellen Lebensweisen weiterhin ist, wie sie grundlegende gesellschaftliche Rahmen der Nicht-/Anerkennbarkeit spannt und welche intersubjektiven Hürden für Anerkennung darin angelegt sind.[79]

Deutlich wurde schließlich, wie wirkmächtig die Norm eines Erwachsenen-Lebens als Paar in der Gesellschaft und für viele Menschen ist. Viele Befragte ohne Paarbeziehung wünschen sich nichts mehr als eine*n Partner*in und fühlen sich in Ermangelung dessen unglücklich und als defizitär. So vermeidet es Oliver Oswald, »alleine in 'ne größere Gruppe von Leuten«

79 Dies untersuchen wir explizit im Forschungsprojekt »Ambivalente Anerkennungsordnung. *Doing reproduction* und *doing family* jenseits der heterosexuellen Normalfamilie« (siehe Fußnote 45).

zu gehen, »wo dann irgendwie fast alle als Paar« auftreten, weil es ihn »alleine irgendwie schon negativ piekst«. Ulrike Urban begibt sich auf der Suche nach Liebesanerkennung in eine destruktive Symbiose. Auch manche Partnerinnen nehmen lieber Abstriche in ihren Beziehungen in Kauf als alleine zu sein, weil die aktuelle Paarbeziehung im Vergleich zu früheren Partnern immer noch als deutlich besser bewertet wird. Ein Alleinleben ist offenbar für viele nicht denkbar und nicht erstrebenswert. In der paarförmigen Liebe ist also auch heute noch und allen Unkenrufen zum Trotz gleichsam ein Heilsversprechen angelegt. Dieses Heilsversprechen erweist sich aber als sehr ambivalent, ist doch in seiner Nichterreichung wie in seiner Erreichung ein Scheitern bereits angelegt: Kann man keine Paarbeziehung auf Dauer stellen, hat man (die Liebe) schon verloren. Allein das Leben als Paar garantiert aber auch keine ewige wechselseitige Liebe. Diese mag aufgrund der Belastungen eines prekären Lebenszusammenhangs zerrieben werden oder im alltäglichen Zusammenleben irgendwann entschwinden – so bei einigen der Paare. Auch für weitergehende Forschungen zur Zukunft der Liebe verweisen wir auf nachfolgende Projekte.[80]

12.5 Zu den »Anerkennungsfallen« prekärer Arbeit und Liebe

Damit sind wir bei der Frage nach den »Anerkennungsfallen« (Wimbauer 2012) angelangt. Die Mechanismen, die diesen bei den Doppelkarriere-Paaren zugrunde lagen, zeigten sich bei den prekär Beschäftigten nicht in der gleichen Form, aber teils ähnlich. Wir fanden keine Fälle, in denen die Versprechen subjektivierter Arbeit und von Anerkennung für Leistung dazu führten, dass die prekär Beschäftigten blindlings nach Liebe in der Erwerbssphäre such(t)en und darüber alles andere komplett vergessen oder verleugnen. Auch fanden wir keine Fälle, in denen im Paar oder für die einzelnen berufliche Leistung, Erfolg und Anerkennung zur alleinigen Referenz gerieten und aufgrund dessen die eigenen Bedürfnisse oder die der Partnerin (oder des Partners) vergessen und verleugnet wurden – was Wimbauer (2012:

80 U.a. auf das von der VW-Stiftung von April 2019 bis März 2020 geförderte und von Christine Wimbauer geleitete Projekt »›Co-Parenting‹ und ›Future Love‹ – Elternschaft jenseits des ›Liebesglücks‹ und die Zukunft der paarförmigen Liebe«.

330–336) mit Honneth (2005) als »Selbstverdinglichung« und »Fremdverdinglichung« bezeichnet hat.

Tatsächlich erwiesen sich nicht die Subjektivierungswünsche und -versprechen als Grundproblem, sondern die ökonomische Notwendigkeit und gleichzeitige Unmöglichkeit, ein existenzsicherndes Einkommen zu erwirtschaften und den (prekären) Arbeitsplatz zu erhalten oder zu verbessern, sowie vielfältige Erfahrungen von Nichtanerkennung. Die oft finanziell kaum existenzsichernde, planungsungewisse und diverse Anerkennungsdefizite einschließende prekäre Beschäftigungssituation, Belastungen am Arbeitsplatz, mangelnde berufliche und anderweitige Perspektiven, Sorgen um die Kinder, die Rente, die Wohnsituation, Trauer angesichts von Todesfällen oder Partnerlosigkeit und die Angst vor Armut, Alter, Krankheit und Alleinsein lassen die prekär Beschäftigten ihre Situation häufig als sehr belastend wahrnehmen. Dies kann sich auch negativ auf Paar- und Nahbeziehungen auswirken.

Zusammengefasst: Die prekäre Beschäftigung und prekäre finanzielle Situation sind für sich meist eine hohe Belastung. Weiter gesteigert wird diese durch die Akkumulation verschiedener prekärer Lebensbereiche. Zentral sind oft von Frauen geleistete Sorgearbeiten und sich daraus ergebende Vereinbarkeitsprobleme, bei Paaren oft verschärft durch Nichtanerkennung, fehlende Unterstützung oder zusätzliche Belastung durch den Partner (oder die Partnerin); gesundheitliche Beeinträchtigungen von sich selbst, von Kindern oder Partner*innen; Wechselfälle des Lebens und Schicksalsschläge; bei Menschen ohne Paarbeziehung bisweilen das Fehlen einer solchen; Rückzug aus sozialen Nahbeziehungen und fehlende Einbindung, fehlende gesellschaftliche, soziale, kulturelle und politische Teilhabe.

Damit erweisen sich – anders als in der Studie über Doppelkarriere-Paare – bei den prekär Beschäftigten weitere Dimensionen neben Erwerbsarbeit als relevant. Die Verhältnisse gestalten sich hier weniger als eindeutig zweidimensionale »Fallen« aus Arbeit und Liebe, sondern als mehrdimensionale, ambivalente oder gar paradoxe Nicht-/Anerkennungsverhältnisse. Dies ist insofern plausibel, als das Grundproblem der Doppelkarriere-Paare ihre potentielle Vereinseitigung und Eindimensionalität war, in der neben Beruf und Karriere nichts weiter als relevant erschien. Bei den prekär Beschäftigten ist die Situation komplexer, da verschiedene Lebensbereiche problematisch und prekär werden – oder potentiell ausgleichend und sinnstiftend wirken – können. Wir versammeln diese Dimensionen im folgenden Teilkapitel nochmals in der von uns entwickelten übergreifenden Heuristik.

12.6 Eine um Anerkennung erweiterte Heuristik für prekäre Lebenszusammenhänge

Tabelle 5 umfasst alle Dimensionen, die nach unserer Studie bei einer um Anerkennung und Geschlecht erweiterten Perspektive auf Prekarität im Lebenszusammenhang relevant sind, in einem heuristischen Überblick. Die Heuristik haben wir im Wechselspiel aus *sensitizing concepts*, den empirischen Befunden und den darin begründeten weitergehenden theoretischen Überlegungen generiert. Sie mag als orientierende oder inspirierende Heuristik für aktuelle und zukünftige Forschungen zu unsicheren Lebenslagen, Anerkennung, Geschlecht und Ungleichheit dienen.[81] Wir verstehen die Heuristik als *work in progress,* die zudem je nach Untersuchungsinteresse modifiziert und erweitert werden kann.

Die Heuristik enthält acht Dimensionen (siehe Tabelle 2), die wir in den vorausgehenden Kapiteln mehr oder weniger explizit thematisiert haben. Während wir Erwerbsarbeit (Dimension 1) ein eigenes Kapitel (Kapitel 4) widmeten, stellen die meisten anderen Dimensionen Querschnittsthemen in verschiedenen Kapiteln dar. Entsprechend sind die Hauptdimensionen empirisch nicht immer trennscharf, wir unterscheiden sie vielmehr analytisch. Die in der Heuristik präsentierten Unterdimensionen sind teils umfassender, als wir es in unserer Studie komplett durchdeklinieren. Zwar haben wir etwa in der Dimension 4 »Intersubjektive Liebesanerkennung« alle Unterpunkte thematisiert (Kapitel 6, 7, 8). In der Dimension 3 »Rechte und (ungleiche) rechtliche Anerkennung« widmeten wir uns aber nur der sozialstaatlichen Anerkennung (Kapitel 9). Die Dimension 8 »Wohnsituation« führten wir aus Platzgründen kaum aus, obwohl sie in den Interviews thematisiert wurde und seit unserer Befragung wegen der in vielen Regionen steigenden Mietpreise deutlich an Brisanz gewonnen hat.

Dimension 1 (Erwerbsarbeit) steht im Mittelpunkt der Prekarisierungsforschung. Für alle anderen Dimensionen liegen zwar sozialwissenschaftliche Befunde vor, die aber noch nicht immer systematisch für eine Prekarisierungsperspektive anschlussfähig gemacht wurden. So ist, anders als mit Blick auf Definitionen von prekärer Beschäftigung oder auf Teilhabe, bisher nicht elaboriert, welche Kriterien etwa eine prekäre Liebesanerkennung umfasst. Auch mit unserer Heuristik leisten wir keine abschließende Gesamtintegration, sondern unterbreiten einen Vorschlag, anhand welcher Dimensionen

81 Diese Überlegungen präsentieren wir ähnlich in Motakef/Wimbauer (2019a).

und Unterdimensionen prekäre Lebenslagen mit einer um Anerkennung erweiterten Perspektive gewinnbringend erforscht werden können.

Anerkennung wird in der Heuristik auf verschiedene Weise relevant: In einigen Dimensionen stellt Anerkennung selbst die Dimension dar, wie in Dimension 3 »Rechte und ungleiche rechtliche Anerkennung« sowie in Dimension 4 »Intersubjektive Liebesanerkennung«. In anderen Dimensionen wird sie als Anerkennung *für* Leistung (Dimension 1) und *für* Sorge um andere (Dimension 6) oder *für* Selbstsorge (Dimension 7) relevant oder *durch* ein (geringes) Einkommen (Dimension 2) oder *durch* unwürdige Wohnbedingungen (Dimension 8) von Bedeutung. In anderen Dimensionen ist Anerkennung nur mittelbar relevant, etwa mit Blick auf Teilhabe (Dimension 5) und auf gesundheitliche Beeinträchtigungen und Belastungen (Dimension 7).

Tabelle 5: Um Anerkennung erweiterte analytische Dimensionen von Prekarität im Lebenszusammenhang

1. Erwerbsarbeit (HONNETH 1992; BRINKMANN et al. 2006)
a) *institutionell-rechtliche Dimension* des (in-)formellen Arbeitsverhältnisses, arbeits- und sozialrechtliche Absicherung und Anerkennung
b) *materielle Dimension* (überschneidet sich z. T. mit 2)
i) materiell-reproduktiv: Existenz- und Teilhabesicherung?
ii) materiell-anerkennungstheoretisch: Wird das Einkommen als angemessen und ein würdiges Leben ermöglichend wahrgenommen?
c) *sozial-kommunikative Dimension*
i) Sinnstiftung, Subjektivierung, soziale Kontakte in/durch Erwerbsarbeit?
ii) intersubjektive Anerkennung in/durch Erwerbsarbeit?
Übergeordnet:
d) *Normative Rahmen* der Anerkennbarkeit für Erwerbsarbeit?
Übergreifend:
e) *Wechselwirkungen* mit anderen Dimensionen?
f) *(geschlechterdifferenzierende) Ungleichheiten?*

2. Einkommens- und Vermögenssituation, finanzielle Absicherung
individuell und im Haushalt/in der Verantwortungsgemeinschaft:
a) *materiell-reproduktive Dimension* (Einkommen, Transfers, Vermögen, Verschuldung): Sind Existenz- und Teilhabesicherung individuell und für Haushalt/Versorgungsgemeinschaft möglich?
b) *materiell-anerkennungstheoretische Dimension*: Wird die gesamte Einkommenssituation (Einkommen, Transfers) als angemessen und als ein »gutes« Leben ermöglichend wahrgenommen?
Übergreifend:
c) *Wechselwirkungen* mit anderen Dimensionen (z. B. Teilhabe, Gesundheit, Wohnen, Liebe)?
d) *(geschlechterdifferenzierende) Ungleichheiten*?

3. Rechte und (ungleiche) rechtliche Anerkennung (HONNETH 1992, 2011)
a) *Liberale Freiheitsrechte und politische Teilhaberechte* (HONNETH), ergänzt um Gleichheitsrechte und weiter differenziert: Haben alle gleiche formale Freiheits- und Teilhaberechte (objektives Recht) und können sie davon faktisch Gebrauch machen (subjektive Rechte)? (illegalisierte Migrant*innen z. B. nicht)
b) *Soziale Wohlfahrtsrechte* (HONNETH), weiter differenziert in:
   – Anspruchsrechte und -grundlagen: Für welche »Leistungen« oder Bedürfnisse werden welche sozial- und familienpolitischen Leistungen gewährt? Was wird sozialstaatlich anerkannt (v. a. Erwerbsarbeit aufgrund der Erwerbsarbeitszentrierung des Sozialsystems)?
   – Arbeitsrechte und Arbeitsschutz: Wie sind welche Beschäftigungsformen rechtlich (nicht) geschützt und abgesichert (siehe 1a)?
Über HONNETH hinausgehende Dimensionen:
c) Was sind die *rechtlich-normativen Rahmen* legitimer *Anerkennbarkeit* (BUTLER)? Welche Subjekte, sozialen Gruppen, Eigenschaften (z. B. »Leistung«) werden als (nicht) anerkennenswert konstituiert (z. B. durch sexuelle Rechte und die heterosexuelle Matrix; oder Erwerbs- und Leistungszentrierung des Sozialstaates)?
Übergreifend:
d) *Wechselwirkungen* mit anderen Dimensionen?
e) *(geschlechterdifferenzierende) Ungleichheiten*?
z. B.: Wo ist Ungleichheit rechtlich institutionalisiert (etwa mit Blick auf sexuelle Orientierung, Migration, Nichtanerkennung von Sorge)? Welche ungleiche Anerkennungsordnung ist rechtlich und sozialstaatlich institutionalisiert?
Zudem auf inter-/subjektiver Ebene:
f) Welche zwar womöglich formal gegebenen, objektiven Rechte können faktisch von Einzelnen – als subjektive Rechte – nicht eingelöst werden?

4. Intersubjektive Anerkennung als »ganze«, einzigartige Person (»Liebe« in sozialen Nahbeziehungen) (HONNETH 1992, 2011; WIMBAUER 2012)

a) Einbindung und *intersubjektive Anerkennung* in Paar-, Familien- und Freundschaftsbeziehungen
   - Ausmaß und Qualität dieser Beziehungen
   - intersubjektive Anerkennung in diesen Beziehungen vs. ambivalente Anerkennung/Nichtanerkennung

b) *Geschlechterarrangements* in (romantischen) Paar-, Familien- und Freundschaftsbeziehungen?

Übergeordnet:

c) Welche normativen Rahmen der Anerkennbarkeit sind gegeben (etwa gesellschaftliche Heteronormativität, Geschlechterordnung, Paarnormativität, Aufenthaltsrecht)

Übergreifend:

d) *Wechselwirkungen* mit anderen Dimensionen? Findet Sinnstiftung durch (Anerkennung in) Nahbeziehungen statt? Ambivalenzen der Anerkennung?

e) *(geschlechterdifferenzierende) Ungleichheiten*?

5. Politische und soziale Teilhabe, soziale Einbindung und Zugehörigkeit (BARTELHEIMER 2007)

a) Ressourcen für und Zugänge zu politischer Teilhabe und Zugehörigkeit

b) Ausmaß und Qualität politischer Teilhabe (überschneidet sich mit 3a)

c) Ressourcen für und Zugänge zu sozialer Teilhabe und Zugehörigkeit

d) Ausmaß und Qualität sozialer Teilhabe (überschneidet sich z. T. mit 4a)

Übergreifend:

e) *Wechselwirkungen* mit anderen Dimensionen?
   Findet Sinnstiftung durch Zugehörigkeit statt? Ambivalenzen von Zugehörigkeit?

f) *(geschlechterdifferenzierende) Ungleichheiten?*

6. Hausarbeit und Sorge (Care) (AMACKER 2014; KLENNER et al. 2012)

a) Wie gestalten sich die Hausarbeit- und Sorgearrangements?

b) Welche intersubjektive und materiell-finanzielle Anerkennung und Unterstützung erhalten die Hausarbeit- und v. a. Sorgeleistenden (nicht)?

c) Welche Entwicklungschancen haben die Kinder?

Übergeordnet:

d) Welche normativen Rahmen der Anerkennbarkeit für (Hausarbeit und) Sorge sind gegeben?

Übergreifend:

e) *Wechselwirkungen* mit anderen Dimensionen?

f) *(geschlechterdifferenzierende) Ungleichheiten?*

7. Gesundheit, Selbstsorge und verfügbare Zeit a) Ausmaß der körperlichen und seelischen Gesundheit bzw. Einschränkung b) Zeitliche Möglichkeiten zur und Ausmaß von Selbstsorge, Freizeit und Selbstanerkennung *Übergeordnet:* c) Welche normativen Rahmen zur Realisierung und Anerkennbarkeit von Vorsorge, körperlicher und seelischer Gesundheit, zur Selbstsorge und Freizeit/Muße sind gegeben (z. B. gesellschaftlicher Ableismus, Pathologisierung bestimmter Phänomene, Abwertung von Muße)? *Übergreifend:* d) *Wechselwirkungen* mit anderen Dimensionen? e) *(geschlechterdifferenzierende) Ungleichheiten*?
8. Wohnsituation a) »objektiv«: ausreichend Raum, Ausstattung, Bausubstanz, Heizung, Strom, räumliche Lage zu Erwerbsarbeit und Familie (bei Pendeln oder Trennung), Herkunftsfamilie (Groß-/Eltern, Geschwister) und Freund*innen für alle Haushaltsmitglieder? b) »subjektiv-anerkennungstheoretisch«: Wird die Wohnsituation als angemessen für ein würdiges Leben wahrgenommen, erlaubt sie soziale Teilhabe? *Übergreifend:* c) *Wechselwirkungen* mit anderen Dimensionen? d) *(geschlechterdifferenzierende) Ungleichheiten*?

Quelle: Motakef/Wimbauer (2019a: 106).

12.7 Zum ideologischen Potential von Erwerbsarbeit

Wir nähern uns dem empirischen und theoretischen Finale. Zwar haben wir in Kapitel 12.5 argumentiert, dass sich bei den prekär Beschäftigten nicht die gleichen »Anerkennungsfallen« wie bei den Doppelkarriere-Paaren finden, sondern viele Dimensionen relevant werden können. Gleichwohl lassen sich tendenziell ähnlich destruktive potentielle Folgen ausmachen, auch wenn die Mechanismen vielfältiger sind: Nicht das unermüdliche Rennen im nie stillstehenden Hamsterrad und nicht das ideologische Potential der nie zu stoppenden Steigerungslogik beruflichen Erfolges sind, so eine wesentliche Schlussfolgerung, bei prekär Beschäftigten das »Grundmuster des Problems«[82]. Vielmehr sind dies zwei vorgelagerte, bereits für die indust-

82 So die Worte von Herrn Ott, einem Partner in einem Doppelkarriere-Paar (Wimbauer 2012).

riegesellschaftliche Moderne, mehr noch aber für das sozialstaatliche Aktivierungsregime zentrale Fiktionen: Dass sich erstens Leistung lohne (Meritokratie) und jede*r, der*die arbeiten wolle, dies auch könne, und dass zweitens Erwerbsarbeit per se erstrebenswert und jede Erwerbsarbeit besser sei als keine. Beides birgt nachgerade ein erhebliches ideologisches Potential. Das Erleben dieses ideologischen Potentials am eigenen Leib ist es schließlich, was viele prekär Beschäftigte in eine tiefe Anerkennungs- und Sinnkrise, kurz: zur Verzweiflung, bringen kann.

Honneth (2004; vgl. Wimbauer 2012: 349–355 und Kapitel 2) analysierte, wann Anerkennung zur Ideologie werden kann. Hieran angelehnt verstehen wir unter Ideologien wirkmächtige Ideen, die »der sozialen Herrschaftssicherung« (Honneth 2004: 52) dienen, bei den Subjekten die »Bereitschaft zur freiwilligen Unterwerfung« (ebd.: 60) wecken und »im Allgemeinen evaluative Gründe mobilisieren, die intern in unserem Werthorizont angelegt sind« (ebd.: 54). Sie müssen erstens »den Wert eines Subjekts oder einer Gruppe von Subjekten positiv zum Ausdruck« (ebd.: 61) bringen und zweitens für die Betroffenen selbst glaubwürdig sein.[83] Entscheidend sind aber nicht die Inhalte eines solchen, in institutionellen Regelungen und Arrangements zum Ausdruck gebrachten Überzeugungssystems, sondern die »Diskrepanz zwischen evaluativen Versprechen und materialer Erfüllung« (ebd.: 54). Die Ideologie zeigt sich also an »der strukturellen Unfähigkeit […], für die materiellen Voraussetzungen zu sorgen, unter denen die […] Werteigenschaften von den Betroffenen tatsächlich zu realisieren sind« (Honneth 2004: 67–68). Inwiefern lässt sich nun in diesem Sinne und empirisch begründet ein ideologisches Potential der beiden genannten Glaubenssysteme ausmachen?

Zum ersten Glaubenssystem, zu Meritokratie und der Idee, alle könnten arbeiten, die dies nur wollten. Diese Annahmen erscheinen insofern als ideologisch, als die gesellschaftlichen und individuellen Bedingungen für deren Einlösung und Umsetzung ganz offensichtlich nicht gegeben sind. Zum einen ist Meritokratie in Deutschland (und andernorts) nicht eingelöst, sondern dient, wie etwa Solga (2005) unter Rückgriff auf Young (1958) mit Blick auf das Bildungssystem anschaulich analysiert, maßgeblich der Legiti-

83 Nach Honneth müssen sie, im Fall von Anerkennung als Ideologie, drittens einen »neuen Wert oder eine besondere Leistung zum Ausdruck« (Honneth 2004: 63) bringen. U.E. kann allerdings auch ein altbekanntes Glaubenssystem ideologischen Charakter aufweisen oder erhalten – etwa, wenn dies von Anbeginn an der Fall war oder sich beispielsweise die gesellschaftlichen Bedingungen verändern.

mation sozialer Ungleichheiten. Neben der klassistischen und ableistischen Reproduktion und Legitimation sozialer Ungleichheiten ist zudem problematisch, dass sich weder Leistung und gute Bildungszertifikate noch beständiger Einsatz und große Mühen immer in entsprechende Beschäftigung, Einkommen und Anerkennung umsetzen – wie wir unter anderem in Kapitel 4.1 (und andere, etwa Gefken et al. 2015) gezeigt haben. Der Wechselkurs ist oft kontingent und von Glück abhängig – wie die gut qualifizierten Fälle Oswald, Vetter, Urban, Christiansen zeigen. Die tief verinnerlichte Idee, Leistung müsse und würde sich lohnen, erwies sich hier als so leeres wie falsches Versprechen, das die Betroffenen bitter, enttäuscht, wütend und desillusioniert zurücklässt.

Zum anderen ist die Annahme, man müsse nur arbeiten wollen, so illusorisch wie ideologisch. Wie bereits früher ausgeführt (Wimbauer 2012: 315–322; 350–355), existieren strukturelle Hürden, überhaupt an Erwerbsarbeit teilzuhaben (und mit Blick auf Meritokratie: Leistung zeigen zu können). Hierzu zählen etwa statistische Diskriminierung von Frauen, LGBTTIQ*As, von Personen mit Migrationshintergrund oder mit Behinderung oder schlechte betriebliche Vereinbarkeitsbedingungen und eine mangelhafte sozialstaatliche Betreuungsinfrastruktur, die Mütter vom Arbeitsmarkt (und damit vom »Leistungserweis«) fernhalten. Weiter finden sich intersubjektive Erwerbsarbeitshindernisse, oft für Frauen: So kann es der Partner sein, der seiner Partnerin (so bei Maria Melchior) durch Abschieben und Nichtanerkennen der Sorgearbeit eine Erwerbstätigkeit erschwert oder verunmöglicht. Ebenso kann es Sorge für Kinder (Theo Tettler) oder andere (Ulrike Urban) sein, die Erwerbsarbeit und dortige »Leistungserbringung« verhindert. Schließlich gibt es Menschen, die schlicht und ergreifend nicht arbeiten können, weil es ihnen qua Geburt oder sonstigem am Vermögen dazu mangelt – aufgrund körperlicher Gegebenheiten, ihres Gesundheitszustandes, wegen Schicksalsschlägen, Krisen und anderem mehr.

Auch das zweite Glaubenssystem, Erwerbsarbeit sei stets und unbedingt erstrebenswert, und das Credo der Aktivierungsgesellschaft, nach dem jede Arbeit besser sei als keine, lassen sich als ideologische Gedankengebäude dekonstruieren. Zum einen verschleiern diese Annahmen die gesellschaftliche Notwendigkeit und den hohen gesellschaftlichen Wert anderer Tätigkeiten, insbesondere von Für-/Sorge und Selbstsorge. Zum anderen ist eingedenk der herausgearbeiteten Pathologien der Arbeit leicht ersichtlich, warum Erwerbsarbeit sich bisweilen auch als zerstörerisch erweisen kann: Besonders, aber keineswegs nur prekäre Beschäftigung geht mit vielfältigen gefährden-

den Arbeitsbedingungen und oft massiv gesundheitsschädigenden Folgen bis zur Erwerbsunfähigkeit oder darüber hinaus einher (4.8.1). Sie kann zudem zur maximalen Entfremdung von sich selbst führen (4.8.2). Theo Tettler bringt dies auf den Punkt: »Man sieht, wie man langsam abstirbt.« In prekärer Erwerbsarbeit ist aber nicht nur das hier angedeutete brutale Potential zur Selbstzerstörung der Einzelnen angelegt. Gesellschaftlich betrachtet und auf Makroebene akkumuliert, kann sie sich auch als sozialdestruktiv erweisen – wie Veronika Vetter konstatiert: »Es löchert die Gesellschaft von innen raus auf.«



13. Fazit und Ausblick

Am Ende unseres Buches blicken wir zurück und nach vorne: Welche Impulse kann unsere Studie der Prekarisierungsforschung geben (13.1)? Womit können wir die Anerkennungsforschung inspirieren (13.2)? Was sind Grenzen unserer Studie und welche Forschungslücken sind zukünftig noch zu füllen (13.3)? Welche Implikationen haben unsere Ergebnisse und welche Politiken der Ent_Prekarisierung ließen sich aus ihnen ableiten (13.4)?

13.1 Perspektivenerweiterungen der Prekarisierungsforschung

Mit unserer um Anerkennung erweiterten Heuristik von Prekarität im Lebenszusammenhang möchten wir zunächst der arbeitssoziologisch fundierten Prekarisierungsforschung einige Impulse geben. Darüber hinaus zielen wir auch darauf, die Geschlechterforschung, die Soziologie sozialer Ungleichheit und sämtliche Forschungen zu Prekarisierung zu inspirieren. Unseres Erachtens ist es erforderlich, den Prekarisierungsbegriff zu erweitern (vgl. Motakef 2015; Motakef et al. 2018a; Motakef/Wimbauer 2019a), ohne ihn dabei zu einem *catch-all*-Begriff zu machen. Wir fassen unsere wichtigsten Erweiterungen knapp zusammen.

13.1.1 Jenseits der Erwerbsarbeitszentrierung

Die deutschsprachige Prekarisierungsforschung steht in Tradition der Arbeits- und Industriesoziologie. Bisweilen wird dort zwar auch nach anderen Lebensbereichen sowie nach Geschlecht gefragt, doch selbst dann bleibt der Blick meist erwerbszentriert. Erwerbsarbeit ist fraglos sehr bedeutsam, dennoch ist die Perspektive aus verschiedenen Gründen über Erwerbsarbeit hinaus auszuweiten.

Erstens: Erwerbsarbeit ist in gegenwärtigen Gesellschaften schon alleine wegen ihrer Einkommensfunktion eminent wichtig. Einkommen ermöglicht zwar beileibe nicht alles, aber sehr viel – direkt (den Erwerb käuflicher Güter) oder vermittelt (vielfältige weitere Lebenschancen). Allerdings können neben Beschäftigung und Einkommen auch andere Dimensionen und Lebensbereiche prekär werden (siehe Kapitel 13.1.3).

Zweitens muss man die intrapersonalen Relationierungen dieser Lebensbereiche erfassen und fragen, welche Prekarität konstituierenden und stabilisierenden Wechselverhältnisse innerhalb einer Person bestehen. So kann eine prekäre Erwerbssituation in anderen Lebensbereichen abgemildert, aber auch bedingt oder befördert werden, etwa durch Sorgearbeit. Prekäre Erwerbslagen können zudem diverse andere Lebensbereiche einer Person prekarisieren, und Prekarität kann sich schließlich in verschiedenen Dimensionen verfestigen. So treten nicht selten gesundheitliche Einschränkungen und/oder psychische Belastungen zur prekären Arbeitssituation hinzu und verdichten sich zu Verlaufskurven (Schütze 1981, 1983, 1984, 1995; Kapitel 4) und Ausschlüssen nicht nur aus der Erwerbs-, sondern auch aus der Liebessphäre. Beleuchtet man scheinwerferartig nur Erwerbsarbeit, bleibt ein Großteil von Prekarität und Prekarisierung im Dunkeln.

Drittens sind der gesamte Haushalt bzw. die jeweilige Verantwortungsgemeinschaft in den Blick zu nehmen: In finanzieller Hinsicht kann eine individuell prekäre Einkommenssituation durch das Einkommen einer zweiten Person aufgefangen und umgekehrt kann ein individuell nicht prekäres Einkommen im gesamten Haushalt prekär werden. In der Armuts- und Reichtumsforschung wird dies in der Regel berücksichtigt. Auch die Prekarisierungsforschung müsste diesbezüglich standardmäßig eine Haushalts- oder Paarperspektive einnehmen (vgl. Allmendinger et al. 2018). Auch jenseits finanzieller Ressourcen ist eine solche Perspektive auf Individuen-in-Beziehungen erforderlich: Zusammenhänge verschiedener Lebensbereiche sind nicht nur innerhalb einer Person (siehe zweitens), sondern auch zwischen Personen (interpersonell) wesentlich für Prekarisierung. Besonders wichtig sind hierbei Relationierungen hinsichtlich Sorge: Sorge, die für andere geleistet wird (für Kinder, Partner*innen, Eltern, Angehörige, Freund*innen, Wahlverwandte, aber auch für Tiere) und Für-/Sorge, die man von anderen (nicht) erhält, wenn man selbst kurz- oder langfristig ihrer bedarf. Auch kann eine Paarbeziehung Prekarisierung und Prekarität abmildern, ambivalent gestalten oder verursachen. Erst mit dem doppelten Blick auf den gesamten Lebenszusammenhang – intra- und interpersonell – lassen sich Wechselverhält-

nisse, Wege in und Auswege aus Prekarität nachzeichnen. Kurz: Erst dann werden Prekarität und Anerkennungsdefizite umfassend in ihren Konstitutions- und Reproduktionsbedingungen erklärbar und verstehbar.

Viertens sind der verbreitete Androzentrismus der Prekarisierungsforschung (Aulenbacher 2009; Fantone 2007) zu überwinden und die Geschlechterverhältnisse zu berücksichtigen: Prekarisierung betrifft nicht nur männliche Industriearbeiter bzw. Cis-Männer, sondern (seit Längerem) auch Frauen und andere Menschen. Weiterhin ist nicht nur Erwerbsarbeit, sondern auch Sorgearbeit nach Geschlecht ungleich verteilt; und auch wenn Männer Sorgearbeit leisten, stoßen sie häufig an Geschlechtergrenzen. Zudem ist Geschlecht auch in den weiteren Dimensionen von Prekarität als zentrale Strukturkategorie stets zu berücksichtigen.

Fünftens wären neben Geschlecht weitere ungleichheits- und prekarisierungsrelevante Sozialkategorien explizit in die Forschung einzubeziehen, die bisher kaum untersucht werden – etwa Staatsbürgerschaft, Migrationshintergrund, sexuelle Orientierung und Begehren, körperliche Fähigkeiten und anderes mehr.

Sechstens: In anderen Fächern und Bindestrich-Soziologien werden bisweilen ähnliche Gegenstände erforscht, aber nicht immer unter der Bezeichnung Prekarisierung. Auch nehmen sich diese Forschungen oft wechselseitig nicht zur Kenntnis. Sinnvoll wäre daher, die Fächer- und Teildisziplingrenzen zu überschreiten, um die Erkenntnismöglichkeiten zu vergrößern und das vielfältig existierende, aber verstreute Wissen zu integrieren.

13.1.2 Anerkennung und Prekarisierung

Zudem ist unseres Erachtens die Kategorie der Anerkennung in der Prekarisierungsforschung – und generell in der theoretischen wie empirischen Sozial- und Ungleichheitsforschung – explizit zu berücksichtigen. Mit Honneth und Butler fassen wir Anerkennung sozialtheoretisch als grundlegend. Auch empirisch haben wir die hohe Relevanz von Anerkennung aufgefunden und aufgezeigt.

Die Erwerbssphäre ist gegenwärtig eine sehr zentrale und bedeutende Anerkennungssphäre. Prekäre Erwerbsarbeit zieht oft prekäre Anerkennung nach sich, mit all den dargelegten möglichen Folgen und Wechselwirkungen im Lebenszusammenhang. Aber auch Nichtanerkennung in anderen Sphären (etwa in der Liebessphäre, der Rechtssphäre, den Sphären der Sorge für

andere und für sich selbst, siehe Kapitel 13.1.3) fassen wir als wesentlichen Bestandteil von Prekarität. Anerkennung – genauer: prekäre Anerkennung – in den verschiedenen Sphären ist damit erstens eine wesentliche *Dimension* von *Prekarität*.[84]

Anerkennung ist damit zweitens auch eine zentrale *Dimension sozialer Ungleichheit* (Wimbauer 2012: 340–343): Anerkennung ist ein erstrebtes, aber ungleich verteiltes Gut. Der ungleiche Zugang zu und die ungleiche Positionierung auf dem Arbeitsmarkt – und aufgrund der geschlechterdifferenzierenden Arbeitsteilung wesentlich auch Geschlecht – sind zentrale Determinanten hierfür. Bildung, Ausbildung, Gesundheit, Alter, Migrationshintergrund, Sorgetätigkeiten, Alleinerziehen und Begehren sind einige weitere. Eine ungleichheitssoziologische Analyse von Prekarisierung muss daher ungleiche Anerkennung unabdingbar berücksichtigten. Sie muss untersuchen, wofür von wem welche Anerkennung aktualisiert werden kann, und wo weshalb welche Defizite deutlich werden: in der Erwerbssphäre, aber auch in anderen Sphären, etwa sozialstaatlich-rechtlich (wie am Stigma prekärer Beschäftigung, von ALG I und ALG II deutlich wurde), in Paar- und Nahbeziehungen, für Hausarbeit, Sorge für andere und Selbstsorge.

Drittens kann die Suche nach Anerkennung auch zur *Determinante sozialer Ungleichheit* und von *Prekarisierung* werden. Bei prekär Beschäftigten ist dies kaum im übermäßigen Streben nach beruflichem Erfolg begründet, wie bei den mehrfach erwähnten Doppelkarriere-Paaren (Wimbauer 2012), sondern in ambivalenten Relationierungen. Wir haben nachgezeichnet, wie das Streben nach Liebesanerkennung Anerkennung in der Erwerbssphäre erschweren oder verhindern und Anerkennung auch in anderen Dimensionen begrenzen kann. So sucht etwa Ulrike Urban Liebesanerkennung in ihrer Pflegebeziehung und dieses Anerkennungsstreben wird zur Determinante von Ungleichheit und Prekarität. Im Ergebnis führt es zu verhinderter beruflicher Teilhabe und Anerkennung, geringem Einkommen, Verlust ihrer Freundschaften und beschränkten Lebenschancen. Abstrahiert sind die Folgen dieses ambivalenten Anerkennungsstrebens unter anderem ungleiche

84 Hier und in dem gesamten Teilkapitel lehnen wir uns an das Strukturebenenmodell sozialer Ungleichheit von Solga et al. (2009: 17f.) an. Sie unterscheiden zentral zwischen Determinanten und Dimensionen sozialer Ungleichheit, von denen es zahlreiche gibt. Je nach Perspektive kann zudem eine Kategorie (z. B. Anerkennung für Erwerbsarbeit, intersubjektive Liebesanerkennung) Determinante oder Dimension sozialer Ungleichheit sein. Für Prekarität als zu erklärendes Phänomen gilt dies u.E. strukturanalog – auch mit Blick auf Anerkennung. Siehe hierzu auch Wimbauer (2012: 340–343).

Einkommens- und Lebenschancen, ungleiche Selbstverwirklichungschancen und erhöhte Prekaritätsrisiken.

Viertens wird bei der anerkennungstheoretisch fundierten Perspektive auf Prekarität die *Vergeschlechtlichung* von ungleicher und prekärer Anerkennung sehr deutlich – wesentlich aufgrund der hohen Relevanz der Vergeschlechtlichung von Sorge- und Erwerbsarbeit.

13.1.3 Prekarität im Lebenszusammenhang

In unserer erweiterten Perspektive haben wir acht Dimensionen von Prekarität erarbeitet (Kapitel 2, Tabelle 2) und in Kapitel 12.6 überblickshaft mit Unterfragen ausdifferenziert. Wir erläutern diese daher nicht nochmals.[85] Was aber ist an unserer erweiterten Perspektive (und teilweise an den Dimensionen) neu, selbst im Vergleich zu den in Kapitel 2 vorgestellten elaborierten Ansätzen?

Bisher existieren keine Studien, die a) eine genuine Anerkennungsperspektive bei der Erforschung von Prekarisierung und Prekarität einnehmen. Auch b) Liebe, paar- oder andersförmige Liebesbeziehungen werden hier bisher nicht explizit fokussiert und wurden in der Soziologie generell lange Zeit vernachlässigt (vgl. hierzu Wimbauer 2003: 77). In beiden Hinsichten betreten wir also Neuland in der Prekarisierungsforschung, ebenso mit Blick auf Freundschaften (c). Auch diese spielen hier bisher so gut wie keine Rolle. Nur in wenigen Studien wurden Nahbeziehungen und Freundschaften überhaupt explizit berücksichtigt (etwa Knabe et al. 2018; Marquardsen 2012). Hier wurde bisher insgesamt sehr viel Erkenntnispotential verschenkt, denn Liebesanerkennung in Paar- und Nahbeziehungen kann eine sehr wichtige Ressource in der Bewältigung von Prekarität im Lebenszusammenhang darstellen. Sie kann aber auch bei ihrem Fehlen oder ihrer Verweigerung selbst prekär und damit zu einer eigenständigen Dimension von Prekarität werden. Schließlich kann die Suche nach Liebesanerkennung auch zum Prekaritätsrisiko in anderen Dimensionen werden.

Geschlechterverhältnisse (d) stehen zwar im Zentrum der geschlechtersensiblen Prekarisierungsforschung, der auch wir uns zurechnen. Die Struk-

85 Knapp zur Erinnerung: 1. Erwerbsarbeit (incl. Anerkennung dafür), 2. Einkommen und Vermögen, 3. rechtliche Anerkennung, 4. Liebesanerkennung, 5. politische und soziale Teilhabe, 6. Hausarbeit und Sorge für andere (incl. Anerkennung dafür), 7. Gesundheit und Selbstsorge (incl. Anerkennung dafür), 8. Wohnen.

turkategorie Geschlecht sollte aber eine selbstverständliche Kategorie in der gesamten Prekarisierungsforschung werden. Als besonders relevant erwiesen sich auch (e) physische und psychische Beeinträchtigungen und Belastungen, persönliche und psychische Krisen sowie überindividuelle Schicksalsschläge, die explizit zu berücksichtigen sind. Dies passiert zwar teilweise in den Rehabilitationswissenschaften und in verschiedenen Studien, erfolgt aber meist ebenfalls erwerbszentriert (etwa Alsdorf et al. 2017; BMAS/BAUA 2018; Oschmiansky et al. 2017).[86] Gesellschaftlich bleibt dieser Themenkomplex besonders unsichtbar. Dafür hat (f) Sorge für andere hier mittlerweile etwas mehr, aber immer noch viel zu wenig Aufmerksamkeit erlangt. Selbstsorge genießt hingegen so gut wie keine gesellschaftliche Anerkennung. Selbstsorge wie Sorge für andere sollten aufgrund ihrer Unabdingbarkeit selbstverständliche Gegenstände der Prekarisierungsforschung sein. Die Bedeutung und Unterbewertung von Sorge und die Relationierungen (g) der verschiedenen Lebensbereiche innerhalb einer Person (intrapersonal) sowie zwischen mehreren Menschen (interpersonell) herausgearbeitet zu haben, ist damit eine weitere Stärke unserer Studie. Schließlich zeigt sie nicht zuletzt, wie wichtig sich die Frage nach (h) Sinnstiftung und Sinngenerierung für die Bewältigung prekärer Lebenslagen erweist.

13.2 Anregungen für die Anerkennungsforschung

Wie können wir nun die Anerkennungsforschung inspirieren? Jene entstammt ursprünglich der Sozialphilosophie. Empirische Studien existieren noch wenige, auch wenn ihre Zahl wächst. Prekarisierung wurde bisher nicht aus einer Anerkennungsperspektive untersucht, vollends nicht aus einer geschlechtersensiblen. Wir tragen also zunächst zur empirischen Erhellung dieser Zusammenhänge bei. In theoretischer Hinsicht können wir zwar nicht mit einer neuen Anerkennungstheorie aufwarten, setzen aber neue Akzente: Wir nehmen einen erkenntnisausweitenden Blick ein, erweitern bestehende Theorien und stellen dabei auch neue Anerkennungsformen vor. Unser anerkennungstheoretischer Blick zielt nicht zuvörderst im

86 Anders in den Disability Studies, die v. a. die gesellschaftliche und soziale Bedingtheit von Behinderung in Abgrenzung zu einem Modell individueller Beeinträchtigung kritisch untersuchen (etwa: Pfahl/Köbsell 2014). In der (arbeits-)soziologischen Prekarisierungsforschung werden diese bisher aber kaum rezipiert.

Honneth'schen Sinne auf gelungene Anerkennungsverhältnisse aus Liebe, Recht und Leistungsanerkennung, sondern geht zentral von der Verletzbarkeit und precariousness als *conditio humana* aus (13.2.1). Die benannte Dreistufigkeit und ihre androzentrische Leistungsanerkennung lassen sich basierend hierauf theoretisch erweitern (13.2.2). Weiter lohnt es sich, Ambivalenzen und Widersprüche in und zwischen den Anerkennungssphären zu fokussieren (13.2.3). Schließlich ist nicht nur die Leistungsanerkennung zu transzendieren, sondern es ließe sich auch darüber nachdenken, das Modell intersubjektiver Anerkennung um Selbstanerkennung und womöglich auch um eine Art übergeneralisiert-transzendierter Anerkennung zu ergänzen (13.2.4).

13.2.1 Anerkennung in Verletzbarkeit fundieren

Unsere Ergebnisse machten – auch im Vergleich zu den Doppelkarriere-Paaren (siehe Kapitel 12.5, 12.7, Wimbauer 2012) – eines sehr deutlich: Das Leben und die gesellschaftlichen Verhältnisse beschenken prekär Beschäftigte selten mit einer stufenweisen Kumulation von gelungener Anerkennung in den drei Formen Liebe, Recht und Leistung. Empirisch häufiger fanden wir Anerkennungsdefizite und deren Kumulation in verschiedenen Sphären.

In diesem Sinne scheint es uns geboten, die primäre Aufmerksamkeit auf die menschliche Prekarität sowie auf Machtverhältnisse, Wechselwirkungen und Ambivalenzen zu richten statt auf gelungene, positive Anerkennung. Dies ist uns mit Butler (2010) und ihrem Fokus auf die menschliche *precariousness* möglich. Damit stellen wir keineswegs die Grundannahme der intersubjektiven Konstitution des Subjekts in Frage. Wir wollen aber erstens die konfliktfreie Modellierung stufenförmiger und harmonischer Anerkennung und zweitens ihre Dreieinigkeit aus Liebe, Recht und Leistung hinterfragen. Auch unsere empirischen Ergebnisse legen es nahe, stattdessen die grundlegende Prekarität des menschlichen Seins zum theoretischen Ausgangspunkt und zum Dreh- und Angelpunkt zu nehmen. Fraglich ist zudem nicht nur, wie Menschen Anerkennung positiv aktualisieren, sondern zum einen, wie Anerkennungsdefizite abgefedert werden können und zum anderen, wie die Prekarität ihres Lebenszusammenhangs noch gesteigert wird, indem sie mehrere oder multiple Anerkennungsdefizite erfahren. Hieraus ergeben sich schließlich auch einige gesellschaftspolitische Implikationen.

13.2.2 Anerkennung jenseits der Dreieinigkeit

Neben dem veränderten Ausgangspunkt der menschlichen *precariousness* nehmen wir in unserer Empirie fundiert weitere konzeptuelle Schwerpunktverschiebungen und Erweiterungen vor. Diese beziehen sich unter anderem auf die Paar- und Heteronormativität, Leistungsvereinseitigung und auf einen androzentrischen Bias des geschlechterblinden und tendenziell harmonischen Anerkennungsmodells. Eben diese theoretischen Bestandteile werden allerdings auch empirisch durch aktuelle gesellschaftliche Rahmen der Anerkennbarkeit nahegelegt und stabilisiert.

Zunächst ist mit Blick auf die Anerkennungsform der Liebe und die Sphäre sozialer Nahbeziehungen festzuhalten: Auch empirisch streben viele Menschen ganz offenbar nach Liebesanerkennung und nach Zugehörigkeit, vielleicht sogar noch mehr als nach Anerkennung in der Erwerbssphäre. In der Theorie und gesellschaftlich können hier eine deutliche Paarnormativität, eine machtunkritische romantische Zweier-Liebesnormativität und eine deutliche Heteronormativität rekonstruiert werden. Empirisch trifft dies auch für einige Befragte zu: Sie streben um alles nach Liebes-Paar-Anerkennung, von der sie sich die Errettung aus allem Unbill erhoffen – obgleich die dyadische und vergeschlechtlichte Zweier-Liebe per se recht ungleichheitsanfällig und ambivalent ist. Dass so viele dennoch danach streben, ist insofern nicht verwunderlich, als die Paar-, Hetero- und Liebesnorm auch wesentlich in sozialstaatliche, rechtliche und gesellschaftliche Rahmen der Anerkennbarkeit eingelassen und darin zutiefst verankert sind. Diese Rahmen begrenzen aber aktualisierbare Liebesanerkennung empirisch und theoretisch doch gravierend: Sie lassen Menschen ohne Paarbeziehung sich bisweilen als defizitäre Subjekte erfahren und machen für sie Alternativen zur Paarbeziehung schwer oder nicht denkbar. Menschen in konflikthaften Paarbeziehungen verbleiben bisweilen in jenen und machen dort vielfältige Erfahrungen der Nichtanerkennung (oft die Partnerinnen, aber auch Partner und besonders Kinder), weil die Paarnormativität selbst eine solche Paarbeziehung als erstrebenswerter nahelegt als keine. Weiter schließen die benannten Normen Menschen jenseits der heterosexuellen Matrix (Butler 1991) aus. Ganz allgemein machen sie Freundschaften, Wahlfamilien und anderweitige Vergemeinschaftungsformen zu Liebesquellen bestenfalls der dritten Klasse. All diese anderen – und weitere, aufgrund der begrenzenden Rahmen der Anerkennbarkeit womöglich bisher gar nicht denkbaren – Quellen von Lie-

besanerkennung und Zugehörigkeit sind in die theoretischen Überlegungen zu Liebe zu integrieren.

Weiter stellt sich die Frage, warum Erwerbsarbeit und dort erbrachte Leistung theoretisch derart zentralen Stellenwert erhalten. Warum gilt Anerkennung für Leistung in der Erwerbssphäre als eine eigene Anerkennungsform, während Anerkennung für Sorge für andere nicht als eigene Anerkennungsform gefasst wird – ebenso wenig wie Anerkennung für Selbstsorge?

Schließlich erweist sich das dreistufige Anerkennungsmodell nicht nur als leistungsüberhöhend, sondern darin auch als androzentrisch, zumal Erwerbsarbeit und dort erbrachte Leistung zwar als geschlechtslos gedacht werden, aber faktisch männlich konnotiert und überwiegend von Frauen geleistete Sorgetätigkeiten weiblich konnotiert sind. Das Dreifaltigkeitsmodell ist daher auch geschlechterblind – womit es vielfältige gesellschaftliche Strukturen spiegelt.

Mit Blick auf den vorherigen Punkt, die bei Honneth zentrale Leistungsanerkennung, und auf seine Stufentheorie wird eine empirische Beobachtung auch theoretisch virulent. Nach Honneth verhindert Nichtanerkennung bereits in einer Sphäre ein gelungenes Selbstverhältnis, da hierfür alle drei Anerkennungsformen notwendig seien. Dafür spricht, dass nahezu alle von uns Befragten unter ihrer Nichtanerkennung in der Erwerbssphäre leiden. Nach unseren Ergebnissen können bestehende Anerkennungsdefizite in der Erwerbssphäre nicht einfach durch Liebe oder Freund*innen kompensiert (im Sinne von: vollständig ersetzt), sondern nur abgemildert werden (ähnlich Knabe et al. 2018: u. a. 206). Fraglos scheinen nicht nur die drei Honneth'schen Formen, sondern alle acht von uns differenzierten Dimensionen als wichtig, bisweilen als notwendig – schon zum reinen Überleben (so 2. Einkommen, 7. Gesundheit). Offensichtlich sind zudem die gesellschaftliche Erwerbsarbeitsmatrix und der Rahmen der Erwerbsarbeitsanerkennung so wirk- und übermächtig und von den Subjekten so tief internalisiert, dass Anerkennungsdefizite in diesem Bereich häufig sehr negative Auswirkungen für die Betroffenen haben.[87] Ein Entkommen aus dieser Matrix scheint daher nur schwer oder gar nicht möglich.

Gegen die Annahme, Erwerbsarbeitsanerkennung sei für ein gelungenes Selbstverhältnis unabdingbar, sprechen drei Punkte: Erstens gibt es Befragte, die keine Leistungsanerkennung anstreben, ohne offenbar Schaden in ihrem

87 Für Arbeitslosigkeit zeigte dies früh bereits die Marienthalstudie (Jahoda et al. 1975 [1933]; vgl. Kapitel 2).

Selbstverhältnis zu nehmen (Clemens Caspar, Walter Wotan, Patricia Poturica). Zweitens müssten, wenn die Stufentheorie zuträfe, alle nichterwerbstätigen Menschen – so auch alle nicht erwerbstätigen Mütter – ein beschädigtes Selbstverhältnis aufweisen. Hierfür gibt es weder empirisch noch theoretisch hinreichende Belege. Drittens ist es, so Honneth, gesellschaftlich bestimmt, was jeweils als Leistung gilt und sozial wertschätzbar ist – und damit auch, was die Butler'schen Rahmen der Anerkennbarkeit umfassen. Was also heute noch schädigend fehlen mag, kann (über-)morgen womöglich schon überflüssig sein.[88]

Nun ist eine Änderung der Rahmen der Anerkennbarkeit ein schwieriges, mit vielfältigen Widerständen konfrontiertes Unterfangen. Dennoch erscheint es uns erforderlich (siehe Kapitel 13.4). Ebenso ist es in konzeptioneller Hinsicht notwendig, Leistungsanerkennung zu dezentrieren und Sorge, Selbstsorge sowie deren Vergeschlechtlichung aufzunehmen. Schließlich ist die Theorie – so unser vierter Punkt – um Selbstanerkennung zu erweitern (siehe Kapitel 13.2.4 und 13.4.3).

13.2.3 Ambivalenzen und Ideologien der Anerkennung

Ein weiterer wichtiger Beitrag ist es, Ambivalenzen, Widersprüche und Ideologien der Anerkennung herausgearbeitet zu haben. Gesellschaftliche Widersprüche aufzuzeigen ist das Kerngeschäft der Kritischen Theorie. Mit Blick auf Geschlecht haben dies unübertroffen schon Regina Becker-Schmidt et al. (1981; siehe Kapitel 2) vermocht. In den letzten Jahren stehen normative Paradoxien im Zentrum der Forschungen des Frankfurter Instituts für Sozialforschung (u. a. Honneth/Sutterlüty 2011).[89] Gleichwohl ist es zu jeder Zeit so spannend wie aufschlussreich und liefert empirisch begründet immer wieder neue oder aktualisierte Erkenntnisse. Wir unterscheiden hierbei drei Aspekte: Ambivalenzen von und in Erwerbsarbeit, Ambivalenzen zwischen Anerkennungsformen und -sphären (und hier anschließend Kompensatio-

88 Theoretisch. Faktisch ist die Erwerbsarbeitszentrierung äußerst beharrlich und eine Änderung nur schwer denkbar, aber ganz grundsätzlich eben doch: denkbar.

89 Allerdings wird bei der dortigen Analyse von Paradoxien genau jene Art von Paradoxien explizit ausgeschlossen, die uns – neben anderen – gerade interessiert: solche, bei denen die »Verwirklichung […] von sphärenspezifischen Normen […] intrinsisch mit der Erzeugung gegenläufiger Effekte verknüpft ist« (ebd.: 83).

nen sowie Kumulationen von Anerkennungsdefiziten) sowie Ideologien der Anerkennung.

Ambivalenzen der Anerkennung für Arbeit

Zunächst brachte unsere Untersuchung bei den Befragten Ambivalenzen und Widersprüche zutage, die in der Erwerbssphäre (hierzu bereits ausführlich Becker-Schmidt et al. 1981; Becker-Schmidt 1982) und insbesondere in der ökonomischen und sozialen Doppelnatur von Erwerbsarbeit begründet sind. Um nur einige hiervon zu nennen: Erwerbsarbeit kann Quelle von Anerkennung sein und gleichzeitig von Nichtanerkennung. Sie kann handlungsorientierend sein und zugleich als überbordende Alleinorientierung abgelehnt werden. Sie kann den Anschluss an die Gesellschaft und an andere Menschen herstellen, beides aber auch abschneiden. Sie kann als ökonomische Befreiung erscheinen und zugleich als Zwang und Unterdrückung, als Medium der Selbstverwirklichung wie der Entfremdung, als Sinnstifterin und Sinnzerstörerin. Wie bereits Becker-Schmidt et al. (1981), fanden auch wir oft eine Verlagerung dieser Widersprüche in das Innere der Subjekte, etwa wenn Erwerbsarbeit zur »Hassliebe« wird: Zwei Seelen wohnen also in der Befragten Brust. Sinnstiftende Alternativen zu Erwerbsarbeit haben dabei nur wenige gefunden und auch jene gestalten sich oft mit Blick auf Sinn und/oder materielle Existenz als ambivalent.

Ambivalenzen zwischen Anerkennungssphären

Daneben wurden, auch dies haben Becker-Schmidt et al. (1981) bereits für Haus- und Erwerbsarbeit nachgezeichnet, vielfältige Ambivalenzen und Widersprüche zwischen den verschiedenen Anerkennungssphären, -formen und Prekarisierungsdimensionen deutlich. Diese haben wir in Kapitel 12.3, 12.4 und 12.5 zusammenfassend dargelegt. Mit Blick auf Kompensationsversuche konnten Anerkennungsdefizite in der Erwerbssphäre in Paaren intersubjektiv abgemildert werden; sie konnten abgeschwächt und zugleich andere ausgeweitet werden; oder sie wurden durch paarinterne Nichtanerkennung verstärkt. Bei Menschen ohne Paarbeziehungen ließen sich berufliche Anerkennungsdefizite durch Familie oder Freund*innen teils abschwächen; oft gestalteten sich die Kompensationsversuche von beruflichen Anerkennungsdefiziten und fehlender Paar-Liebesanerkennung durch Vergemeinschaftungen in Gegenwelten aber als fragil (vgl. auch Weißmann

2016), ambivalent oder sogar als selbstdestruktiv. Bisweilen kumulierten vielfältige Anerkennungsdefizite.

Besonders vier strukturelle, gesellschaftlich und sozialstaatlich verankerte Aspekte befördern Ambivalenzen und die Kumulation von Anerkennungsdefiziten: Erstens die Erwerbsarbeits- und Leistungszentrierung, zweitens die Paarnormativität (aufgrund derer ein Leben ohne Partner*in normativ defizitär erscheint und für Alleinerziehende praktisch erschwert wird), drittens die Nichtanerkennung, Unsichtbarmachung und Vergeschlechtlichung von familialer Verantwortung und Sorgearbeit und viertens die unzureichende gesellschaftliche Berücksichtigung von physischen und psychischen Belastungen, Erkrankungen und Beeinträchtigungen.

Paradoxien und Ideologien der Anerkennung

Schließlich haben wir in Kapitel 12.5 und 12.7 kondensiert, wie diese Relationierungen zu unauflösbaren Widersprüchen werden und ein ideologisches Potential entfalten können. Bei den prekär Beschäftigten ist es nicht so sehr ein grenzenloses berufliches Anerkennungsstreben wie bei den Doppelkarriere-Paaren, das sich zerstörerisch auswirken kann. Problematisch sind hier vielmehr Hürden für berufliche Anerkennung und die prekären Arbeitsbedingungen.

Zu den Hürden: Blickt man auf den Lebenszusammenhang, so verunmöglichen es oft vergeschlechtlichte Sorgetätigkeiten, gesundheitliche Beeinträchtigungen, die Wechselfälle des Lebens und bisweilen auch die Suche nach Liebesanerkennung, überhaupt an Erwerbsarbeit teilhaben und/oder die erwerbsseitigen Versprechen nach Anerkennung einlösen zu können.

Nehmen die prekär Beschäftigten dennoch diese Hürde, so ist es oft die Alternativlosigkeit der teils verheerenden Arbeitsbedingungen, aufgrund derer prekäre Erwerbsarbeit ihre Destruktivität entfaltet. Arbeit ist dann nichts anderes mehr als das, »was einen kaputt macht« – um auf das Eingangszitat von Theo Tettler zurückzukommen, der sich arbeitend dabei zuschaute, »wie man langsam abstirbt«. Prekäre Erwerbsarbeit wird dabei nicht nur oft selbstdestruktiv (bezogen auf die Arbeitenden), sondern auch häufig sozialdestruktiv: Sie kann Paarbeziehungen auflösen oder verhindern, Freundschaften zerstören und sich ausweiten bis zur vollends prekären sozialen Isolation. Und nicht zuletzt bergen die gegenwärtigen Arbeitsbedingungen auch gesamtgesellschaftlich ein höchst gefährliches sozialdestruktives Potential.

Abstrahiert erwiesen sich damit vornehmlich zwei gesellschaftlich und sozialstaatlich wirksame Gedankengebäude als potentiell ideologisch: dass sich erstens Leistung lohne und zweitens jede Arbeit besser sei als keine. Beide Versprechen, so mussten viele erfahren, sind falsch und leer und erweisen sich damit letztlich als ideologisch – weil und wenn die materialen Bedingungen zu ihrer Einlösung fehlen (vgl. Honneth 2004: 67–68) und/oder sie selbst- und sozialdestruktive Folgen entfalten (Kapitel 12.7).

Schließlich lassen sich nicht nur in der Erwerbs-, sondern auch in der Liebessphäre potentiell ideologische Aspekte von Anerkennung ausmachen: Auch in der zermürbenden und zerfleischenden Suche nach nicht eingelöster Partner*innen-Liebe, der Selbstentwertung als partner*innenloser Mensch und der Selbstaufgabe in einer symbiotischen Pflegebeziehung deutet sich – empirisch geschlechterübergreifend – ein selbstzerstörerisches Potential an. Einige Fallstricke der gesellschaftlichen Paar-Liebesnormativität haben wir oben angedeutet. Mehr dazu in einem anderen Buch (Wimbauer 2021). Nachfolgend deuten wir aber zumindest an, wie diesbezüglich – neben und nach veränderten gesellschaftlichen Rahmen der Anerkennbarkeit jenseits von Leistung und Zweierliebe – die Einzelnen mit Blick auf ihr Selbstverhältnis Abhilfe schaffen könnten.

13.2.4 Von Selbstanerkennung und transzendierter Anerkennung

Die Anerkennungstheorie Honneth'scher Provenienz geht von einem intersubjektiven Anerkennungsbegriff aus. Damit ist, wie wir in Kapitel 13.4.3 noch etwas ausführen, immer die Abhängigkeit von einem anerkennenden (konkreten oder generalisierten) Anderen impliziert. Zudem steht immer auch die Möglichkeit ideologischer Anerkennung im Raum, wie wir ausführlich für Leistung und kurz für Paar-Liebe dargelegt haben (siehe Kapitel 12.5/7 und 13.2.2/3).

In unserem letzten Schritt regen wir daher in theoretischer Hinsicht an, die intersubjektive Anerkennung der Anerkennungstheorie erstens um die Anerkennungsform der Selbstanerkennung zu ergänzen. Bei Honneth (1992) ist ein gelungenes Selbstverhältnis erst die Folge positiver dreistufiger Anerkennung. Zu diskutieren wäre daher, wenn man überhaupt von einem positiven Anerkennungsbegriff ausgehen möchte, ob nicht Selbstanerkennung vielmehr die Voraussetzung dafür ist, andere anzuerkennen – ähnlich wie wir Selbstsorge als langfristige Bedingung dafür sehen, überhaupt für

andere sorgen zu können und wie vielleicht Selbstliebe erst die Voraussetzung für intersubjektive Liebesanerkennung anderer sein könnte. Womöglich ist das Verhältnis von Selbstanerkennung und intersubjektiver Anerkennung aber auch ein rekursives und die Frage nach dem Zuerst damit wegen ihrer Unlösbarkeit hinfällig. Die theoretischen Überlegungen hierüber wären also fortzuführen.

Zweitens verwies unsere Empirie auf eine alternative Anerkennungsquelle und damit vielleicht auf eine alternative oder weitere Anerkennungsform: eine Art übergeneralisierter, transzendierter Anerkennung, die ansatzweise auch im Liebeskonzept der *Agapé*[90] anklingt. Exemplarisch hierfür steht Veronika Vetter. Sie entwickelte ein Grundvertrauen in das Universum und eine darauf basierende Haltung der Gelassenheit als inneren Kompass, womit sie den Verletzungen der prekären Erwerbssphäre und den Wechselfällen des Lebens begegnet. Mit einer derart transzendierten, übergeneralisierten Anerkennung soll keineswegs ein Zurück in die Vormoderne oder in die Arme religiöser Heilsversprechen befördert werden. Fraglos aber kann eine transzendente Orientierung Menschen Sinn geben, ist doch die Suche nach Sinn und nach Antworten auf die existenzielle Frage eine der Grundeigenschaften des Menschen (u. a. Schnell 2016). Inwiefern sich eine solche übergeneralisierte Anerkennungsform in eine Anerkennungstheorie integrieren ließe und ob das Liebeskonzept der *Agapé* (oder weitere, womöglich noch zu bestimmende Liebeskonzepte) Alternativen oder Ergänzungen etwa zur romantischen Liebe oder zur Erwerbsarbeits-Leistungsanerkennung darstellen können, wäre durchaus weiterer theoretischer Überlegungen wert. Dies führt uns zu offenen Forschungsfragen.

13.3 Grenzen und offene Forschungsfragen

Unsere Untersuchung zielt nicht auf statistische Repräsentativität und numerische Generalisierung, sondern auf eine vertiefte Analyse von Prekarität und Anerkennung im Lebenszusammenhang sowie auf eine theoretische

90 Der Begriff *Agapé* stammt aus dem Griechischen und meint als antike Liebesvorstellung eine spezifische Form von Liebe, die bedingungslos und überpersönlich ist. Nach Burkart (1998: 18) bezeichnete Agapé in der Antike Gottes allumfassende Liebe zu den Menschen und wurde später zusammen mit den Liebeskonzepten Eros, Philía und Nomos vom Christentum absorbiert (ebd.).

Generalisierung. Wir wollten exemplarisch Wechselwirkungen von Prekarität und Nicht-/Anerkennung in verschiedenen Sphären, Dimensionen und intersubjektiven Zusammenhängen, also bei Individuen-in-Beziehungen, analysieren und nachzeichnen. Damit haben wir das Erkenntnispotential unserer Perspektive und unserer vorgestellten Heuristik nur umrissen, aber noch nicht abschließend ausgefüllt. Hierzu bedarf es weiterführender Studien: nicht standardisierter Studien mit Blick auf verschiedene soziale Gruppen und Kategorien, die nicht in unserem Sample waren, und statistisch repräsentativer Erhebungen mit größeren Fallzahlen, beides auch in einer Verlaufsperspektive. Daneben stellen sich Anschlussfragen in methodischer, theoretischer und inhaltlicher Hinsicht.

Ausweitung der untersuchten Gruppen

Unser Sample umfasste 24 Personen und damit nicht alle denkbaren und relevanten Sozialkategorien. So konnten wir nicht systematisch zwischen ländlichen und städtischen Regionen, zwischen strukturschwachen und starken, ostdeutschen und westdeutschen differenzieren – auch wenn wir dies zu berücksichtigen versucht haben. Weiter waren niedrige Bildungs- und Ausbildungsabschlüsse nicht so vertreten wie ursprünglich geplant. Bildung und Ausbildung sind aber in der Prekarisierungsforschung sehr wichtige Dimensionen – es ist leicht ersichtlich, dass sich der taxifahrende Akademiker und die illegalisierte migrantische Haushaltshelferin in vielen Aspekten unterscheiden; sie mögen aber auch Gemeinsamkeiten aufweisen. Hier könnten diverse Bildungs-, Beschäftigungs-, Professions- und anderweitige Gruppen für sich und vergleichend sowie mit Blick auf Geschlecht und Migration erforscht werden.

Nur zwei der von uns untersuchten Personen verorten sich selbst jenseits der heterosexuellen Norm. Auch hier wäre gerade mit Blick auf Anerkennungsdefizite eine möglichst große Breite des Spektrums von LGBTTIQ*A abzudecken und differenziert zu untersuchen. Erforderlich scheint auch die weitere Untersuchung von Menschen, die Pflege oder Mehrfachpflege (etwa für Kinder und Angehörige) leisten und von Alleinerziehenden weiblichen, männlichen und dritten Geschlechts. Sorgetätigkeiten zu erbringen, ist ein hohes Prekaritätsrisiko.

Dringend sind auch Menschen im ALG I-Bezug, im ALG II-Bezug sowie in den Zonen dazwischen weiter zu untersuchen. Die Grenzen zur Zone der Prekarität gestalten sich hier oft fließend, und fraglich sind etwa Ge-

meinsamkeiten und Unterschiede mit Blick auf die Wege in die jeweilige Situation, auf ihre Ausgestaltung und Wahrnehmung und auf Wege aus ihr heraus. Aufmerksamkeit bedarf auch der gesamte Bereich gesundheitlicher Belastungen und Einschränkungen inklusive Ursachen, Folgen und Bewältigungsstrategien – in der Erwerbssphäre und im Lebenszusammenhang. Zu analysieren ist zudem der betriebliche, sozialstaatliche und gesellschaftliche Umgang damit. Auch sind Früherkennungssysteme, umfassende Präventionsmaßnahmen sowie angemessene Maßnahmen bei bestehenden Einschränkungen zu erarbeiten– werden doch physische und psychische Belastungen und Erkrankungen beständig mehr.

Personen mit Migrationshintergrund fehlten bei uns völlig, ihre differenzierte Untersuchung ist aber wichtig, weisen sie doch ein besonders hohes Prekaritätsrisiko auf. Dies betrifft besonders Geflüchtete und Illegalisierte, aber auch weitere Gruppen von Menschen mit Migrationshintergrund. Nicht zuletzt wäre hierbei die weitgehend eurozentrische Prekarisierungsforschung generell um eine postkoloniale Perspektive auch auf den Globalen Süden auszuweiten.

Methodische Fragen und weiterer Forschungsbedarf

Auch in methodischer Hinsicht treten Grenzen und Anschlussfragen zutage, von denen wir zwei ausführen und eine dritte benennen. Erstens wurden mit Blick auf das Sampling folgende Probleme deutlich: Es war generell sehr schwer, Menschen zu finden, die sich zu Prekarisierung befragen lassen wollten. Am ehesten waren dazu gut Qualifizierte bereit, die ein Interesse hatten, ihre – oft als ungerecht empfundenen – Erfahrungen publik zu machen. Besonders schwer fiel es uns, Menschen ohne Ausbildungsabschlüsse oder mit niedriger Bildung zu gewinnen. Oft verfügen gerade diese über wenig Perspektiven, womit ihre Selbstselektion zwar gut erklärbar, aber auch sehr ergebnisverzerrend wäre. Auch Paare ließen sich nur sehr schwer rekrutieren. Hier waren es oft die männlichen Partner, die ein gemeinsames Interview ablehnten – in einem Fall mit dem Verweis, unser Ansinnen sei »hanebüchen«. Offenbar ist das Thema prekäre Beschäftigung sozial wenig erwünscht, mit Scham verbunden und bei prekär beschäftigten Männern anscheinend besonders tabuisiert. Leichter fiel uns die Rekrutierung generell und spezifisch von Männern, wenn es positiver konnotierte Forschungsthemen waren wie väterliche Elternzeitnahme oder die erfolgreiche Vereinbarung von Beruf

und Familie in Doppelkarriere-Paaren (ausführlich zu diesen Selektionsproblematiken: Wimbauer/Motakef 2017b: 54–57).

Zweitens birgt auch die Form des mündlichen Interviews Begrenzungen. Das Interview ist sehr gut geeignet, um die subjektive Wahrnehmung und Deutung von Phänomenen zu erforschen, gleiches gilt für latente Strukturen und im Falle von Paarinterviews auch verschiedene interaktive Herstellungsleistungen wie das *doing couple*, *doing recognition* oder *doing inequality* (ausführlich: Wimbauer/Motakef 2017b: 18–36). Andere Aspekte lassen sich mit Interviews hingegen weniger gut untersuchen, etwa weil Erzählkompetenzen ungleich verteilt sind, weil bestimmte Themen tabuisiert sind und Menschen bisweilen gar nicht darüber sprechen wollen oder weil sich alltägliche Praktiken nur ansatzweise mittels Interviews erforschen lassen (vgl. ebd. sowie ebd.: 105–118). Es wären daher ergänzende und kreative Designs erforderlich, um Prekarisierung umfassend zu erhellen. Die Marienthalstudie kann hier auch heute noch (oder wieder) sehr gute Impulse geben, wurden im Rahmen der damaligen umfassenden Soziographien doch qualitative und quantitative Verfahren kombiniert und neben Interviews auch länger dauernde teilnehmende Beobachtungen durchgeführt. Perspektiven- und methodentriangulierende Vorgehensweisen auch im Sinne von *Mixed Methods* sind sehr angeraten, um zu einem vertieften Verständnis von Prekarisierung zu gelangen.

Hierbei wären drittens Analysen im Zeitverlauf erforderlich, die die Menschen als Individuen-in-Beziehungen in den Blick nehmen und sie über den Lebensverlauf begleiten. Nur so lassen sich die Wege in prekäre Lebenslagen und aus ihnen heraus umfassend erforschen.

Theoretische und konzeptionelle Anschlussfragen

Auch in theoretischer und konzeptioneller Hinsicht gibt es noch einiges zu tun. So wären die prekarisierungstheoretischen Überlegungen fortzuführen, etwa mit Blick auf die weitere Differenzierung der Dimensionen und Sphären, die prekär werden können. Dabei ist auch die Anerkennungstheorie weiter zu entwickeln. So müssten die Ambivalenzen der Anerkennung weiter theoretisiert werden. Hierbei sind zwei virulente Fragen die nach einer ›richtigen‹ Balance zwischen Abhängigkeit und Unabhängigkeit und die nach positiver Anerkennung und ihrem Umschlagen in bloße Ideologien von Anerkennung. Neben einer weiteren Theoretisierung solcher Ideologien oder potentiell ideologischer Aspekte von Anerkennung wären auch diverse der-

artige soziale Phänomene empirisch zu erhellen. Theoretisch scheint es uns, wie besagt, sehr vielversprechend, weiter an der oben genannten Anerkennungsform der Selbstanerkennung zu arbeiten – und schließlich auch an einer übergeneralisierten transzendenten Anerkennung, ohne dabei über bestimmte Fallstricke zu stolpern.

Mit Blick auf die um Anerkennung erweiterte Prekarisierungstheorie sind sodann einige wichtige Zusammenhänge noch nicht ausreichend geklärt, exemplarisch: Was sind die komplexen und multidimensionalen theoretischen Ursachen für die mehrdimensionale Prekarisierung in der deutschen und in europäischen Gesellschaften sowie im Globalen Norden? Gibt es ein zentrales verursachendes Prinzip oder sind es mehrere Mechanismen, und in welchem Verhältnis stehen diese in dem Falle dann zueinander? Mit welchen weiteren Kritikpunkten als den von uns genannten muss sich die hiesige Prekarisierungstheorie und -forschung auseinandersetzen (hierzu u. a. Motakef 2015)? Wo finden sich mit Blick auf Prekarisierung ähnliche Konzepte, Gemeinsamkeiten und Unterschiede in verschiedenen Disziplinen und Subdisziplinen, etwa der Armuts-, Ungleichheits- und *Capabilities*-Forschung? Wie ließe sich schließlich das eurozentrische Modell (auch unserer Studie) auf eine Weise erweitern oder neu denken, in der auch die weltweiten Migrationsbewegungen, der Globale Süden und transnationale Ungleichheiten berücksichtigt werden?

Inhaltliche Aspekte für weitere Studien

Zuletzt nennen wir eine unvollständige Auswahl an inhaltlichen Aspekten, deren Untersuchung uns lohnenswert erscheint. Hinsichtlich gesellschaftlicher Strukturen und Verhältnisse ist dies einmal die Frage, wie sich Prekarisierung weiterentwickeln wird – unter anderem mit Blick auf den weiter fortschreitenden Strukturwandel und die Veränderungen der Arbeitswelt durch Digitalisierung, Automatisierung und Robotisierung von Arbeit sowie die dadurch beförderte Spaltung zwischen (prognostiziert: zu wenigen) Fachkräften und un- oder gering qualifizierten Arbeitskräften. Weiter auf die sich verschärfende *Care*-Krise in Deutschland, die demographischen Veränderungen und den Pflegenotstand sowie auf die mit hoher Wahrscheinlichkeit weiterwachsenden europäischen und globalen Migrationsbewegungen.

Daneben sind mehr Forschungen notwendig zu den Ansprüchen prekär Beschäftigter an Erwerbsarbeit und an andere Lebensbereiche, etwa an Paarbeziehungen, und zu ihren Gerechtigkeitsvorstellungen – ebenso von

nicht prekär und von nicht Beschäftigten. Mit Blick auf die Betroffenen sind zudem Längsschnittstudien notwendig, unter welchen Umständen prekäre Lebenslagen wieder verlassen werden können. Neben den erwähnten strukturellen Aspekten und sozialstrukturellen Kategorien wie Bildung und Ausbildung, Geschlecht, Alter, Migrationshintergrund usw. müssen dabei auch folgende, bisher oft vernachlässigte intersubjektive Aspekte fokussiert werden, zumal wir Menschen als Individuen-in-Beziehungen verstehen: Welche Bedeutung haben Paarbeziehungen, Freund*innen, soziale Beziehungen und soziale Netzwerke für Prekarisierung und ihre Überwindung? Wie gestaltet sich das immaterielle familiale Erbe? Und nicht zuletzt ist auch von Interesse, welche Faktoren die Resilienz der Menschen begünstigen, die für die Bewältigung von prekären Lebenslagen und von Schicksalsschlägen offenbar eminent wichtig ist.[91]

Ein weiterer und eventuell an Resilienz anschließender Fragenkomplex bezieht sich darauf, wie sich die dargelegte »berufliche Nichtanerkennungsresistenz« und die »Selbstanerkennung« für die Einzelnen in ihren Lebenszusammenhängen verwirklichen ließen. Erschwert wird ihre Umsetzung durch die hohe Wirksamkeit der gesellschaftlichen »Erwerbsarbeitsmatrix«, durch die Notwendigkeit zur Sicherung der ökonomischen Existenz und durch die menschliche Angewiesenheit auf (oder jedenfalls den Wunsch nach) Anerkennung und Zugehörigkeit.

Seit geraumer Zeit hoch aktuell ist die Frage, was Prekarisierung mit sogenannten Modernisierungsverlierern – tatsächlichen oder sich als solche fühlenden – und zunehmenden populistischen sowie Anti-Bewegungen zu tun hat. Wie wurde und wird Prekarisierung von populistischen Akteur*innen instrumentalisiert? Welche Menschen lassen sich hiervon ansprechen? Was lässt sich solchen Aktivitäten gesellschaftlich entgegensetzen, wie kann einer Instrumentalisierung von Prekarisierung der Boden entzogen werden, wie lassen sich tragfähige Alternativen schaffen?

Wir stellen dazu abschließend einige Politiken der Ent_Prekarisierung zur weiteren Diskussion in den Raum (13.4). Diese Überlegungen sind fort-

91 Dabei möchten wir uns dezidiert abgrenzen von Perspektiven, die Resilienz als individualisiertes »Allheilmittel […] gegen all die Krisen, Konflikte und Probleme, denen Menschen in der heutigen Welt ausgesetzt sind« verstehen. Wir zielen auch nicht im Mindesten darauf, damit »gesellschaftliche Verantwortung in die Sphäre des Privaten abzudrängen« (medico international o. J.) – sondern sehen maßgeblich politische und gesellschaftliche Akteur*innen in der Pflicht, gesellschaftliche Missstände zu beheben oder einzuhegen (siehe Kapitel 13.4).

zuführen und es ist dabei auch zu fragen, wie die durchaus ambivalenten Politiken der Ent_Prekarisierung erweitert, konkretisiert und umgesetzt werden können. Ein Unterpunkt neben vielen ist hierbei auch die Rolle der Gewerkschaften und anderer kollektiver Interessensvertretungen und Solidarisierungen.

Nicht zuletzt sind die zentralen Fragen, die auch den Politiken der Ent_Prekarisierung zugrunde liegen: In welcher Gesellschaft wollen wir leben? Wie lässt sich gemeinsam und proaktiv eine nicht zuvörderst am Erwerb, sondern an der Sorge und der menschlichen Verletzbarkeit orientierte, alternative Anerkennungsordnung denken und umsetzen? Oder wollen wir abwarten, bis durch Pathologien der Arbeit, Prekarisierung und gesellschaftliche Spaltungen, ökologische Katastrophen, kriegerische Handlungen oder wirtschaftliche Zusammenbrüche die Gesellschaft und ihr Zusammenhalt gesprengt werden? Mag sein, dass erst dann, wie Veronika Vetter es formulierte, ein »kollektives Umdenken« ermöglicht wird. Vielleicht gibt es aber auch weniger destruktive Wege dorthin. Diesen wenden wir uns im letzten Schritt zu.

13.4 Was tun? Politiken der Ent_Prekarisierung

Was bedeuten nun unsere Ergebnisse für die Praxis? Welche Auswege aus der prekären Anerkennung und aus prekären Verhältnissen ließen sich denken? Spätestens seit Thomas Pikettys (2014) vielbeachtetem Buch »Das Kapital im 20. Jahrhundert« wird wieder über ungleiche Einkommensverteilungen, deren potentiell gesellschaftsgefährdende Folgen und dem entgegenwirkende staatliche Einhegungsmaßnahmen diskutiert. Die von uns dargelegte Prekarisierung greift aber noch weiter als die dort thematisierte wachsende Einkommensungleichheit. Wir können angesichts der Vielschichtigkeit weder eine einfache Lösung für die Problematik anbieten noch gehen wir davon aus, dass mögliche Lösungen leicht umsetzbar wären. Auch herrscht im gesellschaftlichen Diskurs keine Einigkeit über die Implikationen der dargelegten Prekaritätsphänomene. Wir möchten dennoch in einer Suchbewegung einige Politiken der Ent_Prekarisierung vorstellen und zur weiteren Diskussion darüber anregen. Sie umfassen Bereiche, die unseres Erachtens einer Entprekarisierung bedürfen und solche, die zu prekarisieren wären. Mit Entprekarisierung meinen wir hier eine gesellschaftliche Absicherung und Wie-

dereinbindung unsicher gewordener Dimensionen, während wir mit Prekarisierung hier die Verunsicherung oder Auflösung einengender Normen und Verhältnisse bezeichnen. Der Unterstrich zwischen beiden symbolisiert den Raum für weitere Maßnahmen und besonders den Raum für Ambivalenzen: Vermutlich alle Vorschläge können ambivalente und auch widersprüchliche Wirkungen entfalten – unter anderem abhängig von der zugrundeliegenden Intention und der konkreten Ausgestaltung. Manche der Vorschläge erscheinen uns unabdingbar, manche mehr, manche weniger eindeutig notwendig, einige haben utopischen Charakter. Zudem handelt sich um sehr heterogene Politiken – aufgrund der Heterogenität der (potentiell) prekarisierten Gruppen und der Dimensionen und Lebensbereiche, die prekär werden können. So gut wie alle Ansatzpunkte wurden bereits vorgeschlagen und werden teils kontrovers diskutiert, da sie allesamt normative Vorstellungen transportieren. Die Vorschläge sind schließlich weder umfassend noch ausdifferenziert ausgearbeitet – dies müsste in Zivilgesellschaft und Politik erfolgen. Mit den Politiken der Ent_Prekarisierung möchten wir zur gesellschaftlichen Diskussion beitragen und sie befördern.

Mit Politiken meinen wir nicht nur staatliche Programme, sondern auch entsprechende Aktivitäten anderer gesellschaftlicher und gesellschaftspolitischer Akteur*innen wie Betriebe, Gewerkschaften, selbstorganisierte Vergemeinschaftungen und das (politische) Handeln der Einzelnen. Politiken der Ent_Prekarisierung sind damit so breit wie möglich gedacht und umfassen auch Fragen der »Selbstorganisation der Unorganisierbaren« (Dörre et al. 2006: 88–89) und Politiken »von unten« (Bescherer 2013: 199). Staatlichen und gesellschaftspolitischen Akteur*innen kommt aber für uns eine besondere Bedeutung zu, da es gesellschaftliche Probleme sind, die auch gesellschaftlich zu lösen sind. Daneben haben einige der »Prekären« und der von Castel (2000) als »Überzählige« (ebd.) bezeichneten – ohne sie zu Opfern machen zu wollen – bisweilen nicht die Macht, die Mittel oder das Organisationspotential wie ökonomisch machtvolle Akteure oder Lobbygruppen. Wenn sie sprechen, finden sie bisweilen wenig Gehör. Zudem können manche Menschen nicht so laut oder artikuliert für sich sprechen, weil sie womöglich im Moment jemanden rund um die Uhr pflegen, im Krankenhaus liegen oder an einem Erschöpfungssyndrom leiden. Zudem muss die Gesellschaftspolitik die Selbstorganisation flankieren – im Sinne eines ernsthaften sozialstaatlichen »Förderns«. Schließlich sind auch die Einzelnen selbst gefragt, aktiv zu werden (soweit sie können). Politiken der Ent_Prekarisierung gehen also alle etwas an. Sie richten sich an verschiedenste gesellschaftliche

und gesellschaftspolitische Akteur*innen und an ihre solidarische Verbindung in übergreifenden Allianzen.

Die Politiken der Ent_Prekarisierung sind zunächst eine Antwort auf die Soziale Frage, die angesichts von Armut, prekärer Beschäftigung und Arbeitslosigkeit auch im 21. Jahrhundert höchst virulent ist (Castel/Dörre 2009). Die Soziale Frage meint aber nicht mehr nur die Armut des männlichen Arbeiters, sie ist weit mehr als eine Krise nur der Lohnarbeit (Aulenbacher 2009). Sie lässt sich auch nicht lösen mit einem »Nur wer arbeitet, soll auch essen« – so der ehemalige Vizekanzler Franz Müntefering 2006,[92] angelehnt an Paulus (2. Thess 3, 10). Die Soziale Frage betrifft breite Bevölkerungsgruppen (wenn auch unterschiedlich) – auch Frauen, gut Qualifizierte, Alleinerziehende, Pflegende und weitere Sorgeleistende. Sie erstreckt sich über unzureichende Erwerbsarbeit hinaus auf sämtliche weitere Prekarisierungs- und Armutsrisiken, etwa auf die sogenannten Neuen Sozialen Risiken und damit auch auf Sorge für andere und Selbstsorge. Mit dieser Ausweitung sozialer Risiken sind auch essentielle Erweiterungen der Sozialen Frage erforderlich, etwa um die ökologische Frage, die Geschlechterfrage und die Migrationsfrage. Diese ausgeweitete soziale Frage impliziert umfassende Politiken der Entprekarisierung, also der Sicherung, die nicht nur an prekärer Erwerbsarbeit, sondern am gesamten Lebenszusammenhang ansetzen – soweit Lebenslagen verunsichert werden.[93] Daneben sind aber auch Politiken der Prekarisierung notwendig – von wenig nachhaltigen bisherigen Handlungsmustern und vermeintlichen Gewissheiten, wenn und insoweit diese einengende und begrenzende, Ungleichheiten und Prekarisierung begünstigende oder begründende gesellschaftliche Normen und Rahmen der Anerkennbarkeit darstellen.

Die von uns skizzierten Politiken der Ent_Prekarisierung nehmen eine dreifache Perspektivierung vor: erstens auf die klassische, ökonomische und erwerbsarbeitsbezogene Prekarisierung der Arbeitssoziologie. Angelehnt an die Geschlechterforschung zweitens auf Prekarisierung mit Folge von Geschlechterungleichheiten und drittens auf Prekarisierung bisheriger Geschlechter- und anderer Gewissheiten, also der Doxa (ausführlich: Mota-

92 https://www.zeit.de/online/2006/20/Schreiner (letzter Zugriff 8.3.2019).

93 Der deutsche Sozialstaat kann, auch wenn in einigen Bereichen in den letzten Jahren und Jahrzehnten ein Abbau stattfand, weiterhin mit einer Fülle an absichernden und damit entprekarisierenden Maßnahmen aufwarten. Im globalen Maßstab erscheint die Situation hierzulande vergleichsweise gut. Dennoch existieren vielfältige Problemlagen und Prekaritätsrisiken, für deren Entprekarisierung wir Vorschläge machen.

kef et al. 2018a). Sie dienen der Emanzipation und Sozialintegration, indem sie die Existenz sichern, Armut und Ausgrenzung verhindern sowie Anerkennung und Teilhabe ermöglichen. Wir leben in Deutschland in einer der reichsten Gesellschaften, aber schaffen nicht, diesen Reichtum in einer Form zu verteilen, die ausreichend Geld und Zeit für alle ermöglicht. Geld und Zeit schützen zwar nicht vor Alter, Krankheit, Tod und Schicksalsschlägen, aber vor Armut, Ausbeutung und finanzieller Abhängigkeit. Sie erleichtern so manch Unbill und sind eine Voraussetzung für soziale und politische Teilhabe. Unsere Untersuchungen zeigen schließlich, dass neben materieller und sozialer Teilhabe auch Anerkennung in den verschiedenen Dimensionen eminent wichtig für die Subjekte ist – und alles zusammen für gesellschaftliche Integration.

Die aktuellen gesellschaftlichen und europaweiten Entwicklungen sind die Fortführung dessen, was sich bereits in unserem empirischen Material von 2014 angedeutet hat: Wohin die gesellschaftliche Reise gehen könnte, wenn Menschen zunehmend in Erwerbsarbeit und in anderen Dimensionen prekarisiert werden oder dies fürchten. Es wachsen Ressentiments gegen alles, was das empfundene Übel vermeintlich befördert – wahlweise Politiker*innen, erfolgreiche Frauen, Europa, die Geschlechterforschung, die Wissenschaft, Migrant*innen oder alles zusammen. Diverse aktuelle Phänomene schließen womöglich hier an: Die Ausbreitung diffuser Verschwörungstheorien, eine wachsende antieuropäische Haltung oder die Forderungen, dass Frauen wieder an den heimischen Herd, Ausländer und Migranten (sic!) zurück in ihre Herkunftsländer und die Bundeskanzlerin (»Merkel«) »weg« sollen. All dies scheint unabhängig davon zu funktionieren, ob Prekarisierung die Menschen wirklich massenhaft trifft: Scheinbar reicht es bereits, dass die Prekarisierung von Erwerbsarbeit und von vermeintlichen Gewissheiten (Motakef et al. 2018a) als Bedrohung wahrgenommen werden, um von strategischen Akteur*innen als solche inszeniert und instrumentalisiert werden zu können. Politiken der Ent_Prekarisierung dienen in diesem Sinne wesentlich auch dazu, modernisierungskritischen, nationalistischen, rechtspopulistischen, antidemokratischen, antifeministischen, antigenderistischen, homo- und transphoben sowie ähnlichen Vergemeinschaftungen attraktivere Alternativen zu bieten – und Alternativen zu diesen bereitzustellen.

13.4.1 Politiken der Entprekarisierung

Politiken der Entprekarisierung zielen darauf, Verunsicherungen und Prekarisierungen zu entschärfen, es geht also um eine soziale Einhegung und Re-Regulierung. Brinkmann et al. (2006: 85–94) haben den Begriff geprägt und verschiedene Bereiche ausgeführt, fokussieren dabei allerdings die Erwerbssphäre und den männlichen Arbeiter. Entprekarisierung ist aber über die Erwerbssphäre hinaus zu denken (Precarias a la deriva 2011). Es gibt hierzu bereits zahlreiche Vorschläge, die wir hier nicht breit rezipieren und diskutieren können. Wir skizzieren nur knapp drei Punkte: Erstens systemimmanent die Verbesserung der prekären Arbeitsbedingungen in der Erwerbssphäre. Zweitens eine umfassende soziale Sicherung unabhängig vom Markt (Dekommodifizierung) und jenseits von Erwerbsarbeit, wofür sich Konzepte innerhalb des bestehenden Sozial- und Wirtschaftssystems denken ließen oder auch solche mit eher utopischem Charakter. Drittens und vermutlich derzeit nur als Utopie denkbar die Fundierung der Gesellschaft in Sorge statt in Erwerbsarbeit, also ihre Fassung als »sorgsame Gesellschaft« (Aulenbacher et al. 2015).

Verbesserung der Beschäftigungsverhältnisse und »gute Arbeit«

Ein erstes Maßnahmenbündel zielt innerhalb des bestehenden Systems auf die Entprekarisierung von prekärer Erwerbsarbeit. Die meisten unserer Befragten möchten arbeiten, leiden aber unter den Bedingungen. Diese könnten durch die Entwicklung und Umsetzung von Standards »guter Arbeit« verbessert werden. Hierfür gibt es bereits zahlreiche, insbesondere gewerkschaftlich und auch politisch diskutierte Vorschläge sowie eine regelmäßige Berichterstattung, wie Beschäftigte ihre Arbeitsbedingungen einschätzen.[94] Der Handlungsbedarf in diesem Bereich dürfte im Zuge des Strukturwandels durch Automatisierung und Digitalisierung noch größer werden.[95] Wir nennen nur schlaglichtartig einige Vorschläge, die jeweils differenziert zu betrachten und für eine konkrete Umsetzung zu spezifizieren sind.

Zunächst wäre es bedenkenswert, prekäre und unsichere Beschäftigungsformen abzuschaffen oder einzudämmen. Dies umfasst beispielsweise:

94 Diese wird vom DGB durchgeführt (siehe https://index-gute-arbeit.dgb.de/dgb-index-gute-arbeit).

95 Lisa Herzog (2019) machte jüngst ausführliche Vorschläge »für eine gerechte und demokratische Gestaltung der Arbeitswelt« (ebd.: 26) im Angesicht der »digitalen Transformation« (ebd.).

- Niedriglohn- und Niedrigeinkommenstätigkeiten, Mehrfachjobs und *working poor* (hier wäre auch eine Erhöhung des Mindestlohns zu diskutieren);
- viele Formen befristeter Beschäftigungen und von Leiharbeit, Scheinselbstständigkeit;
- Arbeit auf Abruf, maximal flexible Arbeitszeiten und Arbeitsorte, ungünstig gelagerte Arbeitszeiten wie lange Schicht- und Nachtdienste;
- Sozialversicherungsfreiheit der Mini- und Midijobs sowie Tätigkeiten ohne damit verbundene ausreichende Rentenansprüche[96] (solange es keine Grund-/Mindestrente oder ein anderes Existenzsicherungssystem gibt);
- Schattenarbeit, die finanziell und sozialversicherungsrechtlich generell prekär ist, aber Menschen ohne Arbeitsgenehmigung (etwa migrantische *Care*-Arbeiterinnen) noch stärker verwundbar und ausbeutbar macht;
- körperlich oder psychisch belastende oder krankmachende Arbeit, die mindestens anders auszugestalten, deutlich besser anzuerkennen und abzusichern sind (z. B. durch kürzere Arbeitszeiten, Ausgleichsmaßnahmen, höhere Personalschlüssel, Beratung usw.);
- Tätigkeiten, die die Vereinbarkeit von Familie, Selbstsorge und Beruf behindern oder die bei der angeblichen Work-Life-Balance die Life-Seite nur zur Verbesserung der Arbeitsfähigkeit instrumentalisieren;
- Verringerung der allgemeinen Normal-Vollarbeitszeit auf 25 bis 30 Stunden.

Daneben wäre zu diskutieren, wie sich die Inhalte und die Qualität der Arbeit strukturell verbessern ließen. Vorstellungen davon, was »Gute Arbeit« ist, sind umstritten. Pathologische Formen und Wirkungen von Erwerbsarbeit (siehe Kapitel 4.8) scheinen uns eindeutig nicht »gut« zu sein. Aus unseren Ergebnissen ergeben sich folgende Ansatzpunkte für Veränderungen in den Tätigkeiten, die wir zur Diskussion stellen:

- Eine grundlegende größere gesellschaftliche und materielle Anerkennung von Tätigkeiten in der Pflege und (Daseinsvor-)Sorge und von weiteren sozialen Berufen;

96 So spricht Jutta Allmendinger mit Blick auf Menschen, die mehr als 35 Jahre erwerbstätig waren, aber deren Renten »zu klein sind, als dass man davon leben könnte« – überwiegend Frauen, die sehr niedrige Löhne erhielten – von »einem klaren Systemversagen« (Allmendinger 2019).

- mehr intersubjektive Anerkennung und eine entsprechende Veränderung der Anerkennungsstrukturen, -kulturen und -praktiken in den Arbeitsstätten;
- Förderung verantwortungsvoller und umsichtiger Vorgesetzter, die sich ihrer Verantwortung bewusst sind und diese auch vorleben, sowie entsprechender ihnen zur Verfügung stehender Ressourcen, Strukturen und Kulturen in ihren Arbeitsstätten;
- Förderung eines kollegialen und anerkennenden Umganges miteinander auf gleicher hierarchischer Ebene, um laterale Mobbingerfahrungen zu verhindern;
- Minimierung arbeitsseitiger Stress- und Belastungsquellen wie Arbeitsverdichtung, belastender oder krankmachende Interaktionen, permanente elektronische Erreichbarkeit, Überlastung, Stress, Druck, Angst u. v. a. m.
- Förderung von inhaltlicher und formaler Mitsprache, Gestaltungsspielräumen, Möglichkeiten, sich einzubringen, von fachlicher und persönlicher Weiterbildung und Entwicklung.
- Ausweitung von subjektivem Sinn in der Arbeit und Eindämmung sogenannter »bullshit«-Jobs (so Graeber 2018, allerdings teils etwas undifferenziert).

Einige kritische Stimmen mögen hier einwenden: Erwerbsarbeit kann keinen Sinn stiften oder haben, sie ist per se Heteronomie und Fremdbestimmung, sie ist nichts als die existenziell erzwungene vertragliche Überlassung der individuellen Arbeitskraft. Das kann so sein, muss es aber nicht – worauf unter anderem die gesamte Diskussion um die Subjektivierung von Arbeit verweist. Erwerbsarbeit bindet Lebenskraft und Lebenszeit, es existiert aber auch so etwas wie ein psychologischer Arbeitsvertrag (z. B. Raeder/Grote 2012). Es sind auch subjektive Potentiale und Teile des Körpers, der Psyche, des Geistes und der Seele, die in den Arbeitsprozess eingebracht werden – nicht nur bei der personennahen Pflege oder im hochqualifizierten Bereich. Eben deshalb ist es dringend erforderlich, »Gute Arbeit« und Sinn darin zu bewerkstelligen.[97] Bessere Arbeitsbedingungen würden schon alleine dann

97 Hierin könnte, so womöglich andere kritische Stimmen, eine der oben angedeuteten Ambivalenzen liegen: Eine gesteigerte Sinnhaftigkeit und damit Attraktivität von Erwerbsarbeit befördert bisweilen auch eine – potentiell gesundheitsschädigende – Entgrenzung von Arbeit. Dieser wären wiederum neue, auch betriebliche, Grenzziehungen und eigene Selbstsorgepraktiken entgegen zu stellen.

angeboten werden müssen, wenn die Menschen nicht mehr existenziell darauf angewiesen wären, ihr (Über-)Leben im biblischen Schweiße ihres Angesichts zu sichern. Dann wäre eben nicht mehr »jeder Job besser als keiner«. Dies führen wir im folgenden Schritt etwas näher aus.

Soziale Sicherheiten jenseits Erwerbsarbeit: bedingungslose Dekommodifizierung

Der grundlegendste Ansatzpunkt zur Entprekarisierung ist es, die Existenzsicherung und soziale Sicherheiten nicht an Erwerbsarbeit zu binden, sondern jene unabhängig und jenseits von Erwerbsarbeit zu bewerkstelligen. Dies bedeutet eine umfassende und universalistische Dekommodifizierung (Esping-Andersen 1990), also Befreiung von der Marktabhängigkeit – und auch eine Defamilialisierung (Esping-Andersen 1999). Mit dem Ernährermodell wurde für Frauen die Existenzsicherung in die Familie verlagert und damit die Marktabhängigkeit (Kommodifizierung) durch die Abhängigkeit von einem Familienernährer (Familialisierung) ersetzt (zuerst Lewis 1992). Ein emanzipatives Potential beinhalten beide Varianten nicht. Mehr emanzipatives Potential birgt die dritte, staatliche Variante der Existenzsicherung. Dieses wird allerdings wieder begrenzt, wenn es sich um an Bedingungen geknüpfte, also konditionierte, oft stigmatisierte und womöglich unzureichende Leistungen handelt, wie es vielleicht im Grundsicherungsbezug nach SGB II der Fall sein mag.

In jüngster Zeit wird wieder über die Abschaffung von »Hartz IV« diskutiert, über die Höhe des Existenzminimums, die Stigmatisierung der Beziehenden und darüber, welche Alternativen bestehen. Am 5. November 2019 hat das Bundesverfassungsgericht geurteilt, dass die derzeitige Praxis des Sanktionierens von ALG II-Beziehenden, mit denen Mitwirkungspflichten durchgesetzt werden sollen, teilweise nicht mit dem Grundgesetz vereinbar ist. Da die Sanktionen außerordentliche Belastungen erzeugen würden, seien strenge Anforderungen der Verhältnismäßigkeit zu erfüllen; Leistungsminderungen von mehr als 30 % sind verfassungswidrig (1 BvL 7/16). Wir können diese Diskussionen hier nicht nachzeichnen. Wir erinnern aber an die komplexe Problematik, die die sozialstaatliche Zentrierung von Erwerbsarbeit mit sich bringt – einerseits angesichts prekärer Beschäftigung und Arbeitslosigkeit, andererseits für Personen, die andere notwendige Tätigkeiten erfüllen (wie Sorge) oder nicht erwerbstätig sein können. Die Frage ist daher, wie eine staatliche Existenzsicherung und Daseinsvorsorge bereitgestellt werden könnte, die

- bedingungslos ist, also nicht an bestimmte Vorleistungen, Leistungen, Wartezeiten und das Aufbrauchen des größten Teils an materiellen Ressourcen gebunden;
- nicht nur das absolute Existenzminimum ermöglicht, sondern eine würdevolle Existenz und soziale wie politische Teilhabe;
- nicht stigmatisiert, stigmatisierend und ausgrenzend wirkt, sondern universell – als eine den verletzlichen menschlichen (Bürger*innen-)Status anerkennende Leistung;
- besondere (Mehr-)Bedarfe etwa im Krankheits- oder Pflegefall angemessen beachtet;
- die wachsende Problematik von steigenden Mieten, Wohnungsnot und regional unterschiedlichen Lebenshaltungskosten berücksichtigt;
- finanzierbar ist (wofür verschiedene Finanzierungsquellen, etwa andere und innovative Besteuerungen, denkbar wären);
- gesellschaftlich (und individuell) nicht sämtliche Erwerbstätigkeiten substituiert, was u.E. durch deren erhöhte Sinnhaftigkeit und verbesserte Arbeitsbedingungen gesichert werden kann.

Diskutiert werden verschiedene Formen eines bedingungslosen Grundeinkommens (BGE), die sich unter anderem in ihrer Höhe, den Leistungen (z. B. mit oder ohne Weiterbestand von anderen Sozialleistungen) und der Auszahlungsart (z. B. an alle Bürger*innen oder nur an nicht Erwerbstätige; als negative Einkommenssteuer, Sozialdividende u. a. m.) unterscheiden (z. B. Werner 2018 [2007]; Straubhaar 2017).[98] Die konkreten Details eines bedingungslosen oder solidarischen Grundeinkommens sind umstritten, haben Vor- und Nachteile und wären zu diskutieren – etwa mit Blick auf ihre ungleichheitsreduzierenden Wirkungen, ihr emanzipatorisches Potential für die Anerkennung und Verteilung von Sorge für andere (hierzu etwa Blaschke/Praetorius/Schupp 2016) und Selbstsorge sowie ihre Finanzierbarkeit.

Die Schaffung einer klugen und tragfähigen Existenz- und Daseinssicherung jenseits von Erwerbsarbeit ist sicherlich eine der größten Herausforderungen. Einer Lösung bedarf für uns auch der Sachverhalt, dass es oft ein Armutsrisiko darstellt, Kinder zu erziehen und zu betreuen oder Angehörige zu pflegen. Gleiches gilt für die Frage, wie die ungleiche Verteilung von

98 Wie jüngst ein durch Crowdfunding finanzierter Modellversuch zeigte, kann ein BGE die Lebens- und Arbeitshaltung der Menschen erheblich verändern. Dabei betrug in diesem Gesellschaftsexperiment das Grundeinkommen nur 1000 Euro monatlich und wurde nur ein Jahr lang ausbezahlt (Bohmeyer/Cornelsen 2019).

Schicksalsschlägen und der Wechselfälle des Lebens kollektiv abgefedert werden können statt sie wie bisher weiter zu individualisieren.

Zur Bearbeitung dieser Herausforderungen bedarf es nicht nur innovativer und umsichtiger Ideen, sondern auch übergreifender Solidarisierungen und neuer Formen einer kollektiven Interessenvertretung. Die klassischen Gewerkschaften sind nicht nur tendenziell in der Krise, sondern richten sich auch vorwiegend nur auf erwerbsarbeitende (oft männliche) Teile der Bevölkerung. Schon prekär Beschäftigte sind nicht die Hauptgruppe derer, die gewerkschaftlich organisiert und organisierbar sind. Sorgeleistende und nicht Erwerbstätige sind dies noch weniger. Gerade für eine Daseinsabsicherung jenseits von Erwerbsarbeit sind daher andere, an Sorgetätigkeiten, dem Dasein und Sosein orientierte kollektive Interessensvertretungen und Solidarisierungen erforderlich.

Wider die »Sorglosigkeit des Kapitalismus« – Sorge entprekarisieren und zentrieren

Damit sind wir bei unserem dritten Punkt angelangt: Als wichtigste Konsequenz aus der grundlegenden menschlichen Verletzbarkeit ergibt sich aus unserer Perspektive ein grundlegend anderer Ausgangspunkt und eine andere Fundierung der Prekarisierungsdebatte und der Politiken der Entprekarisierung: Die Sorge für andere und Selbstsorge.[99] Franz-Xaver Kaufmann hat schon 1995 prägnant die »strukturelle Rücksichtslosigkeit« (Kaufmann 1995: 169) von Gesellschaft und Wirtschaft gegenüber der Familie angeprangert. Aulenbacher et al. (2015: 67ff.) führen diese Kritik fort: Sie fordern unmissverständlich die Abkehr von der »Sorglosigkeit des Kapitalismus«, der durch die »Abwertung oder In-Wert-Setzung« von Sorgebelangen maßgeblich deren Prekär-Werden verursache (ebd.: 67). Stattdessen rücken sie die Begrifflichkeiten und Phänomene der »Sorgsamkeit« und der »sorgsamen Gesellschaft« (ebd.) ins Zentrum. Erst mit diesen könne die notwendige Diskussion über eine »lebensdienliche Organisation des Sorgens und der Sorgearbeit« (ebd.: 68) angemessen geführt werden (ähnlich Jurzcyk 2016). Dem schließen wir uns nahtlos an und betonen dabei zudem die strukturelle Rücksichtlosigkeit und Blindheit des Kapitalismus auch gegenüber den Wechselfällen des Lebens wie Krankheit, Tod von Angehörigen und ande-

99 Hierzu bietet die feministische *Care*-Ethik und *Care*-Theorie viele Ausgangspunkte, etwa Tronto (1993); Precarias a la deriva (2011); Jurczyk (2015, 2016); Aulenbacher et al. (2015); Chorus (2013) u. a. m.

ren Schicksalsschlägen. Auch Sorgen sind Bestandteile des menschlichen Lebens. Was ergibt sich aber nun aus der Umstellung auf »Sorgsamkeit« (ebd.) für Politiken der Entprekarisierung von Sorge/n in unserer sorgenvollen Gesellschaft und ihrem sorglosen Wirtschaftssystem? Wir gehen nur äußerst kursorisch hierauf ein. Überlegungen zu einer »Care Revolution« als Antwort auf die »Krise der sozialen Reproduktion« bietet beispielsweise Gabriele Winker (2015: 139–181). Auch im Kontext des sogenannten *Care*-Manifest[100] finden sich verschiedene Vorschläge und Denkanstöße.

Grundlegend ist es, Sorgetätigkeiten umfassend aufzuwerten und finanziell wie sozial anzuerkennen. Im Bereich der unbezahlten Sorge für Angehörige oder Freund*innen heißt dies etwa, Erziehungs- und Pflegezeiten voll rentenrechtlich anzuerkennen. Bezahlte Pflege ist deutlich höher zu vergüten und die Arbeitsbedingungen müssen massiv verbessert werden, ebenso die Infrastruktur für Sorge: So mangelt es immer noch an quantitativ ausreichenden und qualitativ hochwertigen Betreuungsplätzen für Kinder. Nach Schätzungen des arbeitgebernahen Instituts der deutschen Wirtschaft fehlten 2018 273.000 Kita-Plätze (Geis-Thöne 2018). Auch für zu Pflegende sind die Pflegeplätze nicht ausreichend und die Bedingungen aufgrund massiver Unterfinanzierung und Personalmangels oft jenseits des Erträglichen (hierzu auch Haubner 2017).[101]

Nimmt man Sorge als Ausgangspunkt, impliziert dies, auch Sorgegemeinschaften jenseits des Ehepaares, der Kernfamilie und von Eltern-Kind-Beziehungen rechtlich, staatlich und gesellschaftlich anzuerkennen. Sorge wird in vielfältigen Zusammenhängen geleistet, etwa auch für Freund*innen und Wahlverwandte (hierzu etwa: Raab 2019) oder in Mehrgenerationenhäusern. Solche Sorgegemeinschaften werden vermutlich zukünftig noch mehr werden, sie fallen aber durch das sozialstaatliche Raster.

Schließlich bedarf es unabdingbar der sozialstaatlichen und gesellschaftlichen Aufwertung und Anerkennung von Selbstsorge. Eine gelungene Sorge für sich selbst ist das Fundament, auf dem erst jede weitere Sorgetätigkeit für andere nachhaltig erbracht werden und gedeihen kann.

Zuletzt möchten wir drei exemplarische praktische Maßnahmen zur Flankierung einer sorgsamen Gesellschaft anführen:

100 https://care-macht-mehr.com/ (letzter Zugriff 8.3.2019).

101 Problematische Zustände im Gesundheitswesen, dem Zweikassensystem, die ungleiche medizinische Versorgung in ländlichen und städtischen Regionen und Unterversorgung etwa im Bereich psychosomatischer und psychischer Erkrankungen darzulegen, würde den Rahmen des Kapitels sprengen.

Erstens bedürfen die Ausweitung und bessere Anerkennung von Sorge einer radikalen Reduzierung der Erwerbsarbeitszeiten (siehe oben) bei weitmöglichem Lohnausgleich. Nach Prognosen von Keynes (2007 [1930]) aus dem Jahr 1930 wäre Dank des technologischen Fortschrittes im Jahr 2030 sogar die 15-Stunden Woche wirtschaftlich möglich. Diskussionen zur Zukunft der Arbeit sollten dies mit Blick auf die Produktivitätssteigerung und die entsprechenden Potentiale von Digitalisierung und Technisierung ernsthaft berücksichtigen. Zweitens ließe sich die Wiedereinführung eines Sozialen Jahres diskutieren, als ein Schritt gegen die *Care*-Krise und zur Steigerung der gesellschaftlichen wie individuellen Wertschätzung und Sichtbarkeit von Sorgearbeit. Viele junge Menschen leisten bereits freiwillig ein solches Soziales Jahr. Drittens, aber dies haben wir bereits erwähnt, wäre über neue Formen solidarischer *Care*-Vereinigungen nachzudenken. Ansatzpunkte hierzu existieren bereits (z. B. Precarias a la deriva 2011; Winker 2015).

13.4.2 Politiken der Prekarisierung

Wenden wir uns nun der anderen Seite zu: Welche überkommenen Phänomene, begrenzenden Vorstellungen und einengenden Normen wären zu prekarisieren, zu verunsichern oder gar aufzulösen? Wir skizzieren hierzu einige Ideen.

Erwerbsarbeit und Leistung dezentrieren und transzendieren

Nach unserem ersten und zentralen Punkt wären die gesellschaftliche und sozialstaatliche Erwerbsarbeits- und Leistungszentrierung zu prekarisieren und zu transzendieren. Sowohl die Existenzsicherung als auch gesellschaftliche und intersubjektive Anerkennung dürfen nicht maßgeblich nur qua Erwerbsarbeit und dort erbrachter Leistung erreichbar sein. Im Mittelpunkt einer alternativen gesellschaftlichen Ordnung und eines Systems der sozialen Sicherung, die nicht vorrangig Erwerbsarbeit anerkennen und alles andere delegitimieren, stehen das menschliche Leben und Potential, aber auch die menschliche Bedürftigkeit und Verletzbarkeit. Ihren Ausgangspunkt und ihr Ziel stellt Sorge dar. Sie lassen Raum und schaffen Ressourcen für Sorge für andere und für vielfältige Sorge, für gesellschaftlich sinnvolle Tätigkeiten, Weiterbildung, politische und soziale Teilhabe, Engagement, Freund*innen, Selbstsorge, Muße, Kreativität, Gestaltung, Freizeit – und auch einfach dafür, ohne Sorge/n Nichts zu tun.

Auch hier sind Veränderungen jenseits und in der Erwerbssphäre zu unterscheiden: Grundlegend und übergreifend wäre die genannte universelle und bedingungslose Existenzsicherung. Systemimmanent wäre das bisherige Verständnis von Normalarbeit und Leistung zu transzendieren. Hierzu stellen wir drei Ansatzpunkte zur Diskussion.

Blickt man erstens auf herrschaftliche, heteronome und potentiell pathologische Aspekte von Erwerbsarbeit, stellt sich die Frage, ob nicht das Verständnis von Normalarbeit zu prekarisieren wäre. Auf der einen Seite erodiert das NAV, das Ideal ist also zunehmend für die Einzelnen strukturell nicht einlösbar. Auf der anderen Seite ist es nicht selten belastend für die Gesundheit und in der Regel schwer vereinbar mit Sorge, 40 oder 50 Jahre lang an die 40 Stunden wöchentlich mit Erwerbsarbeit zu verbringen. Hingegen sind auch andere Normalitätsvorstellungen darüber möglich, wie viel Lebenszeit mit Erwerbsarbeit zu verbringen ist, sowie über andere, kreative Wochen- und Lebensarbeitszeitmodelle. Hierfür existieren zahlreiche Vorschläge. Genannt haben wir bereits die 25- bis 30-Stunden-Woche.[102] Daneben gibt es Konzepte für und Erprobungen von Arbeitszeitkonten, mit denen nicht nur im laufenden Jahr Stunden angespart werden können, sondern über die gesamte Lebensarbeitszeit (z. B. Wotschack 2018). Weitere diskutierte Zeitpolitiken reichen von kleineren Änderungen im Erwerbssystem (z. B. die Ausweitung von Elternzeit auf Abgeordnete oder auf die Großeltern) bis hin zu komplett anderen Zeitmodellen. Zu diesen Denkanstößen zählt etwa die »Vier-in-Einem-Perspektive« von Frigga Haug (2008), die zu gleichen Teilen Erwerbsarbeit, Familien-/Reproduktionsarbeit, politische Gemeinwesensarbeit und Entwicklungsarbeit/individuelle Entwicklungschancen vorsieht. Zu nennen ist auch das Optionszeitenmodell bzw. das Konzept von »Carezeit-Budgets im Lebenslauf« von Karin Jurczyk und Ulrich Mückenberger (2016: 22). Unter anderem mit Hilfe von Ziehungsrechten »sollen Zeiten, die heute in Erwerbsarbeit gebunden sind, teilwei-

102 Jutta Allmendinger (u. a. 2016: 24) fordert schon lange die 32-Stunden Woche. Am DIW wird eine sogenannte Familienarbeitszeit mit 28 bis 32 Wochenstunden für beide Partner*innen nach einer Familiengründung diskutiert (u. a. Müller/Neumann/Wrohlich 2015). Diese scheint uns bedenkenswert, allerdings sollten davon nicht nur Vollzeit erwerbstätige Paare nur nach einer Familiengründung profitieren, sondern ebenso Alleinerziehende, Familienernährerinnen, kurz: alle, und dies im Regelfall. Schließlich erscheinen selbst 32 Stunden noch als sehr lang, bedenkt man, dass Sorge (*Care*) auch schnell 30 oder mehr Wochenstunden bedürfen kann – Selbstsorge nicht eingerechnet. Denkt man an den Keynesianischen Vorschlag von 15 Wochenarbeitsstunden, sind die hier benannten 25 bis 30 oder 32 Stunden sogar noch weit darüber.

se anderen Lebenszielen und Zeitverwendungszwecken verfügbar gemacht werden« (ebd.).[103] Vorgeschlagen werden auch längere Sabbaticals (bspw. Wotschack/Samtleben/Allmendinger 2017) und nachhaltige Auszeiten. Diese bedürfen der Legitimität aber weder nur zur beruflichen Fort- und Weiterbildung noch allein zur Angehörigenpflege. Beides ist äußerst wichtig, doch es sollte auch legitim und (nicht nur für Reiche) möglich sein, sich selbst zu pflegen oder den Horizont verwertungslogikfrei für sich selbst zu erweitern.

Schließlich ist eine große Frage diejenige nach der Lebensarbeitszeit. Sie würde sich komplett anders stellen, wären die Wochenarbeitszeiten kürzer und die Arbeitsbedingungen besser. Unter den heutigen Bedingungen erreichen viele Menschen nicht unbeschadet oder aufgrund ihres vorherigen Ablebens gar nicht das vorgesehene gesetzliche Renteneintrittsalter von 65 bis 67 Jahren. Eine weitere Erhöhung der Regelaltersgrenze (etwa auf knapp 70 Jahre, wie Ende Oktober 2019 von der Bundesbank vorgeschlagen) für alle scheint unter gleichbleibenden Bedingungen insofern als äußert wenig tragfähige Problemlösung – jedenfalls nicht für die (potentiellen) Rentner*innen. Wären die Normalarbeitszeiten kürzer, die Grenzen zwischen Erwerbsarbeit und anderen Tätigkeiten und zwischen Erwerbsarbeitseinkommen und bedingungsloser Existenzsicherung fließender, wären viele Fragen mit Blick auf Regelaltersgrenze, Rentenhöhe und Altersarmut in der jetzigen Form hinfällig.

Ein Knackpunkt bei alldem ist die Frage nach der Finanzierbarkeit. Diese müsste man sehr klug konzipieren, sie scheint aber nicht unmöglich. Natürlich ist dies voraussetzungsvoll: Es bedarf dazu mindestens in Teilen einer erwerbsunabhängigen Existenzsicherung, höherer Mindestlöhne und vermutlich ganz anderer und kreativer Besteuerungen: von Unternehmensgewinnen, Transaktionen, Vermögen und sehr hohen Einkommen, vielleicht einer Digitalsteuer und vielem anderen mehr – kurz: einer größeren Umverteilung (exemplarisch: Piketty 2014). Das mag nicht für alle schmerzfrei sein, und es geht höchstwahrscheinlich auch mit einem individuellen Konsumverzicht einher – beides vor allem bei denen, die hier bisher weniger oder nicht begrenzt waren. Ein Weiter-So dürfte aber für viele mittel- und langfristig noch weitaus weniger schmerzfrei sein.

Zweitens wäre die derzeitige Fokussierung auf Leistung als einzige und zentrale Anerkennungsquelle zu prekarisieren. Einige mögliche Wege hierzu

103 Siehe hierzu u. a. Jurczyk/Mückenberger (2016); Jurczyk (2016) sowie Mückenberger (2016).

haben wir bereits genannt. Warum könnte dies geboten sein? Zunächst ist es vereinseitigend, nur Erwerbsarbeit als Leistung zu zählen, nicht aber andere notwendige Tätigkeiten. Weiter stellt die einseitige gesellschaftliche Matrix der Erwerbsarbeits- und Leistungsanerkennung für prekär Beschäftigte nur wenig Anerkennungsmöglichkeiten bereit. Sie bietet keine Anerkennung für all diejenigen, die aus dieser Matrix herausfallen: weil sie keine Erwerbsarbeit (mehr) finden, sie aus gesundheitlichen oder anderweitigen Gründen nicht (mehr) erbringen können, es wegen erdrückender Arbeitsbedingungen nicht (mehr) wollen (können) – oder weil sie Sorgearbeit leisten. Eine Transzendierung der bisherigen gesellschaftlichen Leistungsanerkennung könnte schließlich auch verhindern, dass Nichtanerkennung in der Erwerbssphäre selbst- und sozialdestruktive Folgen nach sich zieht.

Ein dritter Aspekt und Gedankenexperiment ist es, neben Leistung auch Tätigkeiten neu zu definieren. Vor allem wäre hier an gemeinnützige Tätigkeiten und an einen geförderten, sozialen Arbeitsmarkt[104] zu denken: Für Menschen, die zwar arbeiten können, aber auf dem ersten Arbeitsmarkt keine reguläre Beschäftigung finden, besonders für Langzeitarbeitslose, und darüber hinaus generell.[105] Auch jenseits dessen wäre im Rahmen einer sozialintegrativen Strategie und vollends im Zuge der Einführung eines BGE an die Ausweitung eines quasi verallgemeinerten sozialen Arbeitsmarktes zu denken. Dies beträfe etwa Menschen, die ein freiwilliges Soziales Jahr leisten wollen oder die Millionen Menschen, die bereits jetzt ehrenamtlich gemeinwohlorientierte Tätigkeiten ausüben (oft Frauen und oft Tätigkeiten, die an

---

104 Kontextuiert von einigen der oben genannten grundlegenden Änderungen, mindestens gute Arbeitsbedingungen, existenzsichernde Einkommen und Freiwilligkeit, maximal ein bedingungsloses (Grund-)Einkommen.

105 Eine Zusammenfassung verschiedener Untersuchung des IAB konstatiert, dass Langzeitarbeitslose bisher kaum dauerhaft in ungeförderte Beschäftigung integriert werden konnten und für sie daher »die Integration in den Arbeitsmarkt häufig allenfalls ein Fernziel sein kann« (Bähr et al. 2018a: 288). Für sie zahle sich »eine sozialintegrative Strategie ohne einseitige Orientierung auf eine schnelle Vermittlung aus« (Bähr et al. 2018b: 7). Dies mag auch für weitere Gruppen der Fall sein. Noch etwas prägnanter konstatiert Martin Brussig klare »Grenzen der Aktivierbarkeit« (Brussig 2019: 111) und kommt generell und insbesondere mit Blick auf Langzeitarbeitslosigkeit zu dem Schluss, »dass das Aktivierungsparadigma in der Arbeitsmarktpolitik an seine Grenzen gestoßen ist« (ebd.). Zum 1.1.2019 trat das Gesetz zur Schaffung neuer Teilhabechancen für Langzeitarbeitslose auf dem allgemeinen und sozialen Arbeitsmarkt (Teilhabechancengesetz, 10. SGB II-ÄndG) in Kraft (hierzu etwa Bauer/Bruckmeier/Kupka et al. 2018; Kupka/Lietzmann/Promberger et al. 2018). Es ist weiter zu beobachten, wie sich diese Reform auf Langzeitarbeitslose auswirkt.

sich in staatliche Verantwortung fallen würden). Solche Tätigkeiten gäbe es mehr als genug, denkt man alleine an die vielen Menschen, die im Alter allein und einsam sind und für die ein kleiner Einkauf oder ein Gespräch eine große Sache sein können. Die Liste ist nahezu beliebig ausweitbar, etwa mit Blick auf den Alltag Alleinerziehender, Pflegebedürftiger, Geflüchteter, Jugendlicher u. v. a. m.

Eine solche Idee kann selbstredend nicht als Einzelmaßnahme gedacht werden, sondern nur als Teil eines grundlegend anderen und sorgezentrierten Gesamtkonzeptes. Ein solches birgt eine große Menge praktischer Detailfragen und bedarf unabdingbar der demokratischen Legitimierung. Derzeit erscheint ein solches Gesamtkonzept als eine Utopie. Mit der dargelegten Transzendierung von Erwerbsarbeit und Leistung ließe sich aber der Weg ebnen zu »Integrationsformen jenseits des erfolgreichen Verkaufs der eigenen Arbeitskraft« (Bescherer 2013: 198) und damit zu gesellschaftlich anerkannten und geförderten Formen der Gemeinwohlorientierung und der Für- und Daseinsvor-Sorge.

Paarnormativität prekarisieren

Mit Blick auf die Liebe regen unsere Ergebnisse dazu an, die gesellschaftliche Paarnormativität (hierzu auch: Peukert et al. 2018; Wimbauer et al. 2018) zu prekarisieren. Wie ausgeführt, ist die Paarnormativität zweischneidig: Paarbeziehungen sind eine zentrale Quelle von Liebesanerkennung, aber in Paaren können auch große, oft geschlechterdifferenzierende Ungleichheiten (Koppetsch/Speck 2015; Motakef 2019a,b; Rusconi/Wimbauer 2013) und Anerkennungsdefizite (Wimbauer 2012) begründet werden. Daneben kann nicht nur ein Leben als Paar, sondern auch ein Leben ohne Partner*in Anerkennungsdefizite vergrößern: Ein Singledasein wird häufig als individuelles Defizit erlebt und ist auch gesellschaftlich oft wenig anerkannt. Einpersonenhaushalte sind zudem in ökonomischer Hinsicht oft schlechter gestellt als Paarhaushalte. Nicht zuletzt erscheinen Vergemeinschaftungsformen jenseits des Paares als zweit- und drittklassig (vgl. Peukert et al. 2018; Wimbauer et al. 2018) oder als völlig undenkbar.

Dabei sind Paardyaden per se sehr störanfällig und fragil (u. a. Wimbauer 2012: 314), da sie bei Wegfall einer Person nicht weiter existieren. Alleine daher sind größere Verantwortungszusammenhänge oft tragfähiger und dauerhafter als paarförmige, allerdings auch mit weiteren Herausforderungen verbunden (vgl. Wimbauer 2021). Zunehmend werden andere Formen

gelebt. Dies bezieht sich auf Liebesformen jenseits des heterosexuellen Paares (vgl. Peukert et al. 2020a,b) wie polyamoröse bzw. konsensuell nichtmonogame Beziehungen (vgl. Raab 2019) oder Mehreltern-Konstellationen, aber auch auf Lebensformen ohne romantische Partner*innenliebe – etwa Ko-Elternschaft (vgl. Wimbauer 2021), Mehrgenerationenhäuser, Freundschaften, Für/Sorgegemeinschaften oder anderweitige Wahlverwandtschaften.

Theoretisch ist also vermehrt über weitergehende, weniger geschlechterungleiche und weniger fragile Formen der Verantwortungsübernahme füreinander und der intersubjektiven Anerkennung jenseits von Paarbeziehungen nachzudenken. Sie bedürfen viel größerer rechtlicher und gesellschaftlicher Anerkennung – und wären in ihrer Praxistauglichkeit weiter zu erproben.

Heteronormativität überschreiten

Die heteronormative Matrix (Butler 1991) als wirkmächtiger und ausschließender Rahmen der Anerkennbarkeit haben wir bereits thematisiert. Begehren steht nicht im Zentrum dieses Buches, dennoch führen wir als dritten Punkt an, die gesellschaftliche Heteronormativität (vgl. Kleiner 2016; Woltersdorff 2019) zu prekarisieren. Heteronormativität lässt sich nur analytisch von Paarnormativität und Geschlechternormen trennen, faktisch sind sie verwoben. Mit Blick auf die Verringerung von Ungleichheiten wären daher nicht nur Lebensformen jenseits des Paares, sondern auch jenseits des zweigeschlechtlichen Begehrens, also der Heteronorm, gesellschaftlich anerkennbar zu machen und anzuerkennen.

Dies ist ein derzeit sehr präsentes Thema, und es lassen sich hier einige Gleichstellungserfolge verbuchen, etwa durch die Ermöglichung der sogenannten »Ehe für alle« im Jahr 2017 und die Anerkennung eines Dritten Geschlechtes 2018. Dennoch sind wir von einer gleichen rechtlichen und sozialen Anerkennung zweigeschlechtlicher und andersgeschlechtlicher Lebens- und Begehrensformen noch weit entfernt, wie wir auch am Beispiel der Nichtanerkennung der Mutterschaft von Dana Daub aufzeigten. Zudem zeichnen sich deutschland- und europaweit teils erhebliche Rückschritte bereits erreichter Gleichstellung und Anerkennung ab. In verschiedenen Ländern gab es ähnliche Gleichstellungserfolge erst gar nicht.

Ausführlicher zur gegenwärtigen Anerkennung und Nichtanerkennung von Familien jenseits der heterosexuellen Norm siehe etwa Wimbauer et al. (2018), Peukert et al. (2020a,b) und Wimbauer (2021).

Geschlechternormen verunsichern und prekarisieren

Ein vierter Bereich ist die Prekarisierung und Verunsicherung überkommener Geschlechternormen – insofern sie einengend, begrenzend und Ungleichheiten konstituierend sind. Das Geschlechterverhältnis als hierarchischer Strukturzusammenhang, um mit Regina Becker-Schmidt et al. (1981) zu sprechen, impliziert angesichts der doppelten Vergesellschaftung von Frauen auch ihre doppelte Unterdrückung. Die gesellschaftliche Arbeitsteilung vergeschlechtlicht Sorgearbeit und schreibt sie Frauen zu. Auch in Paarbeziehungen, wie wir empirisch stets aufs Neue zeigen, werden basierend hierauf mannigfache Ungleichheiten und Anerkennungsdefizite oft zu Ungunsten von Frauen hergestellt. Selbst wenn Frauen erwerbstätig sind, leisten sie mehr Haus- und Sorgearbeit – egal ob prekär beschäftigt oder in Doppelkarriere-Paaren.

Auch darüber hinaus können Geschlechternormen ausschließend und begrenzend wirken. Für Heteronormativität haben wir dies eben angerissen. Daneben sind auch Vorstellungen von Männlichkeit oft einengend und ungleichheitskonstituierend: Die Konzepte der industriegesellschaftlichen (Lengersdorf/Meuser 2010) oder der hegemonialen Männlichkeit (Connell 1999) sind erwerbsarbeitszentriert und sehen Für-/Sorge nicht vor. Auch wenn es manche Öffnungstendenzen gibt, bleiben Männlichkeit und Sorge meist getrennte Welten (hierzu jüngst: Scholz/Heilmann 2019). Dies scheint auch bei prekär beschäftigten Männern so zu sein. Versuche der Resouveränisierung einer industriegesellschaftlichen Männlichkeit schlagen aber häufig genauso fehl wie das Ansinnen, Sorge für andere in ein alternatives Männlichkeitskonzept zu integrieren. Auch sozialstaatlich und gesellschaftlich sind fürsorgende Männer bisher nicht als Normalform anerkannt und es wäre zu überlegen, wie sich dies befördern ließ. Angesichts der bestehenden ungleichen geschlechternormativen Rahmen der Anerkennbarkeit verwundert es nicht, wenn auch in manchem Paar eine väterliche Hauptzuständigkeit für Sorgetätigkeiten nicht gerne gesehen ist.

Eine Folge wäre, einengende und festschreibende Geschlechternormen in Frage zu stellen. Die Soziologie und die Geschlechterforschung als »paradigmatische Verunsicherungswissenschaften« (Degele 2003: 9) stellen hierfür das theoretische Werkzeug bereit. »Erst mit dem Brüchigwerden des einst Selbstverständlichen werden diese Konstruktionen als Normalisierungsregime erkennbar und verhandelbar« (Motakef et al. 2018a: 127) – und entsprechend schafft erst die Prekarisierung bisheriger Geschlechtergewissheiten Raum für neue Konzepte und Inhalte. Beispielsweise für eine fürsorgliche

Männlichkeit, mit der zugleich die Doppelte Vergesellschaftung von Frauen auch auf Männer ausgeweitet und damit personell verdoppelt, aber in der Doppellast für die Einzelnen halbiert würde. Oder für eine selbstsorgende Männlichkeit, Weiblichkeit oder Jenseitsdavonheit, steht doch am Ende nicht nur die Prekarisierung, sondern Auflösung sämtlicher Geschlechternormen und Geschlechterungleichheiten. In diesem Sinne plädierte Nancy Fraser bereits in ihrem »Postindustriellen Gedankenexperiment« (Fraser 1994) für die Dekonstruktion der Kategorie Geschlecht. Wir schließen uns dieser Forderung an – gleichsam als täglich grüßendes Murmeltier.

Nichtanerkennung von Sorge: Sichtbarmachung des Unsichtbaren

Unser fünfter Punkt ist die Prekarisierung der gesellschaftlichen und allgemeinen Unsichtbarkeit, Nichtanerkennung, Abwertung und Delegitimierung von (vergeschlechtlichter) Sorge. Da wir in Kapitel 13.4.1 ausführlich erläutert haben, dass, warum und wie Sorge für andere und Selbstsorge zum gesellschaftlichen Dreh- und Angelpunkt und sichtbar gemacht, aufgewertet und anerkannt werden müssten, belassen wir es an dieser Stelle mit dem Verweis hierauf.

Wider die Nichtberücksichtigung physischer und psychischer Beeinträchtigungen

Weiter möchten wir nochmals auf die inadäquate gesellschaftliche, arbeitsmarktpolitische und sozialstaatliche Berücksichtigung von akuten wie chronischen physischen und psychischen Beeinträchtigungen hinweisen. Hier geht es also um die Sorgebedürftigen und Sorgeempfangenden. Sie können den Erwerbsarbeitsimperativen des Aktivierungsregime oft nicht nachkommen. Unsere Ergebnisse zeigten, wie persönliche Belastungen, Krisensituationen, körperliche und seelische Beeinträchtigungen und Erkrankungen – akute und chronische – oft zu einer prekären Erwerbssituation führen, aus ihr entstehen und/oder sie verschärfen und teufelskreislaufartig verfestigen können. Gesundheitliche Einschränkungen stehen aber nicht nur mit einer Prekarisierung von Erwerbsarbeit in Zusammenhang, sondern auch mit der Prekarisierung von weiteren Lebensbereichen (etwa Einkommen, Teilhabe und auch Liebe). Aufgrund dieser großen Bedeutung haben wir Gesundheit als eigenständige Dimension von Prekarität im Lebenszusammenhang gefasst.

Gesundheitliche Einschränkungen, so die Verallgemeinerung unserer Ergebnisse, passen nicht in das erwerbsarbeitszentrierte kapitalistische System und in das sozialstaatliche Aktivierungsregime, da jene permanente Einsatzbereitschaft und Leistungsfähigkeit erwarten und abfordern. Wer dies nicht erfüllen kann, fällt aus dem System heraus – und kann schnell in eine prekäre Erwerbssituation – und in eine insgesamt prekäre Lage – geraten. Verbessert sich der Gesundheitszustand nicht, ist der Weg in die Grundsicherung nicht mehr weit – und der Weg von dort zurück oft versperrt.[106] Das Erwerbsarbeitssystem ist offenbar kaum dazu in der Lage, Menschen mit eingeschränkter Gesundheit zu integrieren. Auch das sozialpolitische Arbeitsmarktregime scheint mit gesundheitlich beeinträchtigten Menschen nicht angemessen umgehen zu können. Dabei handelt es sich um eine große und stetig wachsende Zahl (vgl. BMAS/BAUA 2018), nicht zuletzt aufgrund der oft krank machenden Auswirkungen der gegenwärtigen Arbeitsbedingungen. Diese betreffen nicht nur den gering qualifizierten Bereich, sondern auch mittlere und hohe Qualifikationen. Neben Beeinträchtigungen durch körperlich anstrengende und belastende Tätigkeiten werden auch psychische Belastungen bis zum Burnout immer häufiger (ebd.).[107]

Wie wären aber die Unsichtbarmachung der genannten Begrenzungen, die Nichtberücksichtigung gesundheitlicher Einschränkungen und der unangemessene Umgang damit zu prekarisieren und ein anerkennender Umgang mit der menschlichen Verletzbarkeit zu bewerkstelligen? Auch hier zeigen sich eine erwerbsarbeitsimmanente und eine gesamtgesellschaftliche Seite. Wir können dies nicht durchdeklinieren, aber die Notwendigkeit einer größeren Rücksichtnahme im Erwerbssystem, durch den Sozialstaat und allgemeingesellschaftlich festhalten. In der Privatwirtschaft ist die Situation am prekärsten; etwas besser, aber ebenfalls prekär ist sie im öffentlichen Dienst. Auch sozialstaatlichen Akteur*innen, etwa in den Jobcentern, fehlen adäquate Routinen im Umgang mit Erkrankungen (etwa Oschmiansky et al. 2017).

106 Wie Achatz und Trappmann (2011), Beste und Trappmann (2016), Oschmiansky et al. (2017) und Bähr et al. (2018a) zeigen, gelangen Grundsicherungsbeziehende umso seltener in eine bedarfsdeckende Beschäftigung, je höher ihre Zahl an »Vermittlungshemmnissen« ist. Zu diesen zählen u. a. physische und psychische gesundheitliche Einschränkungen (siehe Kapitel 2).

107 Zu trauriger Berühmtheit gelangte auch spätestens seit der Jahrtausendwende das in Japan so genannte Phänomen »karoshi« – Tod durch Überarbeitung.

Generell legt der Blick auf das sozialstaatliche Aktivierungsregime nahe, das Leitkonzept des Forderns und Förderns vom Kopf auf die Füße zu stellen (ähnlich bereits Lessenich 2008 und jüngst Brussig 2019). Gegenwärtig überwiegt das Fordern, und nicht selten gerät es zu einem Überfordern. Auch hier wollen wir niemanden zum Opfer machen. Fraglos ist aber ein ernsthaftes und zielführendes Fördern das Fundament, auf dem überhaupt erst gefordert werden kann. Ein wirkliches Fördern müsste den gesamten Lebenszusammenhang berücksichtigen, um den Weg aus multiplen Anerkennungsdefiziten und prekären Lagen zu weisen. Andernfalls können Prekarisierung und Anerkennungsdefizite sich verdichten – etwa, wenn Sorgetätigkeiten und Pflege, Alleinerziehen, Überschuldung, gesundheitliche Beeinträchtigungen und womöglich Lebenskrisen und Schicksalsschläge kumulieren.

Sind gesundheitliche Einschränkungen gutachterlich nachgewiesen und vom Sozialmedizinischen Dienst anerkannt, kann eine Rente wegen voller oder teilweiser Erwerbsunfähigkeit bezogen werden. Dies bedeutet aber oft dauerhafte finanzielle Prekarität. Häufig ist der Weg zur Erwerbsminderungsrente oder äquivalenten Leistungen lang, aufreibend und zermürbend und führt bisweilen nicht zum Ziel, aber zusätzlich zur Erkrankung und Verzweiflung. Insofern wäre eine einfachere, weniger aufreibende und differenziertere Anerkennung von gesundheitlichen Einschränkungen für die Betroffenen zu diskutieren.

Notwendig sind insgesamt mehr Verständnis, mehr Anerkennung, weniger Tabuisierung und weniger Stigmatisierung für die Betroffenen – in der Erwerbssphäre, sozialstaatlich im Arbeitsmarktregime und gesellschaftlich. Sind schon körperliche Beeinträchtigungen und Erkrankungen oft mit einem Makel versehen und tabuisiert, gilt dies noch mehr für psychische. Dabei nehmen Depressionen, Erschöpfungssyndrom, Angsterkrankungen und anderes mehr offenbar beständig zu. Weit verbreitet, aber stark tabuisiert sind auch diverse Arten von Gewalterfahrungen, etwa familiale und sexualisierte Gewalt. Sie haben häufig traumatisierende und langfristige Folgen, werden aber oft komplett oder weitgehend verborgen und verdrängt – und nicht selten individualisiert. Schließlich ist auch Suchtmittelabhängigkeit nicht nur von illegalen, sondern auch von legalen Substanzen[108] weit verbreitet und folgenreich.

108 Etwa Alkohol, Schmerz-, Beruhigungs-, Schlaf- und Aufputschmittel sowie leistungssteigernde Neuroenhancer.

Das führt zur gesamtgesellschaftlichen Ebene. Körperliche, geistige und seelische Beeinträchtigungen passen erstens nicht in einen »sorglosen Kapitalismus« (Aulenbacher et al. 2015). Sie passen zweitens auch nicht in das überkommene Konzept einer modernen Gesellschaft aus dem 19. und 20. Jahrhundert, in der das autonome, männliche Subjekt sich denkend alleine selbst verwirklicht und dabei nicht als körperliches Wesen gedacht wird. Dieses Subjekt bedarf keiner Zuwendung oder erhält diese kostenlos aus Liebe von den Ehe-/Frauen (oder von oft migrantischen Pflegekräften). Bedürftigkeit und Endlichkeit sind hier nicht vorgesehen, sondern tabuisiert. Gleiches sind sie in einer *ableistischen* Gesellschaft, in der jeglicher Makel am besten wegoptimiert wird und die Menschen zum *quantified self* werden. Ein derart optimiertes und quantifiziertes Selbst ist aber keineswegs das selbstbestimmte und selbstverwirklichte Selbst, das es zu sein sich vormacht. Es dient letztlich nur mehr seiner eigenen umfassenden Inwertsetzung auf einem generalisierten Markt.

Die Optimierungschancen steigen mit den finanziellen Möglichkeiten, und die erfolgreiche Markttauglichkeit vermehrt umgekehrt die ökonomischen Ressourcen. Damit sind wir erneut beim Matthäuseffekt hinsichtlich sozialer Ungleichheiten angelangt – und bei weiteren brisanten Fragen: Wer kann und darf sich in Zeiten zunehmender technischer, medizinischer, reproduktionsmedizinischer und gendiagnostischer Verfahren welcher medizinischer und anderweitiger Maßnahmen bedienen? Wer soll und muss? Wer kann, wer darf nicht? Wie geht die Gesellschaft mit Menschen um, die Einschränkungen aufweisen, die älter werden? Wie mit »nicht Perfekten« und mit ökonomisch Nicht-in-Wert-Setzbaren? Hier entstehen weitreichende Fragen an der Schnittstelle von Leben, Gesundheit und Ökonomie für die Einzelnen und für die Gesellschaft, die wir nur andeuten können. Wir schließen mit dem Verweis auf die notwendige Akzeptanz der menschlichen Verletzbarkeit, Unvollkommenheit und Unperfektheit.

Fazit: Selbst-/Sorge aufwerten und zum Ausgangspunkt machen

Wir plädieren abschließend nochmals dafür, mit Butler (2010) die Verletzbarkeit und Angewiesenheit auf andere als *conditio humana* zum theoretischen und praktischen Ausgangspunkt zu nehmen. Mit Butler können die Ambivalenzen von Anerkennung und von Nichtanerkennung im Lebenszusammenhang erfasst werden. Zudem wird mit ihrem Ausgangpunkt der *precariousness* offensichtlich, wie Raum und Legitimität geschaffen werden

müssen für die Sorge um andere, für Selbstsorge und Muße, für körperliche und psychische Begrenzungen – und für Verletzbarkeit und Unzulänglichkeit als grundlegende Bedingungen menschlichen Lebens.

13.4.3 »Nichtanerkennungsresistenz« entwickeln und ideologische Anerkennung transzendieren

Wenden wir uns zuletzt den Einzelnen zu. Auch sie sind im Rahmen der Politiken der Ent_Prekarisierung gefragt. Zwar ist das Handeln der Einzelnen stets eingebunden in gesellschaftliche Strukturen und Normen: Es wird von diesen ermöglicht und zugleich von ihnen begrenzt, wie wir mit Butlers Rahmen der Anerkennbarkeit veranschaulicht haben. Normen können aber prinzipiell auch überschritten, Strukturen in Frage gestellt werden. Je mehr Menschen dies tun, desto eher mögen damit auch gesellschaftliche Veränderungen angestoßen werden.

Wir haben in Kapitel 13.2.2 angedeutet, Honneths dreistufige Theorie intersubjektiver Anerkennung zu ergänzen – unter anderem um Selbstanerkennung und um eine Art übergeneralisierter, transzendierter Anerkennung. Warum? Weil Verhältnisse intersubjektiver Anerkennung immer auch Abhängigkeiten beinhalten: von konkreten anerkennenden Anderen und von institutionalisierten Normen der Anerkennbarkeit (Butler). Honneth löst dieses Problem für die Liebesanerkennung mit einer »intersubjektive[n] Balance zwischen Verschmelzung und Ichabgrenzung« (Honneth 1992: 259–260), frei übersetzt also mit einer »richtigen Balance« zwischen Autonomie und Abhängigkeit. Eine solche ist theoretisch schwer zu bestimmen und bedarf empirisch einer beständigen Herstellungsleistung (u. a. Wimbauer 2012: 324–339).

Wie steht es darüber hinaus mit den gesellschaftlichen Normen der Anerkennbarkeit? Sie konstituieren vielfältige Ungleichheiten und können bisweilen aus strukturellen Gründen von den Einzelnen gar nicht erfüllt werden (siehe Kapitel 12.7). Um dies zu verändern, können die Einzelnen oder soziale Gruppen den politischen »Kampf um Anerkennung« (Honneth 1992) aufnehmen und »(h)öhere soziale Wertschätzung und eine Umverteilung von (materiellen) Ressourcen fordern, indem sie ›bisher vernachlässigte oder unterschätzte Tätigkeiten oder Fähigkeiten zur Geltung bringen‹ (Honneth 2003a: 171)« (Wimbauer 2012: 39) – meist ein langwieriges und mühevolles Unterfangen, wie die Anerkennungskämpfe

zahlreicher Gruppen zeigen. Bisweilen sind diese mühevollen Kämpfe aber auch von Erfolg gekrönt.

Dafür und daneben könnte es hilfreich sein, statt Anerkennung nur in womöglich unerfüllbaren Erwartungen anderer und der Gesellschaft zu suchen, (zuerst) in sich selbst Sinn und Anerkennung[109] zu finden – und sich dabei gleichwohl zu solidarisieren. Weit davon entfernt, die in diesem Buch entfaltete Problematik individualisieren zu wollen, scheint es angesichts der gesellschaftlich re-/produzierten paradoxen Verhältnisse und Ideologien der Anerkennung doch bedenkenswert, sich den oft uneinlösbaren und damit falschen Erwerbsarbeits-Anerkennungs-Versprechen zu entziehen.[110] Hierfür bietet sich die Form eines praktischen Selbstverhältnisses an, das in sich zentriert ist und weniger orientiert an vielfältigen und oft unerfüllbaren Wünschen nach (mehr) Geld, Konsum, materiellem und symbolischem Besitz, Ruhm, Macht – und Anerkennung. Veronika Vetter und Walter Wenke ließen sich dahingehend als Pioniere verstehen. In den Jahren, seit wir mit ihnen gesprochen haben, sind die Veronikas und Walters mehr geworden. »Postwachstum« ist kein stigmatisierter Begriff mehr, eine konsumkritische »minimalistische« Bewegung ist entstanden, während das Angebot an Auszeiten, Yoga-, Meditations-, Achtsamkeitskursen und anderem mehr bestän-

109 Alleinige Selbstanerkennung ist nach unseren sozialtheoretischen Grundannahmen nicht möglich: Bereits die Kritik an der modernen Subjektkonzeption stellte heraus, dass die darin imaginierte individuelle Autonomie nicht existieren kann, weil der Mensch als soziales Wesen der Anerkennung anderer (Honneth) bedarf und in seiner Verletzbarkeit existenziell von anderen abhängig ist (Butler).

110 Dies erlaubt zunächst die von Honneth mit Verweis auf Kants »moralische Autonomie« benannte »individuelle« oder »moralische Freiheit« (Honneth 2011: 173ff.), also eine »subjektive Einstellung […], auf die sich jedes Individuum bei der Zurückweisung von sozialen Rollenzumutungen und Handlungsverpflichtungen begründet zurückziehen darf« (ebd.: 175). Nach Honneth (ebd.: 174ff.) werde aber hiernach individuelle Freiheit nur ermöglicht, nicht institutionell verwirklicht; verwirklicht wird auch nicht die für ihn zentrale soziale Freiheit. Dies mag der Fall sein, aber der Weg zur institutionellen Verwirklichung sozialer Freiheit (für Honneth maßgeblich im demokratischen Prozess bewerkstelligt) muss ja bereitet werden – zunächst durch das Handeln einzelner. Wie Honneth (ebd.: 458–469) ausführt, ist der gegenwärtige kapitalistische Arbeitsmarkt alles andere als ein Verwirklicher von sozialer Freiheit, allenfalls von einer »Nutzenoptimierung« (ebd.: 467) und »allseitigen Selbstaktivierung« (ebd.: 469). Honneth setzt diesbezüglich auf »organisierte Gegenkräfte […], [die] auf transnationaler Ebene für eine erneute Eingrenzung des Arbeitsmarktes […] kämpfen« (ebd.: 469). Zusätzlich hierzu schlagen wir unter anderem eine Haltung vor, die auch sozusagen eine »innere Eingrenzung« des Arbeitsmarktes umfasst. Diese könnte/n sich auch in einer kollektiven Organisation aggregieren.

dig wächst. Kritisiert wird bisweilen, dass diesem Boom eine erwerbsseitige Anrufung oder der verschleierte Wunsch der Einzelnen zugrunde liegt, ihre Arbeitsfähigkeit zu optimieren. Er mag aber auch der Ausbildung einer Haltung dienen, auf deren Basis die gesellschaftliche Dominanz von Leistung und Erwerbsarbeit kollektiv verabschiedet werden könnten. Mit einer solchen Haltung besteht keine Veranlassung mehr, blindlings irgendwelchen Erwerbsarbeits-Mohrrüben hinterherzurennen, die für die (prekär) Beschäftigten allemal oft nicht erreichbar sind und zudem selbst- und sozialdestruktiv werden können.

Fraglos ist die Umsetzung eines solchen Selbstverhältnisses voraussetzungsvoll – angesichts der Wirkmächtigkeit der Erwerbsarbeitsmatrix, der Notwendigkeit der ökonomischen Existenzsicherung und der Angewiesenheit auf Sorge und intersubjektive Anerkennung zumindest durch einige Menschen. Auch plädieren wir mit einer übergeneralisierten und transzendierten Anerkennung keineswegs dafür, die Lösung aller weltlichen Probleme ins Jenseits zu verschieben – wohl aber dafür, ideologische Anerkennung zu transzendieren. Mit dem dargestellten Selbstverhältnis wäre mindestens gewonnen, nicht mehr den falschen Versprechen der Erwerbssphäre aufzusitzen und sich wenigstens mit Blick darauf gegen schmerzvolle Verletzungen und Anerkennungsdefizite zu wappnen. Ein autonomes, anerkennungsabstinentes Subjekt ist mit unseren Grundannahmen nicht vorstellbar, auch lassen sich Krankheit, Alter und Tod nicht einfach wegdenken. Berufliche Nichtanerkennungsresistenz lässt sich hingegen wohl anstreben – als ein Schritt zu einer Transzendierung der potentiell destruktiven Erwerbsarbeitsmatrix und dem entsprechenden Dystopia. Doch erst im Zusammenspiel von Politiken der Ent_Prekarisierung, kollektiven Handlungen, individuellen Handlungen und Haltungen lassen sich gesellschaftlich »die Bedingungen der Anerkennbarkeit selbst so verschieben« (Butler 2010: 14), dass nicht mehr gleichsam automatisch Anerkennungsdefizite der Preis sind, wenn Menschen Sorge erbringen, nicht »erwerbsarbeitsleistungsfähig« sind oder sich um sich selbst kümmern. Ein völlig aussichtsloses Unterfangen, eine nie eintretende Utopie? Vielleicht ist es auch eine vorausschauende Vision. Die Zukunft wird es zeigen.

Literatur

Achatz, Juliane und Mark Trappmann (2011): Arbeitsmarktvermittelte Abgänge aus der Grundsicherung. Der Einfluss von personen- und haushaltsgebundenen Arbeitsmarktbarrieren. IAB-Discussion Paper 2.

Aculai, Sandra, Katharina Gräff, Antonia Platten, Maira Schobert, Annika Schoon, Linda Staschill, Veronika Waldenmaier und Nora Wimmler (2015): Paare zwischen (Re-)Aktion und Resignation. Prekäre Beschäftigung, prekäre Lebenszusammenhänge? Tübingen: Institut für Soziologie, Universität Tübingen. *Unveröffentlichter Projektbericht.*

Ahmed, Sara (2010): The Promise of Happiness. Durham und London: Duke University Press.

Allan, Graham (1980): A note on interviewing spouses together. In: Journal of Marriage and the Family 42 (1), S. 205–210.

Allen, Sarah M. und Alan J. Hawkins (1999): Maternal Gatekeeping: Mothers' Beliefs and Behaviors That Inhibit Greater Father Involvement in Family Work. In: Journal of Marriage and the Family 61 (1), S. 199–212.

Allmendinger, Jutta (2016): Gute Arbeit. Ein analytischer Diskussionsrahmen. Diskussionspapier aus der Kommission »Arbeit der Zukunft«, Januar 2016. Düsseldorf: Hans Böckler Stiftung. https://www.boeckler.de/pdf/arbeit_zukunft_diskussionspapier_allmendinger.pdf (abgerufen am 10.3.2019).

Allmendinger, Jutta, Kerstin Jahn, Markus Promberger, Brigitte Schels und Stefan Stuth (2018): Prekäre Beschäftigung und unsichere Haushaltslagen im Lebensverlauf: Gibt es in Deutschland ein verfestigtes Prekariat? In: WSI Mitteilungen 71 (4), S. 259–269.

Allmendinger, Jutta (2019): Keine milde Gabe bitte! Von der Grundrente würden vor allem Frauen profitieren. Eine Bedürftigkeitsprüfung ist aber unnötig. Die würde sie nur wieder abhängiger vom Ehemann machen. Tagesspiegel, 10. März 2019, S. 5.

Alsdorf, Nora, Ute Engelbach, Sabine Flick, Rolf Haubl und Stephan Voswinkel (2017): Psychische Erkrankungen in der Arbeitswelt. Analysen und Ansätze zur therapeutischen und betrieblichen Bewältigung. Bielefeld: transcript.

Amacker, Michèle (2012): »Und seit dann bin ich einfach daheim, Modell Hausmann«. Prekäre Konstellationen: Lebensführung von Haushalten in prekären Lebenslagen zwischen Erwerbs- und Care-Arbeit. In: Vera Moser und Barbara

Rendtorff (Hg.): Riskante Leben? Geschlechterordnungen in der Reflexiven Moderne. Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft. Band 8. Opladen, Berlin & Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 65–80.

Amacker, Michèle (2014): Precare. Prekarität im Lebenszusammenhang: Die zwei Gesichter der Care-Prekarität. In: Ethik und Gesellschaft 2/2014 (Prekäre Arbeit). http://www.ethik-und-gesellschaft.de/ojs/index.php/eug/article/view/2-2014-art-4/34 (abgerufen am 21.11.2019).

Amann, Anton (1983): Lebenslage und Sozialarbeit. Elemente zu einer Soziologie von Hilfe und Kontrolle. Berlin: Duncker & Humblot.

Armano, Emiliiana, Arianna Bove und Annalisa Murgia (Hg.) (2017): Mapping Precariousness, Labour Insecurities and Uncertain Livelihoods. Subjectivities and Resistance. New York: Routledge.

Aulenbacher, Brigitte (2008): Auf gute Nachbarschaft? Über Bewegungen im Verhältnis von Soziologie und Geschlechterforschung. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 33 (4), S. 9–27.

Aulenbacher, Brigitte (2009): Die soziale Frage neu gestellt – Gesellschaftsanalysen der Prekarisierungs- und Geschlechterforschung. In: Robert Castel und Klaus Dörre (Hg.): Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts. Frankfurt/New York: Campus, S. 65–77.

Aulenbacher, Brigitte und Maria Dammayr (2014): Zwischen Anspruch und Wirklichkeit: Zur Ganzheitlichkeit und Rationalisierung des Sorgens und der Sorgearbeit. In: Brigitte Aulenbacher, Birgit Riegraf und Hildegard Theobald (Hg.): Sorge: Arbeit, Verhältnisse, Regime. Soziale Welt, Sonderband 20. Baden-Baden: Nomos, S. 125–140.

Aulenbacher, Brigitte, Birgit Riegraf und Hildegard Theobald (Hg.) (2014): Sorge: Arbeit, Verhältnisse, Regime. Soziale Welt, Sonderband 20. Baden-Baden: Nomos.

Aulenbacher, Brigitte, Maria Dammayr und Fabienne Décieux (2015): Prekäre Sorge, Sorgearbeit und Sorgeproteste. Über die Sorglosigkeit des Kapitalismus und eine sorgsame Gesellschaft. In: Susanne Völker und Michèle Amacker (Hg.): Prekarisierungen. Arbeit, Sorge und Politik. Weinheim und Basel: Beltz Juventa, S. 59–74.

Aunkofer, Stefanie, Christine Wimbauer, Benjamin Neumann, Michael Meuser und Katja Sabisch (2019): Väter in Elternzeit. Deutungen, Aushandlungen und Bewertungen von Familien- und Erwerbsarbeit im Paar. In: Berliner Journal für Soziologie, 29 (1–2), S. 93–125.

Baethge, Martin (1991): Arbeit, Vergesellschaft, Identität – Zur zunehmenden normativen Subjektivierung der Arbeit. In: Soziale Welt 42 (1), S. 6–19.

Bähr, Holger, Martin Dietz, Peter Kupka, Philipp Ramos Lobato und Holk Stobbe (2018a): Grundsicherung und Arbeitsmarkt in Deutschland: Lebenslagen – Instrumente – Wirkungen. IAB-Bibliothek 370. Bielefeld: wbv.

Bähr, Holger, Martin Dietz, Peter Kupka, Philipp Ramos Lobato und Holk Stobbe (2018b): Die Über-windung von Arbeitslosigkeit und Grundsicherungsbe-

zug bleibt auch bei guter Arbeits-marktlage eine große Herausforderung, In: IAB-Forum 4. Oktober 2018. https://www.iab-forum.de/grundsicherung-fuer-arbeitsuchende-die-ueberwindung-von-arbeitslosigkeit-und-leistungsbezug-bleibt-auch-bei-guter-arbeitsmarktlage-eine-grosse-herausforderung/ (abgerufen am 28.10.19).

Balzer, Nicole (2014): Spuren der Anerkennung. Studien zu einer sozial- und erziehungswissenschaftlichen Kategorie. Wiesbaden: Springer VS.

Baron, Daniel und Paul B. Hill (2018): Atypische Beschäftigung und ihre sozialen Konsequenzen. Wiesbaden: Springer VS.

Bartelheimer, Peter (2005): Teilhabe, Gefährdung, Ausgrenzung. In: Soziologisches For-schungsinstitut (SOFI), Institut für Arbeitsmarkt- u. Berufsforschung (IAB), Institut für Sozi-alwissenschaftliche Forschung (ISF) und Internationales Institut für empirische Sozialökonomie (INIFES) (Hg.) (2005): Berichterstattung zur sozio-ökonomischen Entwicklung in Deutschland – Arbeit und Lebensweisen. Erster Bericht. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 85–123.

Bartelheimer, Peter (2007): Politik der Teilhabe. Ein soziologischer Beipackzettel. Fachforum. Analysen und Kommentare. Arbeitspapier No. 1 der Friedrich-Ebert-Stiftung. https://library.fes.de/pdf.de/pdf-files/do/04655.pdf (abgerufen am 13.11.19).

Bauer, Frank, Kerstin Bruckmeier, Peter Kupka, Torsten Lietzmann, Markus Promberger, Philipp Ramos Lobato und Joachim Wolff (2018): Integration und Teilhabe durch öffentlich geförderte Beschäftigung – auf die Zielgruppe kommt es an. Öffentliche Anhörung von Sachverständigen vor dem Ausschuss für Arbeit und Soziales des Deutschen Bundestages am 5. November 2018. IAB-Stellungnahme 10/2018. http://doku.iab.de/stellungnahme/2018/sn1018.pdf (abgerufen am 13.11.19).

Baum, Franziska (2018): Hegemonial oder fürsorglich? Wechselwirkungen zwischen prekärer Bes-chäftigung und Männlichkeit. Humboldt-Universität zu Berlin, unveröffentlichte MA-Arbeit.

Becker-Schmidt, Regina, Gudrun-Axeli Knapp und Mechthild Rumpf (1981): Frauenarbeit in der Fabrik – Betriebliche Sozialisation als Lernprozeß? Über die subjektive Bedeutung der Fabrikarbeit im Kontrast zur Hausarbeit. In: Hans-Georg Backhaus et al. (Hg): Gesellschaft. Beiträge zur Marxschen Theorie (14), Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 52–74.

Becker-Schmidt, Regina (1982): Lebenserfahrung und Fabrikarbeit: Psychosoziale Bedeutungsdimensionen industrieller Tätigkeit. In: Gert Schmidt, Hans-Joachim Braczyk und Jost-Herneid von der Knesebeck (Hg.): Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 24. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 297–312.

Becker-Schmidt, Regina, Gudrun-Axeli Knapp und Beate Schmidt (1984): Eines ist zuwenig – beides ist zuviel. Erfahrungen von Arbeiterfrauen zwischen Familie und Fabrik. Bonn: Verlag Neue Gesellschaft.

Becker-Schmidt, Regina (2001): Was mit Macht getrennt wird, gehört gesellschaftlich zusammen. Zur Dialektik von Umverteilung und Anerkennung in Phänomenen sozialer Ungleichstellung. In: Gudrun-Axeli Knapp und Angelika Wetterer (Hg.): Soziale Verortung der Geschlechter. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 91–131.

Becker-Schmidt, Regina (2008): Doppelte Vergesellschaftung von Frauen: Divergenzen und Brückenschläge zwischen Privat- und Erwerbsleben. In: Ruth Becker und Beate Kortendiek (Hg.): Handbuch der Frauen- und Geschlechterforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 65–74, 2. erweiterte und aktualisierte Auflage.

Becker-Schmidt, Regina (2011): »Verwahrloste Fürsorge« – ein Krisenherd gesellschaftlicher Reproduktion. In: Gender. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft 3 (11), S. 9–23.

Berger, Peter L. und Hansfried Kellner (1965): Die Ehe und die soziale Konstruktion der Wirklichkeit. In: Soziale Welt 16 (3), S. 220–235.

Berger, Peter L. und Thomas Luckmann (2013 [1969]): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt a. M.: Fischer.

Bescherer, Peter (2013): Vom Lumpenproletariat zur Unterschicht. Produktivistische Theorie und politische Praxis. Frankfurt/New York: Campus.

Beste, Jonas und Mark Trappmann (2016): Erwerbsbedingte Abgänge aus der Grundsicherung. Der Abbau von Hemmnissen macht's möglich. IAB-Kurzbericht 21/2016, Nürnberg. http://doku.iab.de/kurzber/2016/kb2116.pdf (abgerufen am 21.11.2019).

Blaschke, Ronald, Ina Praetorius und Ante Schrupp (2016) (Hg.): Das Bedingungslose Grundeinkommen. Feministische und postpatriarchale Perspektiven. Sulzbach/Taunus: Ulrike Helmer Verlag.

Blumer, Herbert G. (1969): Symbolic Interactionism. Perspective and Method. Englewood Cliffs/N.J.: Prentice Hall.

Bock, Gisela und Barbara Duden (1976): Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit. Zur Entstehung der Hau-sarbeit im Kapitalismus. In: Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur 1. Sommeruniversität für Frauen Juli 1976. Berlin, S. 118–199.

Bohmeyer, Michael und Claudia Cornelsen (2019): Was würdest du tun? Wie uns das bedingungslose Grundeinkommen verändert – Antworten aus der Praxis. Berlin: Ullstein Verlage.

Böhnke, Petra, Janina Zeh und Sebastian Link (2015): Atypische Beschäftigung im Erwerbsverlauf: Verlaufstypen als Ausdruck sozialer Spaltung. In: Zeitschrift für Soziologie 44 (4), S. 234–252.

Boltanski, Luc und Ève Chiapello (2003): Der neue Geist des Kapitalismus. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz.

Bourdieu, Pierre (1997): Die männliche Herrschaft. In: Irene Dölling und Beate Krais (Hg.): Ein alltägliches Spiel. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 153–217.

Bourdieu, Pierre (2000 [1977]): Die zwei Gesichter der Arbeit. Interdependenzen von Zeit und Wirtschaftsstrukturen am Beispiel einer Ethnologie der algerischen Übergangsgesellschaft. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz.

Bourdieu, Pierre (2004): Prekarität ist überall. In: Pierre Bourdieu (Hg.): Gegenfeuer. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz, S. 107–113.

Bourdieu, Pierre (2005 [1998]): Die männliche Herrschaft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Brandt, Stefan und Petra Böhnke (2018): Die Rolle sozialer Einbindung im Kontext der Wahrnehmung und Deutung von Erwerbssituationen. Eine fallexemplarische Analyse. In: Sozialer Sinn 19 (2), S. 333–365.

Brehmer, Wolfram und Hartmut Seifert (2008): Sind atypische Beschäftigungsverhältnisse prekär? Eine empirische Analyse sozialer Risiken. In: Zeitschrift für ArbeitsmarktForschung 41 (4), S. 501–531. http://www.iab.de/195/section.aspx/Publikation/k090318n06 (abgerufen am 21.11.2019).

Bringmann, Julia (2016): Gerechtigkeitsvorstellungen von prekär Beschäftigten. Eine Rekonstruktion der Arbeits- und Lebenszusammenhänge aus ideologietheoretischer Perspektive. Humboldt-Universität zu Berlin, *unveröffentlichte BA-Arbeit*.

Brinkmann, Ulrich, Klaus Dörre, Silke Röbenack, Klaus Kraemer und Frederic Speidel (2006): Prekäre Arbeit. Ursachen, Ausmaß, soziale Folgen und subjektive Verarbeitungsformen unsicherer Beschäftigungsverhältnisse. Bonn: Friedrich-Ebert-Stiftung. https://library.fes.de/pdf-files/asfo/03514.pdf (abgerufen am 21.11.2019).

Bröckling, Ulrich (2007): Das unternehmerische Selbst – Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Bruckmeier, Kerstin und Katrin Hohmeyer (2018): Arbeitsaufnahmen von Arbeitslosengeld-II-Empfängern. Nachhaltige Integration bleibt schwierig. IAB Kurzbericht 2/2018. http://doku.iab.de/kurzber/2018/kb0218.pdf (abgerufen am 21.11.2019).

Brussig, Martin (2019): Was kommt nach der Aktivierung? Neue Leitbilder der Arbeitsmarktpolitik. In: Arbeit 28 (2), S. 101–123.

Budgeon, Shelley (2008): Couple Culture and the Production of Singleness. In: Sexualities 11 (3), S. 301–325.

Bundesagentur für Arbeit (2018): Berichte: Blickpunkt Arbeitsmarkt – Die Arbeitsmarktsituation von Frauen und Männern 2017. Nürnberg. https://statistik.arbeitsagentur.de/Statischer-Content/Arbeitsmarktberichte/Personengruppen/generische-Publikationen/Frauen-Maenner-Arbeitsmarkt.pdf (abgerufen am 23.10.2018).

Bundesagentur für Arbeit (2019): Berichte: Blickpunkt Arbeitsmarkt August 2019. Monatsbericht zum Arbeits- und Ausbildungsmarkt. Nürnberg. https://con.arbeitsagentur.de/prod/apok/ct/dam/download/documents/Arbeitsmarktbericht-08–19_ba045695.pdf (abgerufen am 29.9.2019).

Bundesministerium für Arbeit und Soziales (BMAS)/Bundesanstalt für Arbeitsschutz und Arbeitsmedizin (BAuA) (2018): Sicherheit und Gesundheit bei der

Arbeit – Berichtsjahr 2017. Download von www.baua.de/suga (abgerufen am 13. Februar 2019).

Bundesregierung (2017): Fünfter Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung. Bonn. https://www.armuts-und-reichtumsbericht.de/DE/Bericht/Archiv/Der-fuenfte-Bericht/fuenfter-bericht.html (abgerufen am 30.10.2019).

Burkart, Günter (1998): Auf dem Weg zu einer Soziologie der Liebe. In: Kornelia Hahn und Günter Burkart (Hg.): Liebe am Ende des 20. Jahrhunderts. Studien zur Soziologie intimer Beziehungen. Opladen: Leske + Budrich, S. 15–50.

Burzan, Nicole, Silke Kohrs und Ivonne Küsters (2014): Die Mitte der Gesellschaft: Sicherer als erwartet? Weinheim und Basel: Beltz Juventa.

Buschmeyer, Anna und Diana Lengersdorf (2016): Sphärentrennung und die Neukonfiguration von Männlichkeiten: theoretische Erörterungen und empirische Befunde. In: Annette von Alemann, Sandra Beaufays und Beate Kortendiek (Hg.): Alte neue Ungleichheiten? Auflösungen und Neukonfigurationen von Erwerbs- und Familiensphäre. Gender: Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft, Sonderheft 4. Opladen, Berlin & Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 92–107.

Butler, Judith (1991). Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Butler, Judith (1995): Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Butler, Judith (2001): Psyche der Macht – Das Subjekt der Unterwerfung. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Butler, Judith (2003a): Kritik der ethischen Gewalt. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Butler, Judith (2003b): Noch einmal: Körper und Macht. In: Axel Honneth und Martin Saar (Hg.): Michel Foucault – Zwischenbilanz einer Rezeption. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 52–67.

Butler, Judith (2005): Gefährdetes Leben. Politische Essays. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Butler, Judith (2009): Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Butler, Judith (2010): Raster des Krieges. Warum wir nicht jedes Leid beklagen. Frankfurt/New York: Campus.

Castel, Robert (2000): Die Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz.

Castel, Robert (2005): Die Stärkung des Sozialen. Leben im neuen Wohlfahrtsstaat. Hamburg: Hamburger Edition.

Castel, Robert und Klaus Dörre (Hg.) (2009): Prekariat, Abstieg, Ausgrenzung: Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts. Frankfurt/New York: Campus.

Chorus, Silke (2013): Care-Ökonomie im Postfordismus. Perspektiven einer integralen Ökonomie-Theorie. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Clement, Wallace, Sophie Mathieu, Steven Prus und Emre Uckardesler (2009): Precarious lives in the new economy. Comparative intersectional analysis. In: Leah

F. Vosko, Martha McDonald und Iain Campbell (Hg.): Gender and the Contours of Precarious Employment. New York: Routledge, S. 240–255.

Cole, Matthew (2007): Re-Thinking Unemployment: A Challenge to the Legacy of Jahoda et al. In: Sociology 41 (6), S. 1133–1149.

Connell, Raewyn und James W. Messerschmidt (2005): Hegemonic Masculinity. Rethinking the Concept. In: Gender & Society 19 (6), S. 829–859.

Connell, Robert W. (1999): Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeit. Opladen: Leske + Budrich.

Degele, Nina (2003): Happy together: Soziologie und Gender Studies als paradigmatische Verunsicherungswissenschaften. In: Soziale Welt 54 (1), S. 9–29.

Della Porta, Donatella, Sakari Hänninen, Martti Siisiäinen und Tiina Silvasti (Hg.) (2015): The new social division: making and unmaking precariousness. Houndmills, Basingstoke, Hampshire, New York: Palgrave Macmillan.

Statistisches Bundesamt o. J.: Arbeitslose, Arbeitslosenquote aller zivilen Erwerbspersonen nach Geschlecht. https://www.destatis.de/DE/Themen/Arbeit/Arbeitsmarkt/Erwerbslosigkeit/Tabellen/lrarb002.html (abgerufen am 13.10.2019).

Deutschmann, Christoph (2009): Die Herrschaft der Rentiers. Finanzmarkt-Kapitalismus und politische Demokratie. In: Zeitschrift für Sozialökonomie 46 (160/161), S. 3–10.

Dölling, Irene und Susanne Völker (2008): Prekäre Verhältnisse, erschöpfte Geschlechterarrangements – eine praxeologische Perspektive auf Strategien sozialer Kohäsion. In: Zeitschrift für Frauenforschung & Geschlechterstudien 26 (3+4), S. 57–71.

Dörre, Klaus (2006): Prekäre Arbeit und soziale Desintegration. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 40–41, S. 7–14.

Dörre, Klaus (2009): Prekarität im Finanzmarkt-Kapitalismus. In: Robert Castel und Klaus Dörre (Hg.): Prekariat, Abstieg, Ausgrenzung: Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts. Frankfurt/New York: Campus, S. 35–64.

Dörre, Klaus, Karin Scherschel, Melanie Booth, Tine Haubner, Kai Marquardsen und Karen Schierhorn (2013): Bewährungsproben für die Unterschicht? Soziale Folgen aktivierender Arbeitsmarktpolitik. Frankfurt/New York: Campus.

Ehrenberg, Alain (2008): Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Ehrenreich, Barbara und Arlie Russell Hochschild (Hg.) (2002): Global Women. Nannies, Maids and Sex Workers in the New Economy. London: Granta Books.

Elliot, Karla (2016): Caring Masculinities: Theorizing an Emerging Concept. In: Men and Masculinities 19 (3), S. 240–259.

Esping-Andersen, Gøsta (1990): The Three Worlds of Welfare Capitalism. Princeton, N.J.: Princeton University Press.

Esping-Andersen, Gøsta (1999): Social Foundations of Postindustrial Economies. Oxford: Oxford University Press.

Fantone, Laura (2007): Precarious changes: gender and generational politics in contemporary Italy. In: Feminist Review 87 (1), S. 5–20.

Federici, Silvia (2004): Caliban and the Witch. Women, The Body and Primitive Accumulation. San Franciso: Autonomedia.

Federici, Silvia (2012): Aufstand aus der Küche. Reproduktionsarbeit im globalen Kapitalismus und die unvollendete feministische Revolution. Münster: edition assemblage.

Flick, Sabine (2013): Leben durcharbeiten. Selbstsorge in entgrenzten Arbeitsverhältnissen. Frankfurt/New York: Campus.

Fraser, Nancy (1994): Die Gleichheit der Geschlechter und das Wohlfahrtssystem: Ein postindustrielles Gedankenexperiment. In: Axel Honneth (Hg.): Pathologien des Sozialen. Die Aufgaben der Sozialphilosophie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 351–382.

Fraser, Nancy (2003): Social justice in the age of identity politics: Redistribution, recognition, and participation. In: Nancy Fraser und Axel Honneth (Hg.): Redistribution or Recognition? A Political-Philosophical Exchange. London Verso, S. 7–109.

Freudenberger, Herbert (1974): Staff Burn-Out. In: Journal of Social Issues 30 (1), S. 159–165.

Fuchs, Johann und Brigitte Weber (2010): Umfang und Struktur der westdeutschen Stillen Reserve. Aktualisierte Schätzungen. IAB-Forschungsbericht 11/2010. http://doku.iab.de/forschungsbericht/2010/fb1110.pdf (abgerufen am 21.11.2019).

Fuchs, Johann, Britta Gehrke, Markus Hummel, Christian Hutter, Sabine Klinger, Susanne Wanger, Enzo Weber und Gerd Zika (2018): Aufschwung bleibt, verliert aber an Tempo. IAB-Prognose für 2018/2019. IAB-Kurzbericht 27/2018. http://doku.iab.de/kurzber/2018/kb2118.pdf (abgerufen am 21.11.2019).

Gazareth, Pascale, Anne Juhasz und Chantal Magnin (Hg.) (2007): Neue soziale Ungleichheit in der Arbeitswelt. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz.

Gebauer, Thomas (2017): Fit für die Katastrophe. Ein neues entwicklungspolitisches Modewort verhindert Ursachenbekämpfung. In: medico international (Hg.): Fit für die Katastrophe? Kritische Anmerkungen zum Resilienzdiskurs im aktuellen Krisenmanagement. Gießen: Psychosozial-Verlag, S. 13–22.

Gefken, Andreas, Franziska Stockem und Petra Böhnke (2015): Subjektive Umgangsformen mit prekärer Erwerbsarbeit – Zwischen Orientierung an und Ablösung von der Normalar-beitsgesellschaft. In: Berliner Journal für Soziologie 25 (1), S. 111–131.

Geis-Thöne, Wido (2018): Betreuungslücke sinkt leicht auf 273.000 Plätze. IW Kurzbericht 68/2018 vom 22.10.2018. https://www.iwkoeln.de/fileadmin/user_upload/Studien/Kurzberichte/PDF/2018/IW-Kurzbericht_2018–68_Betreuungsl%C3%BCcke_2018.pdf (abgerufen am 24.10.2018).

Giesecke, Johannes (2009): Socio-economic Risks of Atypical Employment Relationships: Evidence from the German Labour Market. In: European Sociological Review 25 (6), S. 629–646.

Glatzer, Wolfgang und Werner Hübinger (1990): Lebenslagen und Armut. In: Diether Döring, Walter Hanesch und Ernst-Ulrich Huster (Hg.): Armut im Wohlstand. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 31–55.

Gottschall, Karin und G. Günter Voß (Hg.) (2003): Entgrenzung von Arbeit und Leben. Zum Wandel der Beziehung von Erwerbstätigkeit und Privatsphäre im Alltag. München und Mering: Rainer Hampp Verlag.

Graeber, David (2018): Bullshit Jobs. Vom wahren Sinn der Arbeit. Stuttgart: Klett-Cotta.

Graefe, Stefanie (2019): Resilienz im Krisenkapitalismus. Bielefeld: transcript.

Grimm, Natalie, Andreas Hirseland und Berthold Vogel (2013): Die Ausweitung der Zwischenzone. Erwerbsarbeit im Zeichen der neuen Arbeitsmarktpolitik. In: Soziale Welt 64 (3), S. 249–268.

Grimm, Natalie (2016): Statusakrobatik. Biografische Verarbeitungsmuster von Statusinkonsistenzen im Erwerbsverlauf. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz.

Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (2014): The Precarity of Feminisation. On Domestic Work, Heteronormativity and the Coloniality of Labour. In: International Journal of Politics, Culture, and Society 27 (2), S. 191–202.

Hahn, Alois (1983): Konsensfiktionen in Kleingruppen. Dargestellt am Beispiel von jungen Ehen. In: Neidhardt, Friedhelm (Hg.): Gruppensoziologie. Perspektiven und Materialien. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 25. Köln: Westdeutscher Verlag, S. 210–232.

Hark, Sabine (2000): ›Vor dem Gesetz‹: Kämpfe um die Homo-Ehe. BRD und USA. In: Freiburger FrauenStudien 6 (1), S. 81–98.

Hark, Sabine und Mike Laufenberg (2013): Sexualität in der Krise. Heteronormativität im Neoliberalismus. In: Erna Appelt, Brigitte Aulenbacher und Angelika Wetterer (Hg.): Gesellschaft. Feministische Krisendiagnosen. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 217–244.

Haubner, Tine (2017): Die Ausbeutung der sorgenden Gemeinschaft. Laienpflege in Deutschland. Frankfurt/New York: Campus.

Haug, Frigga (2008): Die Vier-in-einem-Perspektive. Politik von Frauen für eine neue Linke. Hamburg: Argument Verlag.

Hauser, Richard und Udo Neumann (1992): Armut in der Bundesrepublik Deutschland. Die sozialwissenschaftliche Thematisierung nach dem zweiten Weltkrieg. In: Stefan Leibfried und Wolfgang Voges (Hg.): Armut im Wohlfahrtsstaat. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 237–271.

Hegel, Georg Friedrich Wilhelm (1986 [1807]): Phänomenologie des Geistes. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Hense, Andrea (2018): Wahrnehmung der eigenen Prekarität. Grundlagen einer Theorie zur sozialen Erklärung von Ungleichheitswahrnehmungen. Wiesbaden: Springer VS.

Herzog, Lisa (2019): Die Rettung der Arbeit. Ein politischer Aufruf. Berlin: Hanser.

Hildenbrand, Bruno (2006): Dissensfiktionen bei Paaren. In: Günter Burkart (Hg.): Die Ausweitung der Bekenntniskultur – neue Formen der Selbstthematisierung? Wiesbaden: Springer VS, S. 185–206.
Hirseland, Andreas und Philipp Ramos Lobato (2014): »Die wollen ja ein bestimmtes Bild vermitteln«: Zur Neupositionierung von Hilfeempfängern im aktivierenden Sozialstaat. In: SWS-Rundschau 54 (2), S. 181–200. https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-48044–3 (abgerufen am 14.2.2019).
Hitzler, Ronald, Jo Reichertz und Norbert Schröer (Hg.) (1999): Hermeneutische Wissenssoziologie. Standpunkte zur Theorie der Interpretation. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz.
Hitzler, Ronald, Jo Reichertz und Norbert Schröer (Hg.) (2020): Kritik der hermeneutischen Wissenssoziologie. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
Hochschild, Arlie Russel (1997): The time bind: when work becomes home and home becomes work. New York: Metropolitan Books.
Hollstein, Betina und Jürgen Pfeffer (2010): Netzwerkkarten als Instrument zur Erhebung egozentrierter Netzwerke. In: Hans-Georg Soeffner (Hg.): Unsichere Zeiten. Verhandlungen des 34. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, 6.-10. Oktober, Jena. Frankfurt/New York: Campus.
Holst, Hajo, Oliver Nachtwey und Klaus Dörre (2009): Funktionswandel von Leiharbeit. Neue Nutzungsstrategien und ihre arbeits- und mitbestimmungspolitischen Folgen. OBS-Arbeitsheft 61. Frankfurt a. M.: Otto Brenner Stiftung.
Holtgrewe, Ursula, Stephan Voswinkel und Gabriele Wagner (Hg.) (2000): Anerkennung und Arbeit. Universitätsverlag Konstanz: Konstanz.
Honneth, Axel (1992): Kampf um Anerkennung: Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Honneth, Axel (2003a): Umverteilung als Anerkennung. Eine Erwiderung auf Nancy Fraser. In: Nancy Fraser und Axel Honneth (Hg.): Umverteilung oder Anerkennung? Eine politisch-philosophische Kontroverse. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 129–224.
Honneth, Axel (2003b): Unsichtbarkeit. Stationen einer Theorie der Intersubjektivität. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Honneth, Axel (2004): Anerkennung als Ideologie. Zum Zusammenhang von Moral und Macht. In: WestEnd: Neue Zeitschrift für Sozialforschung 1 (1), S. 51–70.
Honneth, Axel (2005): Verdinglichung. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Honneth, Axel und Beate Rössler (Hg.) (2008): Von Person zu Person. Zur Moralität persönlicher Beziehungen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Honneth, Axel (2011): Das Recht der Freiheit. Grundriss einer demokratischen Sittlichkeit. Berlin: Suhrkamp.
Honneth, Axel und Ferdinand Sutterlüty (2011): Normative Paradoxien der Gegenwart – eine Forschungsperspektive. In: WestEnd. Neue Zeitschrift für Sozialforschung 8 (1), S. 67–85.
Hürtgen, Stefanie und Stephan Voswinkel (2014): Nichtnormale Normalität? Anspruchslogiken aus der Arbeitnehmermitte. Berlin: Edition Sigma.

Jaeggi, Rahel (2005): Entfremdung: Zur Aktualität eines sozialphilosophischen Problems. Frankfurt/New York: Campus.

Jaehrling, Karen und Clarissa Rudolph (Hg.) (2010): Grundsicherung und Geschlecht. Gleichstellungspolitische Befunde zu den Wirkungen von ›Hartz IV‹. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Jaehrling, Karen (2015): Does the new managerialism stabilise gender asymmetries in street-level interactions? The case of Germany after ›Hartz IV‹. In: Social Work & Society 13 (1), S. 1–17.

Jahoda, Marie, Paul Felix Lazarsfeld und Hans Zeisel (1975 [1933]): Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Jahoda, Marie (1983): Wieviel Arbeit braucht der Mensch? Arbeit und Arbeitslosigkeit im 20. Jahrhundert. Weinheim und Basel: Beltz.

Jurczyk, Karin (2010): Care in der Krise? Neue Fragen zu familialer Arbeit. In: Ursula Apitzsch und Marianne Schmidbaur (Hg.): Care und Migration. Die Ent-Sorgung menschlicher Re- produktionsarbeit entlang von Geschlechter- und Armutsgrenzen. Opladen & Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich, S. 59–76.

Jurczyk, Karin (2015): Zeit für Care: Fürsorgliche Praxis in »atmenden Lebensverläufen«. In: Reiner Hoffmann und Claudia Bogedan (Hg.): Arbeit der Zukunft. Möglichkeiten nutzen, Grenzen setzen. Frankfurt/New York: Campus, S. 260–288.

Jurczyk, Karin (2016): Warum »atmende« Lebensläufe? In: Zeitpolitisches Magazin 13 (28), S. 23–26. http://www.zeitpolitik.de/pdfs/zpm_28_0716.pdf (abgerufen am 10.3.2019).

Jurczyk, Karin und Maria S. Rerrich (Hg.) (1993): Die Arbeit des Alltags. Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung. Freiburg: Lambertus.

Jurczyk, Karin und G. Günter Voß (2000): Entgrenzte Arbeitszeit – reflexive Alltagszeit. Die Zeiten des Arbeitskraftunternehmers. In: Eckart Hildebrandt (Hg.) in Zusammenarbeit mit Gudrun Linne: Reflexive Lebensführung. Zu den sozialökologischen Folgen flexibler Arbeit. Berlin: Edition Sigma, S. 151–205.

Jurczyk, Karin und Ulrich Mückenberger (2016): Einführung: Atmende Lebensläufe – Utopie und zeitpolitische Baustelle. In: Zeitpolitisches Magazin 13 (28), S. 1–2. http://www.zeitpolitik.de/pdfs/zpm_28_0716.pdf (abgerufen am 10.3.2019).

Jürgens, Kerstin (2006): Arbeits- und Lebenskraft. Reproduktion als eigensinnige Grenzziehung. Wiesbaden: Springer VS.

Jürgens, Kerstin und G. Günter Voß (2007): Gesellschaftliche Arbeitsteilung als Leistung der Person. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 34, S. 3–9.

Kahn, Robert und Toni C. Antonucci (1980): Convoys over the life course: Attachment, roles, and social support. In: Paul Baltes und Olim Brim (Hg.): Life-Span Development and Behavior. New York: Academia Press, S. 383–405.

Kalleberg, Arne L. (2008): Precarious Work, Insecure Workers. Employment Relations in Transition. In: American Sociological Review 74 (1), S. 1–22.

Kalthoff, Herbert (2008): Einleitung: Zur Dialektik von qualitativer Forschung und soziologischer Theoriebildung. In: Herbert Kalthoff, Stefan Hirschauer und Gesa Lindemann (Hg.): Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 8–32.

Kaufmann, Franz-Xaver (1995): Zukunft der Familie im vereinten Deutschland. Gesellschaftliche und politische Bedingungen. München: C. H. Beck.

Keller, Berndt und Hartmut Seifert (2013): Atypische Beschäftigung zwischen Prekarität und Normalität. Entwicklung, Strukturen und Bestimmungsgründe im Überblick. Berlin: Edition Sigma.

Keynes, John Maynard (2007 [1930]): Wirtschaftliche Möglichkeiten für unsere Enkelkinder. In: Norbert Reuter (Hg.): Wachstumseuphorie und Verteilungsrealität. Wirtschaftspolitische Leitbilder zwischen Gestern und Morgen. Mit Texten zum Thema von John Maynard Keynes und Wassily W. Leontief. Marburg: Metropolis, S. 135–147, 2. vollständig überarbeitete und aktualisierte Auflage (Keynes, J. M. (1972 [1930]), Economic Possibilities for our Grandchildren, in: The Collected Writings of John M. Keynes, Vol. IX, London u. a., S. 321–332).

Klammer, Ute, Sabine Neukirch und Dagmar Weßler-Poßberg (2012): Wenn Mama das Geld verdient. Familienernährerinnen zwischen Prekarität und neuen Rollenbildern. Berlin: Edition Sigma.

Kleemann, Frank, Ingo Matuschek und G. Günter Voß (2003): Subjektivierung von Arbeit. Ein Überblick zum Stand der Diskussion. In: Manfred Moldaschl und G. Günter Voß (Hg.): Subjektivierung von Arbeit. München: Rainer Hampp, S. 57–114.

Kleiner, Bettina (2016). Heteronormativität. In: Gender Glossar/Gender Glossary (6 Absätze). Verfügbar unter http://gender-glossar.de.

Klenner, Christina, Katrin Menke und Svenja Pfahl (2012): Flexible Familienernährerinnen. Moderne Geschlechterarrangements oder prekäre Konstellationen? Opladen, Berlin & Toronto: Verlag Barbara Budrich.

Knabe, André, Stefan Brandt, Hagen Fischer, Petra Böhnke und Andreas Klärner (2018): Anerkennungsdefizite im Kontext von Prekarität und Erwerbslosigkeit aus Perspektive der Netzwerkforschung. In: Mechthild Bereswill, Christine Burmeister und Claudia Equit (Hg.): Bewältigung von Nicht-Anerkennung. Modi von Ausgrenzung, Anerkennung und Zugehörigkeit. Weinheim und Basel: Beltz Juventa, S. 186–209.

Kopf, Eva und Cordula Zabl (2017): Activation programmes for women with a partner in Germany. Challenge or replication of traditional gender roles. In: International Journal of Social Welfare 26 (3), S. 239–253.

Koppetsch, Cornelia und Günter Burkart (1999): Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Geschlechtsnormen im Milieuvergleich. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz.

Koppetsch, Cornelia und Sarah Speck (2015): Wenn der Mann kein Ernährer mehr ist. Berlin: Suhrkamp.

Kraemer, Klaus (2008): Prekarität – was ist das? In: Arbeit 17 (2), S. 77–90.

Kraemer, Klaus und Frederic Speidel (2004): Prekäre Leiharbeit. Zur Integrationsproblematik einer atypischen Beschäftigungsform. In: Berthold Vogel (Hg.): Leiharbeit. Neue sozialwissenschaftliche Befunde zu einer prekären Beschäftigungsform. Hamburg: VSA, S. 119–153.

Kraemer, Klaus und Frederic Speidel (2005): Prekarisierung von Erwerbsarbeit. Zur Transformation des arbeitsweltlichen Integrationsmodus. In: Wilhelm Heitmeyer und Peter Imbusch (Hg.): Integrationspotenziale einer modernen Gesellschaft. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 367–390.

Kratzer, Nick und Dieter Sauer (2007): Entgrenzte Arbeit – gefährdete Reproduktion. Genderfragen in der Arbeitsforschung. In: Brigitte Aulenbacher, Maria Funder, Heike Jacobsen und Susanne Völker (Hg.): Arbeit und Geschlecht im Umbruch der modernen Gesellschaft. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 235–249.

Kronauer, Martin, Berthold Vogel und Frank Gerlach (1993): Im Schatten der Arbeitsgesellschaft. Arbeitslose und die Dynamik sozialer Ausgrenzung. Frankfurt/New York: Campus.

Kruse, Jan (2015): Qualitative Interviewforschung. Ein integrativer Ansatz. Weinheim und Basel: Beltz Juventa, 2. Auflage.

Kull, Silke und Barbara Riedmüller (2007): Auf dem Weg zur Arbeitsmarktbürgerin? Neue Konzepte der Arbeitsmarktpolitik am Beispiel alleinerziehender Frauen. Forschung aus der Hans-Böckler-Stiftung, 84. Berlin: Edition Sigma.

Kupka, Peter, Torsten Lietzmann, Markus Promberger und Philipp Ramos Lobato (2018): Sicherung sozialer Teilhabe für Langzeitarbeitslose. IAB-Stellungnahme. Nürnberg 12/2018. http://doku.iab.de/stellungnahme/2018/sn1218.pdf (abgerufen am 31.1.2019).

Lazzarato, Maurizio (1998): Immaterielle Arbeit. Gesellschaftliche Tätigkeit unter den Bedingungen des Postfordismus. In: Antonio Negri, Maurizio Lazzarato und Paolo Virno (Hg.): Umherschweifende Produzenten. Immaterielle Arbeit und Subversion. Berlin: ID-Verlag, S. 39–52.

Lengersdorf, Diana und Michael Meuser (2010): Wandel von Arbeit – Wandel von Männlichkeiten. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 35 (2), S. 89–103.

Lessenich, Stephan (2008): Die Neuerfingung des Sozialen. Der Sozialstaat im flexiblen Kapitalismus. Bielefeld: transcript.

Lewis, Jane (1992): Gender and the Development of Welfare Regimes. In: Journal of European Social Policy 2 (3), S. 159–173.

Lewis, Jane (2002): Gender and welfare state change. In: European Societies 4 (4), S. 331–357.

Lewis, Jane (2004): Auf dem Weg zur »Zwei-Erwerbstätigen«-Familie. In: Sigrid Leitner, Ilona Ostner und Margit Schratzenstaller (Hg.): Wohlfahrtsstaat und Geschlechterverhältnis im Umbruch: Was kommt nach dem Ernährermodell? Wiesbaden: VS, S. 62–84.

Lohr, Karin und Hildegard Maria Nickel (Hg.) (2005): Subjektivierung von Arbeit: ein hegemonialer industriesoziologischer Topos und was die feministische Ar-

beitsforschung und Gesellschaftsanalyse dazu zu sagen haben. Münster: Westfälisches Dampfboot.
Lorey, Isabell (2012): Die Regierung der Prekären. Wien: Turia + Kant.
Lutz, Helma und Ewa Palenga-Möllenbeck (2014): Care-Migrantinnen im geteilten Europa – Verbindungen und Widersprüche in einem transnationalen Raum. In: Brigitte Aulenbacher, Birgit Riegraf und Hildegard Theobald (Hg.): Sorge: Arbeit, Verhältnisse, Regime. Soziale Welt, Sonderband 20. Baden-Baden: Nomos, S. 217–231.
Magnin, Chantal (2009): Von Exklusion bedroht. Varianten der Deutung von prekären Beschäftigungsverhältnissen. In: Sozialer Sinn 10 (1), S. 29–53.
Manske, Alexandra und Katharina Pühl (Hg.) (2010): Prekarisierung zwischen Anomie und Normalisierung. Geschlechtertheoretische Bestimmungen. Münster: Westfälisches Dampfboot.
Marchart, Oliver (2013): Die Prekarisierungsgesellschaft. Prekäre Proteste. Politik und Ökonomie im Zeichen der Prekarisierung. Bielefeld: transcript.
Marquardsen, Kai (2012): Aktivierung und soziale Netzwerke. Die Dynamik sozialer Beziehungen unter dem Druck der Erwerbslosigkeit. Wiesbaden: Springer VS.
Mayer-Ahuja, Nicole (2003): Wieder dienen lernen? Vom westdeutschen »Normalarbeitsverhältnis« zu prekärer Beschäftigung seit 1973. Berlin: Edition Sigma.
Mayer-Ahuja, Nicole und Harald Wolf (Hg.) (2005): Entfesselte Arbeit – neue Bindungen. Grenzen der Entgrenzung in den Neuen Medien und der Kulturindustrie. Berlin: Edition Sigma.
McNay, Lois (2008): Against Recognition. Cambridge: Polity Press.
McQueen, Paddy (2015): Honneth, Butler and the Ambivalent Effects of Recognition. In: Res Publica 21 (1), S. 43–60.
Mead, George Herbert (1973 [1934]): Geist, Identität und Gesellschaft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Medico international (o. J.): Dossier Resilienz. https://www.medico.de/resilienz/#c58099 (abgerufen am 4.3.2019).
Merton, Robert ([1968] 1973): The Matthew Effect in Science. In: Robert Merton (Hg.): The Sociology of Science. Chicago: University Press, S. 439–459.
Meuser, Michael (2006): Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster. Opladen: Leske + Budrich, 2. überarbeitete und aktualisierte Auflage.
Meuser, Michael und Sylka Scholz (2011): Krise oder Strukturwandel hegemonialer Männlichkeit?. In: Mechthild Bereswill und Anke Neuber (Hg.): In der Krise? Männlichkeiten im 21. Jahrhundert. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 56–79.
Moldaschl, Manfred und Dieter Sauer (2000): Internalisierung des Marktes – Zur neuen Dialektik von Kooperation und Herrschaft. In: Heiner Minssen (Hg.): Begrenzte Entgrenzungen. Wandlungen von Organisation und Arbeit. Berlin: Edition Sigma, S. 205–224.
Motakef, Mona (2015): Prekarisierung. Bielefeld: transcript.

Motakef, Mona und Christine Wimbauer (2016): Paardynamiken von Familienernährerinnen im Milieuvergleich. In: querelles-net. Rezensionszeitschrift für Frauen- und Geschlechterforschung 17 (2). https://www.querelles-net.de/index.php/qn/article/view/1199/1314 (abgerufen am 13.11.19).

Motakef, Mona, Julia Teschlade und Christine Wimbauer (2018a): Prekarisierung und der Verlust moderner (Geschlechter-)Gewissheiten. Prekarisierungstheoretische Überlegungen zu Diskursen gegen Gleichstellungspolitik und Geschlechterforschung. In: Soziale Welt 69 (2), S. 112–138 .

Motakef, Mona, Julia Bringmann und Christine Wimbauer (2018b): Gerechtigkeitsvorstellungen im Lebenszusammenhang – eine geschlechtersoziologische Perspektivenerweiterung am Beispiel von Für- und Selbstsorgearrangements prekär Beschäftigter. In: Gender. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft 10 (3), S. 101–117.

Motakef, Mona (2019a): Recognition and precarity of life arrangement. Towards an enlarged understanding of precarious working and living conditions. In: Distinktion. Journal of Social Theory 20 (1), S. 156–172.

Motakef, Mona (2019b): Zwischen Ressource und Belastung – Zur Bedeutung der Paarbeziehung bei prekär Beschäftigten. In: Sozialer Sinn 20 (1), S. 59–84.

Motakef, Mona und Christine Wimbauer (2019a): Prekarität im Lebenszusammenhang – Eine um Anerkennung erweiterte Forschungsheuristik zur Untersuchung von prekären Erwerbs- und Lebenslagen. In: Forum Qualitative Sozialforschung/ Forum: Qualitative Social Research 20 (3), Art. 34,http://dx.doi.org/10.17169/fqs-20.3.3222Berlin: Suhrkamp.

Neilson, Brett und Ned Rossiter (2008): Precarity as a Political Concept, or, Fordism as Exception. In: Theory, Culture & Society 25 (7–8), S. 51–72.

Neurath, Otto (1937): Inventory of the standard of living. In: Zeitschrift für Sozialforschung 6 (1), S. 140–151.

Oschmiansky, Frank, Sandra Popp, Steffi Gerlinde Riedel-Heller, Michaela Schwarzbach, Uta Gühne und Peter Kupka (2017): Psychisch Kranke im SGB II: Situation und Betreuung. IAB-Forschungsbericht 14. http://doku.iab.de/forschungsbericht/2017/fb1417.pdf *(abgerufen am 13.11.19).*

Otto, Danny (2019): Dem »Prekariat« auf der Spur. Eine Deutungsmachtanalyse soziologischer Wissensgenerierung. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.

Peukert, Almut (2015): Aushandlungen von Paaren zur Elternzeit. Arbeitsteilung unter neuen Vorzeichen? Reihe Geschlecht und Gesellschaft, Vol. 61. Wiesbaden: Springer VS.

Peukert, Almut, Mona Motakef, Julia Teschlade und Christine Wimbauer (2018): Soziale Elternschaft – ein konzeptuelles Stiefkind der Familiensoziologie. In: Neue Zeitschrift für Familienrecht 5 (7), S. 322–326.

Peukert, Almut, Julia Teschlade, Mona Motakef, Christine Wimbauer und Elisabeth Holzleithner (Hg.) (2020a): Elternschaft und Familie/n jenseits von Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit. Gender. Zeitschrift für Geschlecht, Kul-

tur und Gesellschaft, Sonderheft 5. Opladen, Berlin & Toronto: Verlag Barbara Budrich, *in Arbeit.*

Peukert, Almut, Julia Teschlade, Mona Motakef und Christine Wimbauer (2020b): ›Richtige, halbe und ganze Mütter und Schattenpersonen‹: Zur reproduktionstechnologischen und alltagsweltlichen Herstellung von Elternschaft. In: Almut Peukert, Julia Teschlade, Mona Motakef, Christine Wimbauer und Elisabeth Holzleithner (Hg.): Elternschaft und Familie/n jenseits von Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit. Gender. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft, Sonderheft 5. Opladen, Berlin & Toronto: Verlag Barbara Budrich, *in Arbeit*.

Peukert, Almut, Julia Teschlade, Mona Motakef, Christine Wimbauer und Elisabeth Holzleithner (2020c): Einleitung. In: Dies. (Hg.): Elternschaft und Familie/n jenseits von Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit. Gender. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft, Sonderheft 5. Opladen, Berlin & Toronto: Verlag Barbara Budrich, *in Arbeit.*

Pfahl, Lisa und Swantje Köbsell (2014): Was sind eigentlich Disability Studies? In: Forschung & Lehre 7, S. 554–555. http://bidok.uibk.ac.at/library/pfahl–disability.html (abgerufen am 2.3.2019).

Piketty, Thomas (2014): Das Kapital im 20. Jahrhundert. München: C.H. Beck.

Precarias a la deriva (2011): ›Was ist dein Streik?‹ Militante Streifzüge durch die Kreisläufe der Prekarität. Wien: Turia + Kant.

Promberger, Markus, Kerstin Jahn, Brigitte Schels, Jutta Allmendinger und Stefan Stuth (2018): Existiert ein verfestigtes »Prekariat«? Prekäre Beschäftigung, ihre Gestalt und Bedeutung im Lebenslauf und die Konsequenzen für die Strukturierung sozialer Ungleichheit. Working Paper 085, Forschungsförderung der Hans-Böckler-Stiftung. https://www.boeckler.de/pdf/p_fofoe_WP_085_2018.pdf (abgerufen am 21.11.2019).

Przyborski, Aglaja und Monika Wohlrab-Sahr (2014): Qualitative Sozialforschung: ein Arbeitsbuch. München: Oldenbourg.

Raab, Michael (2019): Care in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken. Sorgende Netze jenseits der Norm. Opladen, Berlin & Toronto: Budrich UniPress.

Raeder, Sabine und Gudela Grote (2012): Der psychologische Vertrag. Göttingen u. a.: Hogrefe.

Rau, Alexandra (2010): Psychopolitik. Macht, Subjekt und Arbeit in der neoliberalen Gesellschaft. Frankfurt/New York: Campus.

Rau, Alexandra (2011): Von der Müdigkeit, für sich selbst sorgen zu müssen. Selbstsorge und Geschlecht im Neoliberalismus. In: Mechtild M. Jansen, Margit Brückner, Margit Göttert und Marianne Schmidbaur (Hg.): Selbstsorge als Thema in der (un)bezahlten Arbeit. Wiesbaden: Hessische Landeszentrale für politische Bildung, S. 45–61.

Rosa, Hartmut (2016): Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung. Berlin: Suhrkamp.

Rusconi, Alessandra und Christine Wimbauer (2013): Paare und Ungleichheit(en) – eine Einleitung. In: Alessandra Rusconi, Christine Wimbauer, Mona Motakef, Beate Kortendiek und Peter A. Berger (Hg.): Paare und Ungleichheit(en): Eine Verhältnisbestimmung. Gender. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft, Sonderheft 2. Opladen, Berlin & Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 10–36.

Rusconi, Alessandra, Christine Wimbauer, Mona Motakef, Beate Kortendiek und Peter A. Berger (Hg.) (2013): Paare und Ungleichheit(en): Eine Verhältnisbestimmung. Gender. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft, Sonderheft 2. Opladen, Berlin & Toronto: Verlag Barbara Budrich.

Sachverständigenkommission (2011): Neue Wege – Gleiche Chancen. Gleichstellung von Frauen und Männern im Lebensverlauf. Gutachten der Sachverständigenkommission an das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend für den Ersten Gleichstellungsbericht der Bundesregierung. Troisdorf.

Schimank, Uwe, Steffen Mau und Olaf Groh-Samberg (2014): Statusarbeit unter Druck? Zur Lebensführung der Mittelschichten. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.

Schneider, Werner, Wolfgang Ludwig-Mayerhofer, Christine Wimbauer, Jutta Allmendinger und Dorothee Kaesler (2002): Individuen-in-Paaren: Paarbeziehungen und Subjektkonzeption(en). SFB 536, Projekt B6: Arbeitspapier 7. München.

Schnell, Tatjana (2016): Psychologie des Lebenssinns. Berlin, Heidelberg: Springer.

Scholz, Sylka (2015): Männlichkeitssoziologie. Studien aus den sozialen Feldern Arbeit, Politik und Militär im vereinten Deutschland. Münster: Westfälisches Dampfboot, 2. korrigierte Auflage.

Scholz, Sylka und Andreas Heilmann unter Mitarbeit von Aaron Korn (Hg.) (2019): Caring Masculinities? Männlichkeiten in der Transformation kapitalistischer Wachstumsgesellschaften. München: oekom.

Schröer, Markus (Hg.) (1994): Interpretative Sozialforschung. Auf dem Wege zu einer hermeneutischen Wissenssoziologie. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Schubert, Michael, Katrin Parthier, Peter Kupka, Ulrich Krüger, Jörg Holke und Philipp Fuchs (2013): Menschen mit psychischen Störungen im SGB II. IAB-Forschungsbericht 12. http://doku.iab.de/forschungsbericht/2013/fb1213.pdf (abgerufen am 13.11.2019).

Schultheis, Franz und Kristina Schulz (Hg.) (2005): Gesellschaft mit begrenzter Haftung. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz.

Schultheis, Franz, Berthold Vogel und Michael Gemperle (2010): Ein halbes Leben. Biografische Zeugnisse aus einer Arbeitswelt im Umbruch. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz.

Schürmann, Lena (2013): Schmutz als Beruf. Prekarisierung, Klasse und Geschlecht in der Reinigungsbranche. Reihe Arbeit – Demokratie – Geschlecht, Band 17. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Schütt, Petra (2014): »Security first«. Erwerbslose im Spannungsfeld zwischen Hilfebezug und prekärem Arbeitsmarkt. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz.

Schütze, Fritz (1981): Prozeßstrukturen des Lebensablaufs. In: Joachim Matthes, Arno Pfeifenberger und Manfred Stoßberg (Hg.): Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive. Nürnberg: Verlag der Nürnberger Forschungsvereinigung, S. 67–156.

Schütze, Fritz (1983): Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis 13 (3), S. 283–293.

Schütze, Fritz (1984): Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens. In: Martin Kohli und Günther Robert (Hg.): Biographie und Soziale Wirklichkeit: neue Beiträge und Forschungsperspektiven. Stuttgart: Metzler, S. 78–117.

Schütze, Fritz (1987): Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien: erzähltheoretische Grundlagen. 1. Studienbrief der Fern Universität Hagen. Nr. 3757. Hagen, FB Erziehungs-, Sozial- und Geisteswissenschaften.

Schütze, Fritz (1995): Verlaufskurven des Erleidens als Forschungsgegenstand der interpretativen Soziologie. In: Heinz-Hermann Krüber und Winfried Marotzki (Hg.): Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Opladen: Leske + Budrich, S. 116–157.

Seifert, Hartmut (2017): Wie lassen sich Entwicklung und Strukturen atypischer Beschäftigungsverhältnisse erklären? In: WSI Mitteilungen 70 (1), S. 5–15.

Sen, Amartya (2000): Development as freedom. New York: Anchor Books.

Simmel, Georg (1992 [1908]): Soziologie. Untersuchung über die Formen der Vergesellschaftung. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Soeffner, Hans-Georg (1999): Verstehende Soziologie und sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Die Rekonstruktion der gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit. In: Ronald Hitzler, Jo Reichertz und Norbert Schröer (Hg.): Hermeneutische Wissenssoziologie. Standpunkte zur Theorie der Interpretation. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz, S. 39–49.

Solga, Heike (2005): Meritokratie – die moderne Legitimation ungleicher Bildungschancen. In: Peter A. Berger und Heike Kahlert (Hg.): Institutionalisierte Ungleichheiten? Stabilität und Wandel von Bildungschancen. Weinheim und Basel: Beltz Juventa, S. 19–38.

Solga, Heike, Peter A. Berger und Justin Powell (2009): Soziale Ungleichheit – Kein Schnee von gestern! Eine Einführung. In: Heike Solga, Justin Powell und Peter A. Berger (Hg.): Soziale Ungleichheit. Klassische Texte zur Sozialstrukturanalyse. Frankfurt/New York: Campus, S. 11–45.

Statistisches Bundesamt (Destatis) und Wissenschaftszentrum Berlin (WZB) (2018): Datenreport 2018. Ein Sozialbericht für die Bundesrepublik Deutschland. Bonn.

Straubhaar, Thomas (2017): Radikal gerecht: Wie das bedingungslose Grundeinkommen den Sozialstaat revolutioniert. Hamburg: Edition Körber Stiftung.

Thomas, William Isaac (1967): The Unadjusted Girl. With Cases and Standpoints for Behavioural Analysis Boston: Little, Brown and Company.

Tronto, Joan C. (1993): Moral boundaries: A political argument for an ethic of care. New York: Routledge.

Tsing, Anna Lowenhaupt (2017): The Mushroom at the End of the World. On the Possibility of Life in Capitalist Ruins. Princeton, N.J.: Princeton University Press.

Virno, Paolo (2005): Grammatik der Multitude. Die Engel und der General Intellect. Wien: Turia + Kant.

Vogel, Berthold (2009): Wohlstandskonflikte. Soziale Fragen, die aus der Mitte kommen. Hamburg: Hamburger Edition.

Voges, Wolfgang, Olaf Jürgens, Andrea Maurer und Eike Meyer (2003): Methoden und Grundlagen des Lebenslagenansatzes. Bremen.

Völker, Susanne (2011): Praktiken sozialer Reproduktion von prekär beschäftigten Männern. In: WSI Mitteilungen 64 (8), S. 423–429.

Völker, Susanne und Michele Amacker (Hg.) (2015): Prekarisierungen. Arbeit, Sorge und Politik. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.

Vosko, Leah F. (2010): Managing the Margins: Gender, Citizenship, and the International Regulation of Precarious Employment. Oxford: Oxford University Press.

Vosko, Leah F., Martha McDonald und Iain Campbell (Hg.) (2009a): Gender and the Contours of Precarious Employment. New York: Routledge.

Vosko, Leah F., Martha McDonald und Iain Campbell (2009b): Introduction. Gender and the concept of precarious employment. In: Leah F. Vosko, Martha McDonald und Iain Campbell (Hg.): Gender and the Contours of Precarious Employment. New York: Routledge, S. 1–25.

Voß, G. Günter (1998): Die Entgrenzung von Arbeit und Arbeitskraft. Eine subjektorientierte Interpretation des Wandels der Arbeit. In: Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung 31 (3), S. 473–486.

Voß, G. Günter und Hans Pongratz (1998): Der Arbeitskraftunternehmer. Eine neue Grundform der Ware Arbeitskraft? In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 50 (1), S. 131–158.

Voßemer, Jonas, Michael Gebel, Olena Nizalova und Olga Nikolaieva (2018): The effect of an early-career involuntary job loss on later life health in Europe. In: Advances in Life Course Research Vol. 35, S. 69–76. https://doi.org/10.1016/j.alcr.2018.01.001 (abgerufen am 13.11.19).

Voswinkel, Stephan (2001): Anerkennung und Reputation. Die Dramaturgie industrieller Beziehungen. Mit einer Fallstudie zum Bündnis für Arbeit. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz.

Wagner, Gabriele (2004): Anerkennung und Individualisierung. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz.

Wanger, Susanne (2011): Viele Frauen würde gerne länger arbeiten. IAB Kurzbericht 9/2011, S. 1–8. http://doku.iab.de/kurzber/2011/kb0911.pdf (abgerufen am 21.11.2019).

Weber, Max (1904): Die »Objektivität« sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. In: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik 19 (1),

S. 22–87. https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-50770–8 (abgerufen am 11.1.2019).

Weber, Max (1972 [1921]): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie. Tübingen: J.C.B. Mohr.

Weißmann, Marliese (2016): Dazugehören. Handungsstrategien von Arbeitslosen. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz.

Werner, Götz M. (2018 [2007]): Einkommen für alle: Bedingungsloses Grundeinkommen – die Zeit ist reif. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 2 überarbeitete Auflage.

Wernet, Andreas (2009): Einführung in die Interpretationstechnik der Objektiven Hermeneutik. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 3. Auflage.

Wetterer, Angelika (2003): Rhetorische Modernisierung: Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen. In: Gudrun-Axeli Knapp und Angelika Wetterer (Hg.): Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 286–320.

Wimbauer, Christine (2003): Geld und Liebe. Zur symbolischen Bedeutung von Geld in Paarbeziehungen. Frankfurt/New York: Campus.

Wimbauer, Christine (2012): Wenn Arbeit Liebe ersetzt. Doppelkarriere-Paare zwischen Anerkennung und Ungleichheit. Frankfurt/New York: Campus.

Wimbauer, Christine (2021): Future Love. Ko-Parenting und die Zukunft der Liebe, *in Arbeit*.

Wimbauer, Christine, Mona Motakef und Julia Teschlade (2015): Prekäre Selbstverständlichkeiten. Neun Prekarisierungstheoretische Überlegungen zu Diskursen gegen Gleichstellungspolitik und Geschlechterforschung. In: Sabine Hark und Paula-Irene Villa (Hg.): (Anti-)Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen. Bielefeld: transcript, S. 41–57.

Wimbauer, Christine und Mona Motakef (2017a): Das Paarinterview in der soziologischen Paarforschung. Method(olog)ische und forschungspraktische Überlegungen. In: Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research 18 (2), Art. 4, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs170243 (abgerufen am 13.11.2019).

Wimbauer, Christine und Mona Motakef (2017b): Das Paarinterview. Methodologie – Methode – Methodenpraxis. Wiesbaden: Springer VS.

Wimbauer, Christine und Mona Motakef (2018): Prekäre Beschäftigung – prekäre (Selbst-)Sorge. Ambivalenzen der Anerkennung im Lebenszusammenhang. In: Mechthild Bereswill, Christine Burmeister und Claudia Equit (Hg.): Bewältigung von Nicht-Anerkennung. Modi von Ausgrenzung, Anerkennung und Zugehörigkeit. Weinheim und Basel: Beltz Juventa, S. 168–185.

Wimbauer, Christine, Almut Peukert, Mona Motakef und Julia Teschlade (2018): Paar- und Familienbilder der ›Mitte‹ zwischen Persistenz und Wandel. Eine paar- und heteronormativitätskritische Perspektive. In: Nadine Schöneck-Voss und

Sabine Ritter (Hg.): Die Mitte als Kampfzone. Wertorientierungen und Abgrenzungspraktiken der Mittelschichten. Bielefeld: transcript, S. 125–141.

Wimbauer, Christine und Mona Motakef (2019): Nicht-/Anerkennung im Lebenszusammenhang prekär Beschäftigter ohne Paarbeziehung: Kompensation oder Kumulation von Anerkennungsdefiziten? In: Zeitschrift für Soziologie 48 (5–6), *im Erscheinen*.

Windolf, Paul (Hg.) (2005): Finanzmarktkapitalismus. Analysen zum Wandel von Produktionsregimen. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 45. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Winker, Gabriele (2015): Care Revolution: Schritte in eine solidarische Gesellschaft. Bielefeld: transcript.

Woltersdorff, Volker (2010): Prekarisierung der Heteronormativität von Erwerbsarbeit? Queertheoretische Überlegungen zum Verhältnis von Sexualität, Arbeit und Neoliberalismus. In: Alexandra Manske und Katharina Pühl (Hg.): Prekarisierung zwischen Anomie, und Normalisierung. Geschlechtertheoretische Bestimmungen. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 228–251.

Woltersdorff, Volker (2019): Heteronormativitätskritik: ein Konzept zur kritischen Erforschung der Normalisierung von Geschlecht und Sexualität. In: Beate Kortendiek, Birgit Riegraf und Katja Sabisch (Hg.): Handbuch Interdisziplinäre Gechlechterforschung. Wiesbaden: Springer VS, S. 323–330.

Wotschack, Philip (2018): Optionszeiten auf Basis von Langzeitkonten – eine kritische Bilanz. Working Paper Nr. 57, Forschungsförderung der Hans-Böckler-Stiftung. https://www.boeckler.de/pdf/p_fofoe_WP_057_2018.pdf (abgerufen am 27.1.2019).

Wotschack, Philip, Claire Samtleben und Jutta Allmendinger (2017): Gesetzlich garantierte »Sabbaticals« – ein Modell für Deutschland? Argumente, Befunde und Erfahrungen aus anderen europäischen Ländern. WZB-Discussion Paper SP I 2017–501. https://bibliothek.wzb.eu/pdf/2017/i17–501.pdf (abgerufen am 10.3.2019).

Young, Michael (1958): The Rise of the Meritocracy 1870–2033. London: Thames & Hudson.



Erklärung zu bereits vorliegenden Publikationen

Wie im Vorwort erwähnt, publizierten wir bereits theoretische Überlegungen und ausgewählte empirische Ergebnisse an anderer Stelle. Überlegungen aus Kapitel 2 sind knapper bereits in Motakef/Wimbauer (2019a) und Motakef (2019a) veröffentlicht. Einige der Fallrekonstruktionen, die wir in Kapitel 4, 6, 7, 8, 9, 10 und 11 präsentieren, publizierten wir in wesentlichen Aspekten der Fallstruktur ähnlich in Motakef (2019a) (Paar Christiansen/Caspar), Motakef (2019b) (Paar Christiansen/Caspar, Paar Poturica), Motakef/Bringmann/Wimbauer (2018b) (Ulrike Urban, Veronika Vetter, Theo Tettler), Motakef/Wimbauer (2019a) (Ulrike Urban, Paar Christiansen/Caspar, Paar Poturica), Wimbauer/Motakef (2018) (Ulrike Urban, Veronika Vetter) sowie Wimbauer/Motakef (2019) (Petra Podan, Veronika Vetter, Ulrike Urban, Rolf Radler und Theo Tettler).

Motakef, Mona (2019a): Recognition and precarity of life arrangement. Towards an enlarged understanding of precarious working and living conditions. In: Distinktion. Journal of Social Theory 20 (1), S. 156–172.

Motakef, Mona (2019b): Zwischen Ressource und Belastung – Zur Bedeutung der Paarbeziehung bei prekär Beschäftigten. In: Sozialer Sinn 20 (1), S. 59–84.

Motakef, Mona, Julia Bringmann und Christine Wimbauer (2018b): Gerechtigkeitsvorstellungen im Lebenszusammenhang – eine geschlechtersoziologische Perspektivenerweiterung am Beispiel von Für- und Selbstsorgearrangements prekär Beschäftigter. In: Gender. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft 10 (3), S. 101–117.

Motakef, Mona und Christine Wimbauer (2019a): Prekarität im Lebenszusammenhang – Eine um Anerkennung erweiterte Forschungsheuristik zur Untersuchung von prekären Erwerbs- und Lebenslagen. In: Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research 20 (3), Art. 34, http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/3222/4489 (abgerufen am 13.11.2019).

Wimbauer, Christine und Mona Motakef (2018): Prekäre Beschäftigung – prekäre (Selbst-)Sorge. Ambivalenzen der Anerkennung im Lebenszusammenhang. In: Mechthild Bereswill, Christine Burmeister und Claudia Equit (Hg.): Bewältigung von Nicht-Anerkennung. Modi von Ausgrenzung, Anerkennung und Zugehörigkeit. Weinheim und Basel: Beltz Juventa, S. 168–185.

Wimbauer, Christine und Mona Motakef (2019): Nicht-/Anerkennung im Lebenszusammenhang prekär Beschäftigter ohne Paarbeziehung: Kompensation oder Kumulation von Anerkennungsdefiziten? In: Zeitschrift für Soziologie 48 (5–6), *im Erscheinen*.